

Der Adept zu Helmstedt



**Historischer Roman von
Fr. H. Kléncke**

UB Braunschweig

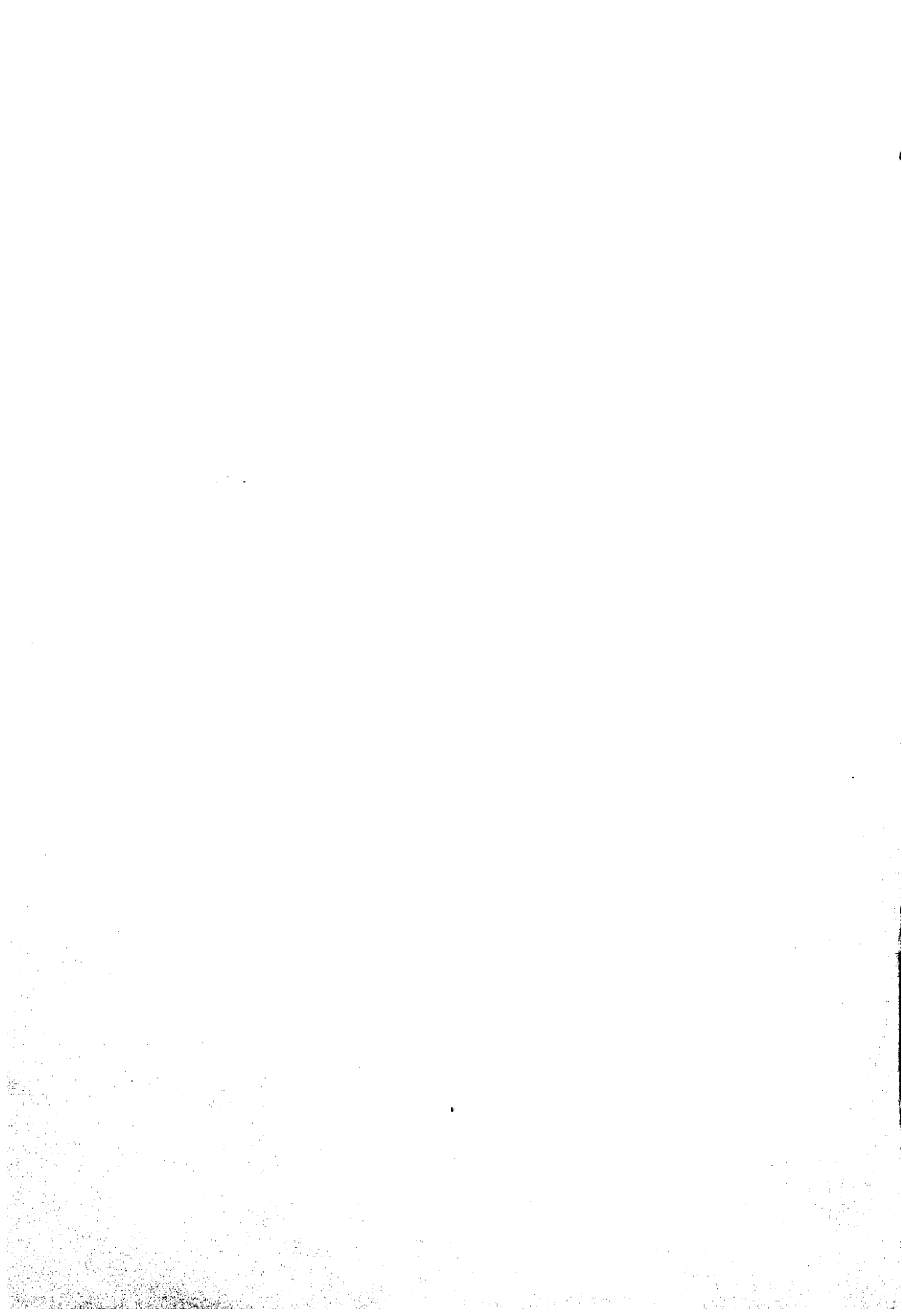
84



2010-429-0

Der Adept zu Helmstedt

2





Prof. Gottfried Christoph Beireis
geb. 28. Februar 1730 — gest. 18. Sept. 1809

Der Udept zu Helmstedt

Denkwürdigkeiten
aus dem Leben des Professors Beireis

164. ^{ent.}
Historischer Roman von Fr. H. Klenthe



Erster Band

1930

Druck und Verlag von J. C. Schmidt, Helmstedt
Ehemalige Universitätsbuchdruckerei, gegründet 1597



Erstes Kapitel

Der siebenjährige Krieg war vorüber. — Die Zeit des Friedens hatte den Universitäten die reifere Jugend wieder zugeführt und auch die ehrwürdige „Julia Carolina“ zu Helmstedt wurde von einer zahlreichen Studentenschaft besucht und belebt, da der Ruf berühmter Lehrer weit über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus die studierenden Jünger der Wissenschaft heranzog. Der heutigen Tages verödete Collegienplatz, mit dem Zuleums-Gebäude, seinen Türmen und dem Konvikt, wurde damals von fröhlichen Burschen bevölkert; der jetzt stille Marktplatz mit der Collegienkirche und dem Ducksteinkeller erscholl von Rapiert, Sporen und Vivatruf des Bruders Studio, und der steinerne Simson über dem Eingange der Kirche blickte, als schützendes Symbol des akademischen Wappens, auf ein heiteres Volk der Julia Carolina herab.

Im Ducksteinkeller am Markt neben dem Rathause ging es an einem mond hellen Sommerabende laut und lärmend her. In dem Zimmer, wo der Duckstein, ein bierähnliches aufbrausendes Gebräu, geschenkt wurde, war es des Tages über nie leer von Studenten, aber die Abendstunden versammelten vorzugsweise die Durstigen, welche hier neben dem Getränk und dem Tabak auch die burschenschaftliche Geselligkeit genossen, die in ihrem eigentümlichen Charakter und ihren anspruchslosen Mitteln einen geistigen Einfluß auf die Fröhlichen durch Glück in der Genügsamkeit und durch die ideale Verschönerung des sinnlichen Lebens ausübt.

Das Zimmer mit seinen weißen von Rauch geschwärzten und von zahlreichen Namen bedeckten Wänden war auch an diesem mond hellen Sommerabende ganz von Studenten gefüllt, welche an einem langen eichenen Tische, der in einer Ecke mit einem kürzeren im rechten Winkel zusammenstieß, teils auf Schemeln, teils auf der langen

Bank an der Wand saßen, das hohe Stangenglas mit dem brausenden Duckstein vor sich hatten und im trüben Schein der Lichter und hier und dort aufflackernden Fidibus eine lärmende Unterhaltung flogen. — In einer entfernten Ecke und im Halbdunkel eines nahestehenden, erlöschenden Talgstumpfes wohl kaum bemerkbar, wenn nicht gerade das Licht des Vollmondes durch das offene obere Fenster dorthin gefallen wäre, befand sich auf einem kleinen Tische ein großer Steinkrug, aus welchem die Gläser der Studenten von einem alten verben, die militärische Wiederkeit eines durchwetterten Kriegers in Haltung und Dienstfertigkeit verratenden Wirte stets von neuem gefüllt wurden, wobei seine Miene sich erheiterte, wenn er das Getränk aufschäumen sah, welches er dann mit soldatischem Stolge fest auf den Fechtisch stellte.

„Heda! Hospes!“ rief eine mächtige Stimme, „Vater Bosse: mein Glas ist leer und ich habe noch nicht auf die Ehre der Julia Carolina getrunken!“

Der Wirt drängte sich eilig an den langen Tisch, wo auf der Bank ein bärtiger, kräftiger Student saß, welcher eben die Worte gerufen und sodann den Fidibus angezündet hatte, um die Pfeife in Brand zu bringen.

„Simson, du hast aber heute Abend einen gefährlichen Durst,“ lachte ein anderer Student, den seine Freunde gewöhnlich „Strömke“ nannten und dessen eigentlicher Name von Strombeck war.

„Dafür bin ich Senior und pauke euch alle nieder!“ rief der Bärtige, welcher Caspar Witte hieß und von seinen Kommilitonen den Spitznamen „Simson“ erhalten hatte.

„Ja, er hat das Fechten bei Weireis gelernt!“ lachte ein dritter in der Nähe, „der Hofrat will sich schon mit dem Teufel gepaukt haben.“

Der Ducksteinhospes Bosse nahm unterdessen das leere Glas von Caspar Witte in Empfang, lächelte dabei kopfschüttelnd und wollte eben an den großen Steinkrug zurückgehen, als der bärtige Student plötzlich rief: „Vater Bosse, was wollt Ihr mit dem Kopfschütteln sagen: Nennt mir nur einen, der auf dem Fechtboden mir, dem Vorpauker, jemals einen Schmiß gegeben hätte.“

„Nun, nun, Herr Witte,“ antwortete der Hospes, indem er sich gutmütig den weißen Schnauzbart strich und die Studenten lächelnd anblinzelte, „ich weiß auch, wer Fechter ist — habe auch die Klinge geführt — Donnerwetter! wer den Krieg unter dem großen Friesen und im Husarenregiment des Vaters Zietzen mitgemacht hat, der kennt etwas von Hieb und Parieren — aber was der Herr Hofrat Beireis von seiner Fekthunst erzählt hat, das glaube der Teufel, ich nicht.“

„Bravo! der Hospes soll leben!“ riefen viele Studenten, „er hat den Nagel auf den Kopf getroffen, das Fechten ist ebenso gut wie das Reiten eine Renommée vom Professor.“

Mit schweigendem Stolze über das ihm gebrachte Vivat war Bosse an seinen großen Steinkrug zurückgeschritten, hatte das Glas gefüllt, dann an eine große schwarze Holztafel hinter dem Namen Witte einen frischen Kreidestrich gemacht und mit den Worten: „Zur Gesundheit“ — das erste Glas vor dem Studenten niedergelegt.

„Das Reiten und Fechten will ich dem Professor nicht mißgönnen“, sagte einer, „aber wenn ich nur sein Goldmachen verstünde, Jungen! wie wollte ich euch traktieren!“

„Glaubt Ihr denn an sein Goldmachen? Blossen!“ rief Caspar Witte, „das ist auch eine Renommée, und Professor Remer hat neulich in seinem Auditorium laut und offen doziert, daß kein Mensch ein Metall der Natur nachmachen könne.“

„Die Kunst versteht allein der Teufel“, fiel ein Anderer ein, „und es weiß die ganze Welt, daß Beireis ein Bündnis mit dem Bösen hat.“

Ein kleiner verwachsener Student aus Holland, Namens L o s s i u s, welcher nebst vielen anderen Holländern in Helmstedt lutherische Theologie studierte, wozu ihm das eigene Vaterland keine Gelegenheit bot, richtete sich von seinem Schemel auf und lachte mit gellender Stimme.

„Hört!“, spöttelte ein Student, „die Freitischglocke im Turme des Collegienplatzes läutet, jetzt gibt's wieder aufgeküllte Suppel!“ —

Ein allgemeines Gelächter folgt dieser Rede, deren Sinn alle Anwesenden kannten. Die Stimme des kleinen Holländers hatte einen ebenso schreienden Ton, wie die Freitischglocke, welche mittags die Studenten in das Konvikt auf dem Collegienplatze rief, wo man die Suppe ihrer gründlichen Klarheit wegen „aufgeklärt“ nannte; Loffius suchte außerdem gern von der Aufklärung in Glaubenssachen zu reden und es allen Andern darin zuvor zu tun. — „Ihr Juristen solltet euch schämen, daß Ihr noch an den Teufel glaubt, darüber bin ich längst weg; als ein Schüler unseres Henke leugne ich den Teufel!“ rief er eifrig.

„Aber es steht in der Bibel, und was alle Leute und guten Christen glauben, das glaube ich auch!“

„Oho, Loffius fängt sogar schon an, die Dreieinigkeit zu leugnen.“

„Malt den Teufel nicht an die Wand, Freunde, er mengt sich sonst unter uns, ehe wir es wissen“, sagte ein ältlicher Student.

„Ja, das bemooste Haupt hat Recht, laßt uns von anderen Dingen sprechen, wir haben gerade Vollmond und da soll der Teufel am liebsten umgehen.“

„Aber Ihr seht es ja an Beireis, daß es geheime Künste gibt, die reich machen, ohne den Teufel nötig zu haben“, rief Loffius mit seiner keifenden Diskantstimme, „das müssen die Mediziner wissen, die Collegia bei Kemmer, Bartels und Pichtenstein hören, wahrhaftig, es soll mich der Teufel morgen noch holen, wenn es einen gibt.“

„Alles, was Gott gemacht hat, ist gut“, nahm ein Jurist das Wort, „da aber Gott alles geschaffen hat, so konnte er auch keinen Teufel machen, und gäbe es dennoch einen solchen, so wäre Gott nicht allmächtig.“

Diesen Worten hatte der kleine, verwachsene Loffius so gespannt zugehört, daß er, ohne es zu wissen, fast ganz auf den Tisch gekrochen war, um den Studenten, welcher sprach, ansehen und ihm eifrig zunicken zu können.

„Heba!“ rief Caspar Witte, „wenn Ihr da behauptet: Alles was Gott gemacht hat, ist gut, so schauet doch den Loffius an, hat der Herr Gott den auch gut gemacht?“

„Das versteht sich, für einen Buckligen gar nicht übel“, antwortete Loffius schnell und zog damit alle Lacher auf seine Seite.

„Denkt nur an den Professor Conring, der einst hier in Helmstedt die Universität berühmt machte, der war auch klein, aber groß in der Wissenschaft“, sagte Strombeck scherzend, „der war so klein, daß ihn die Leute für einen kleinen Jungen angesehen haben.“

„Na, na! — der wird schon jedem, auch ohne sein seidenes Doktorbarett, bekannt gewesen sein!“

„Und jedesmal, wenn ich das Haus ansehe, was einst Conring gehörte, so denke ich bei mir selbst, was der kleine Mann mit einem so ungeheuer großen Hause gewollt hat. Er konnte sich darin verirren.“

„Ja, klein ist er gewesen, so klein, daß einmal, wie er in das Zuleum hat gehen wollen und unterwegs sein Kollegehest unbemerkt fallen ließ, eine Bauernfrau hinter ihm hergerufen hat: „Kleiner Junge, du verlierst dein Schreibbuch.“

„Das ist noch gar nichts, da erzählte uns neulich einer, daß, wie seine Frau hat niederkommen wollen, die herbeigerufene Hebamme zu ihm gesagt habe: Mein Junge, geh' mal so lange aus der Stube, ich muß mit deiner Mutter allein sprechen.“

Ein schallendes Auflachen folgte dieser Anekdote.

„Aber ein großer Kopf saß auf dem kleinen Manne“, fuhr der letzte Erzähler fort. „Das hat uns Professor Bartels gelegentlich im Kolleg mitgeteilt, denkt euch, am Tage, wo er Hochzeit halten will, fragt er seine Braut, ob sie am liebsten einen Doktor der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin oder Philosophie zum Manne haben wolle. Da hat sie die Medizin gewählt und an seinem Hochzeitstage promovierte er wahrhaftig mit Glanz zum Doktor medicinae und bald darauf — es sind jetzt wohl hundert Jahre her — wurde er hier in Helmstedt Professor der Medizin und Philosophie.“

„Als Arzt hat er großen Ruhm gehabt“, setzte ein anderer hinzu, „sein Name erscholl durch ganz Europa, er wurde von der Fürstin von Ostfriesland, von der Königin Christina von Schweden zum Leibarzt, und von

dem französischen König Louis XIV., sowie von dem König von Dänemark und dem Kurfürsten von der Pfalz zum Räte erhoben.“

„Ihr habt im Kolleg von Bartels große Aufmerksamkeit bewiesen“, lachte ein Student, „aber wißt Ihr die Geschichte nicht, wie ihn der Herzog nach Wolfenbüttel hat holen lassen? Das hat Bartels nicht mit erzählt.“

„Der Herzog hat ihn auch als Arzt gebraucht?“

„Das ist's eben, was ich erzählen will; wie der Herzog krank ist, schickt er eine große Kutsche mit vier Pferden nach Helmstedt und einen Brief dabei, daß Conring sogleich mitfahren solle. Wie dieser einsteigen will, sieht ihn der Kutscher an und fragt: „Nun Junge, du hast wohl Lust mitzufahren.“ Conring aber lacht und antwortet: „Ich bin der geheime Rat selbst.“ — Der Kutscher aber murmelt, daß es die Studenten, die dabei stehen, hören konnten: „Da hätte ich nicht nötig gehabt, mit der großen Kutsche und vier langspännigen Pferden zu kommen, den hätte ich schon in der Loberkiepe nach Wolfenbüttel tragen wollen.“ —

„Schade, daß Conring nicht mehr lebt!“ —

„Dafür haben wir ja den Beireis, der nicht minder berühmt ist.“

„Ja, ein berühmter Arzt ist er, mehrere Meilen in der Runde wird er von den Kranken gesucht, und darüber sind auch die anderen Professoren der Medizin neidisch.“

„Ei was, das hat andere Gründe, Fuchs“, fiel ein alter Student ein, „seine Renommée, seine Schimpfwörter, seine Scharlatanstreiche haben die Kollegen gegen ihn aufgebracht; — den Bartels nennt er im Auditorium öffentlich und bei jeder Gelegenheit einen Schweinschwanz, weil dieser ihm nachgewiesen hat, daß es mit der orientalischen Sprache des Alleswissers nicht weit her sei. Da kündigt er alle Semester ein Duzend Vorlesungen über alle Wissenschaften an, von denen nicht die Hälfte zu Stande kommt und da gibt er vor, geheime Kenntnisse zu besitzen, die ihn alles zu erfinden und zu tun fähig machen, was in der Welt nur immer möglich sei — aber

ich glaube nicht daran, denn wenn es Grund und Boden in der Wissenschaft haben soll, so müßten andere Physiker auch dahinterkommen.“

„Er wird aber doch steinreich, und seine Sammlungen von Wunderdingen soll kein König mehr bezahlen können.“

„Hm — hm!“, murmelte der alte Student, indem er die Mühe auf dem spärlich behaarten Kopfe hin und her schob, „das Reichwerden ist allerdings sein Geheimnis und dazu mag ihm der Teufel gute Dienste leisten.“

Ein anderer, mit ehrbarem, frommen Gesichte und gescheitelttem Haupthaar, hatte dieser Unterhaltung in seiner nächsten Umgebung zugehört und mit stiller Unruhe zuweilen nach dem mondhellen Fenster geblickt, durch welches auf dämmerndem Markt die Häuser mit scheinbar vergrößerten Formen und Schattenrissen sichtbar waren. Jetzt wendete er sich zu seinem Nachbar, dem alten Studenten und sprach: „Der rothaarige Junker mit dem Federhute und dem hinkenden, linken Fuße, welcher seit mehreren Wochen bei dem Professor Beireis aus und eingeht, mag wohl gar der Teufel selbst sein, neulich abends begegnete er mir im Mondschein auf den Edelhöfen und es wurde mir plötzlich ganz kalt und bange.“

„Was will der Junker denn eigentlich in Helmstedt, da er nicht Matrikel und Fakultät hat, sondern hier nur abends umherschleicht und den hübschen Mädchen nachstellt?“ fuhr ein Student fort, „da geht er zu Beireis und hat ein Geheimnis mit ihm, aber sein hinkendes Bein verrät den Pferdefuß — es ist nicht unmöglich, daß er der Satan selbst ist, der den Professor reich macht, weil dieser ihm seine Seele verpfändet hat.“

Diese Worte hörte Caspar Witte, welcher sich eben lang über den Tisch gelegt hatte, um aus dem vor den Sprechenden liegenden Flibusbündel einen Papierstreifen herauszuziehen. — „Ihr meint den Junker von Stafelberg?“ rief er laut „was redet Ihr da vom Teufel?“

„Ist es nicht verdächtig, daß er sich in Helmstedt aufhält?“ fragte einer.

„Wenn er mehr als ein gewöhnlicher Mensch ist,“ erwiderte Caspar Witte, „so muß er hieb- und stichfest sein, ob er der Teufel selbst ist, das läßt sich bald erproben.“

„Wie meint Ihr das?“

„Es hätte“, redete von Strombeck mit ein, „unser Simson wohl Lust, dem vermeintlichen Teufel selbst einen Gang anzubieten.“

„Fast's getroffen, Strömke, wenn ich etwa eine Quarte über sein semmelblondes Junkergesicht ziehe, so merkt Ihr daran, daß er nicht der Teufel ist und dann wollen wir ihn aus Helmstedt schon vertreiben.“

„Simson, bedenkt, es ist kein Philister und er trägt einen Federhut, Degen und Knebelbart, und er hinkt mit dem linken Fuße.“

„Poffen, ich geb mein Cerevis darauf, daß ich ihn bei der ersten Gelegenheit anrenne“, rief Caspar Witte, welcher nicht Furcht kannte, obgleich in damaliger Zeit der Glaube an den Umgang des Teufels nur von wenigen Freigeistern angefochten wurde.

In diesem Augenblicke wurde die Tür des qualmigen Gemaches aufgestoßen und es stürmten neue Studenten herein, welche Mühe hatten, sich in dem bereits überfüllten Lokale eine Bahn nach dem Tische zu brechen. — „Na, da sind die Göttinger!“ riefen mehrere Stimmen, „die werden durstig sein.“

Es waren unter den neu hinzugekommenen Studenten mehrere, welche in Göttingen studiert hatten und vor kurzer Zeit von dem Wunderrufe des Hofrats Beireis nach Helmstedt gelockt waren, um sich selbst von der geheimen Wissenschaft desselben zu überzeugen.

„Nun?“ fragte Caspar Witte, „kommt Ihr von dem Hegenmeister und habt Ihr das Collegienhonorar für das Privatissimum noch nicht bereut?“

„Wahrhaftig nicht“, erwiderte der eine von den Göttingern, denen der alte Hospes gleichzeitig das gefüllte hohe Glas entgegenhielt, wobei er imponierend mit herausfordernden Blicken auf den Schaum hinwies — „nein, wahrhaftig, der Beireis ist interessant, da hat er

uns neulich in seinem Laboratorium chemische Experimente gemacht, daß einem schwarz vor den Augen wird.“

„Wir hatten den Lehrsatz von der Farbenverwandlung des Körpers“, setzte ein anderer Student begeistert hinzu, „und da machte er aus Schwarz sogleich Rot und aus Rot wieder Schwarz, ohne es zu berühren.“

„Das läßt sich ebenfalls noch begreifen“, sagte der erstere, „aber denkt euch, er gab mir Weingeist in die Hand, den ich genau prüfte, und als ich ihn auf des Professors Geheiß auf eine dunkle Masse tröpfeln ließ, war es der pure, wahrhaftige, klare Essig, so scharf und sauer, daß mir die Tränen aus den Augen liefen.“

„Da habt Ihr die Teufelskünste“, sprach der ehrbare Student mit dem gescheitelten Haar, welcher neben dem alten Burschen saß, „das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, das macht ihm keiner nach.“ Dabei rieb er sich die Hände unter dem Krösteln eines leichten Schauders.

„Und wenn das Privatissimum noch zehn Taler mehr kostet, das würde ich dran wenden“, fuhr der erste Göttinger fort, „ich hätte ihm noch bis Mitternacht zusehen können, aber er wurde schnell nach dem Ludgerikloster zu einem kranken Mönche gerufen.“

„Hat er euch denn auch für das viele Geld die Kunst verraten, he?“

„Das tut er hoffentlich später.“

„Saha! was er verrät, das gehört ihm nicht mehr, das macht sich nicht mehr bezahlt.“

„Hört einmal“, rief Caspar Witte, „den Essig, welchen Beireis gemacht hat, den kaufe der Teufel selbst — aber wenn er euch lehrt, wie man aus schlechtem Regenwasser den besten Duckstein macht, ohne große Mühe, dann trinke ich zu Ehren des Hofrats täglich den großen Steinkrug unseres Vaters Boffe leer.“

Der Hospes, welcher wie ein wachsender Soldat auf dem Posten vor dem riesigen Steinkrüge stand, den er mit einexerzierten Handgriffen so leicht zu bewegen wußte, wie der Artillerist seinen schweren Mörser, warf einen unwillkürlichen Blick auf die schwarzgemalte Holztafel, an welcher jedes unbezahlte Glas Duckstein mit einem

Kreidestriche verzeichnet war und wo Caspar Witte bereits seit der Dämmerstunde eine nicht geringe Zahl erworben hatte. Bei diesem Blicke machte der alte Krieger ein komischmitleidiges Gesicht und brummte halblaut im singenden Tone: „Hm! hm! hm!“, dann strich er sich schnell mit der Hand über den weißen Bart und rief heiter: „Meine Herren; wenn der Duckstein gesund sein soll, so muß er natürlich und in Gottes Namen gebrauet werden.“

„Der Hospes hat Recht!“ riefen mehrere Stimmen, „Pereat der Professor Beireis!“ (d. h. nieder mit dem Professor Beireis).

Jetzt aber sprangen mehrere tüchtige Studenten auf und warfen grimmige Blicke nach denjenigen, welche eben das „Nieder“ ausgebracht hatten. „Das können nur Füchse rufen!“ hub einer der Opponenten an, wer aber länger als zwei Semester das Helmstedter Pflaster betreten hat, der muß wissen, daß unser Beireis ein Mann ist, der uns liebt und schützt und unsere akademische Freiheit vertritt. Wir haben noch nie einen solchen Prorektor gehabt, wie er bis voriges Jahr gewesen ist.“

„Ja“, lachte ein feister, die Huldigung der sinnlichen Genüsse in seiner behaglichen Erscheinung verratender Jecher, „ich verdanke dem Professor meine Gesundheit und angenehme Verdauung und ich höre regelmäßig alle Tage, wenn ich vom Tisch komme, seine Physik von 2 bis 3 Uhr, wo ich über seine Witze und Schimpfreden so herzlich lache, daß ich um 4 Uhr schon wieder hungrig werde.“

„Darum seid Ihr ihm Dank schuldig, Ihr Braunschweiger Mummenkopf!“ rief Caspar Witte neckisch. „Die Schlackwurst, welche Euch der Alte in Braunschweig schickt, hätte schon längst den Kopf mit ausgefüllt, wenn Beireis nicht einiges Salz seiner guten Laune nachschickte und Eure Eingeweide bewegte.“

„Deshalb sollen die Studenten vom Freitisch nicht zwischen 2—3 Uhr Physik bei Beireis hören, um nicht so schnell zu verdauen“, lachte der Braunschweiger, wobei er auf einen magern, dürrstig aussehenden Kommilitonen blickte, der eben Miene gemacht hatte, sein am andern

Ende des Tisches expliziertes Lob des Professors mit lauterer Stimme durch die ganze Versammlung zu verkünden. Es entstand ein geräuschvolles Durcheinanderschreien verschiedener Parteien, welches um so lächerlicher wurde, da der kleine Loffius bei der Nennung des Freitisches irrthümlich geglaubt hatte, man habe ihn bei seinem Spitznamen gerufen und nun so kreischend zwischen den allgemeinen Lärm schrie, daß es in der Tat klang, als töne die gellende Freitischglocke durch das Lärmen der aufgeregten Zecher. Als bald erhob sich aber von der Mitte des langen Tisches aus ein donnerndes Vivat auf Professor Beireis, den Studentenfreund, worin Alle versöhnt einstimmten und nach kräftigem Trunke fanden sich die Fröhlichen in der Melodie eines Gesanges zusammen, der weit über den abendlichen, mondbeleuchteten Marktplatz hinaus erscholl.

„Das Bundeslied! — Das Bundeslied!“, riefen plötzlich mehrere Senioren; man holte aus der düsteren Ecke des Gemaches einen der hier stehenden Rapiere hervor, steckte die bunten Rüßen darauf, indem man sie mit der blanken Klinge durchbohrte, und ein Senior stimmte mit imponierendem Bass das Lied an:

„Alles schweige — Jeder neige — Ernstern Tönen
nun sein Ohr,

Hört, ich sing' das Lied der Lieder,

Hört es, meine deutschen Brüder!

Hall' es wieder, froher Chor!“

Der Hospes kannte dies Lied als ein den Studenten wichtiges, und stellte sich feierlich, das schwarze Rappchen von der Blase nehmend, vor den großen Steinkrug.

Zwei Personen, welche an dem äußersten Ende des kürzeren Tisches, in der Nähe eines Fensters saßen, wo der Mond sie mehr erleuchtete, als das nächste vom Tabaksqualm getrübt Licht, hatten sich schon seit einer halben Stunde, ohne an der allgemeinen Unterhaltung teilzunehmen, mit einem Privatgespräche beschäftigt. Die eine dieser jungen Personen war ein etwa dreißigjähriger Student, dessen Miene und Kleidung auf eine verschämte Dürftigkeit zu schließen erlaubten; sein ernstes,

angenehmes, aber blasses Gesicht trug die Züge des Nachdenkens, der Entbehrung und eines stillen Schmerzes, die dunklen seelenvollen Augen hatten einen sinnig-schwer-mütigen Ausdruck, den das lange, nach hinten in den Nacken übergekämmte dunkle Haar erhöhte, und seine Kleidung bestand in einem abgetragenen Rocke von vio-lettem Manchesterzeuge, über welchen ein breiter Hemd-kragen lag, der den nackten Hals frei ließ, so wie in einem schwarzen Samtbarett mit schmalem, geschwärztem Silberstreifen. Er nannte sich Heinrich Schmidt, war der Sohn eines armen, längst verstorbenen Leinewebers aus der Umgebung von Wolfenbüttel und studierte von milden Stipendien und unter Beihilfe des Freitischen seit zwei Jahren Medizin. Er galt für einen denkenden, fleißigen Menschen, der selten an den Studenten-versammlungen teilzunehmen pflegte und seine geringen Mittel dadurch zu vermehren suchte, daß er auf den umliegenden Dörfern im Stillen kleine Kuren nicht ohne Glück machte, die ihm zuweilen ein geringes Honorar an Geld und Lebensmitteln eintrugen.

Eine ganz andere Erscheinung bot die Person dar, welche an derselben Ecke des Tisches saß, und lebhaft mit Heinrich Schmidt redete. Es war eine magere, fast schwindstüchtige Figur, mit langem, eingefallenem Gesichte, vorgestrecktem Halse und nach vorn gezogenen Schultern; die Nase war lang und spitz, der Blick der scheinbar kurz-sichtigen Augen, deren Lider sich unwillkürlich verengten und schlaff erweiterten, hatte einen lauernden, geheim-nisvollen Ausdruck, der Mund mit den schmalen, bleichen Lippen trug im Zuge seiner Winkel ein höhnisches, zurückgehaltenes Lächeln, welches sich nur dann zeitweise versteckte, wenn sich über das ganze Gesicht eine fromme heilige Andacht ergoß. Dieser Mann von etwa fünfunds-dreißig Jahren, mit dem schlichten, spärlichen, rötlich blon-den und gescheitelten Haar, dem weißen Halstuche und schwarzen Tuchrocke, war ein Studiosus der Theologie, Namens H a n n e u s, welcher, gleichfalls ohne Studien-mittel, durch Privatunterricht existierte und nebenbei einer kleinen hyperorthodoxen Sekte als heimlicher Pre-diger und religiöser Lehrer diente.

Als Heinrich Schmidt vor einer Stunde in den Ducksteinkeller gekommen war, wo er als ein seltener Gast kaum von den übrigen Studenten beachtet wurde, hatte er sich bescheiden an jene entfernte Ecke des Tisches gesetzt, mehr um den Blick durch das Fenster über den Markt zu richten, als um zu trinken und an der frohen Unterhaltung teil zu nehmen. Der alte Hospes bediente ihn auch als einen kaum bekannten und mäßigen Gast ziemlich spät und gleichgültig, und so saß Heinrich Schmidt längere Zeit verlassen da, ohne aber das Bedürfnis einer geselligen Unterhaltung zu empfinden. Trotz seiner scheinbaren Ruhe schien er doch von einem inneren Gedanken beunruhigt zu werden, denn seine sanften seelenvollen Augen suchten unwillkürlich wieder das Fenster, wenn sie einmal auf den zechenden und lärmenden Studentengruppen gehaftet hatten, und namentlich schien es eines der mondbeleuchteten Häuser auf der gegenüberliegenden Seite des Marktes zu sein, welches seine verschwiegene Aufmerksamkeit beschäftigte.

Bald nach ihm war der Theologe Hanneus eingetreten und hatte seine lauernden Blicke mit einer gewissen Hast des Suchens über die am Tische sitzenden Studenten geworfen; beim Erkennen des an der fernen Ecke Platz genommenen Schmidt war das ihm eigentümliche höhnische Lächeln deutlicher in seine scharfgezeichneten Mundwinkel getreten, aber er hatte gleichzeitig die Miene angenommen, als ignoriere er den stillen Studenten, indem er, schnell seine Blicke nach einer anderen Gegend richtend, den nächsten Schemel einnahm und ein Glas Duckstein forderte, welches der Hospes ihm mit martialischer Geberde derb auf den Tisch setzte.

Zu gleicher Zeit entstand zwischen entfernter sitzenden Studenten ein kurzes Flüstergespräch.

„Was will denn der widerwärtige Kerl hier?“ murmelte einer dem Nachbar ins Ohr, wobei er seitwärts auf Hanneus schielte, der still lächelnd auf sein Glas nieder sah.

„Der Teufelsbeschwörer; geht er vielleicht auf Rundschau aus?“

„Neulich hat er eine Bürgerfamilie, wo er sich zuweilen satt isst, so im Gemüte und Gewissen mit seinen Lehren von Sünde, Teufel und Demut vor dem göttlichen Wunder geängstigt, daß die Frau beinahe wahnsinnig geworden wäre und der Mann zum Professor Henke gelaufen ist, um Trost und Aufklärung zu suchen. — Und wie ihm der Professor dann die Unvernunft der Ansicht verständlich gemacht hat, da soll er den Hanneus am anderen Tage aus dem Hause gewiesen haben.“

„Oh! er hat schon viele Weiber im Gewissen so bedrängt gemacht, daß sie ihren Töchtern den Umgang mit den Studenten verboten haben; — sollen wir ihn heute Abend einmal touchieren?“

„Laßt ihn zufrieden, er hat seinen Anhang und die Studentenschaft schließt ihn so lange stillschweigend von sich aus.“

Dieses geflüsterte Gespräch fand bald sein Ende, als die allgemeine Unterhaltung der Anwesenden durch Caspar Witte, Strombeck und Vossius angeregt worden war.

Das selbst den Studenten auffällig gewordene Erscheinen des Theologen Hanneus in Ducksteinkeller hatte aber einen Grund, der sich so leicht nicht erraten ließ. Er war nämlich auf der Straße nahe an den Marktplatz gekommen und in einiger Entfernung einem Menschen gefolgt, den er im Mondlichte für den Studenten Heinrich Schmidt erkannt hatte. Mit der ihm eigenen Lauerfucht wurde er angeregt, das Vorhaben desselben weiter zu belauschen, da er bemerkte, daß Schmidt vor dem Hause des reichen Effighändlers Schlosser am Markte seine Schritte verlangsamte und, wenige Sekunden stehen bleibend, zu dem ausgebauten Fenster aufblickte, wo am Tage das schöne Gretchen, die älteste Tochter des reichen Bürgers, zu sitzen pflegte. Hanneus hatte sich in den Schatten eines entfernten Hauses zurückgezogen, um die Absicht des Studenten weiter zu beobachten, dieser aber war schnell an der dunkeln Reihe der Häuser fortgeschritten und in dem unsicheren Scheine des Mondes aus den spähenden Blicken des stillen Verfolgers gekommen, der jedoch die Gestalt in der Richtung des Ducksteinkellers zuletzt gesehen zu haben glaubte. Aus einem geheimen Grunde

folgte Hanneus dieser Spur und es erklärte sich daraus sein Suchen und falsches Lächeln, als er Heinrich Schmidt an der Ecke des Tisches wieder fand und wo er sich nun stellte, als beobachtete er ihn nicht im mindesten.

Als die laute Studenten-Unterhaltung auf Beireis und den Teufel gekommen war und der kleine, bucklige Loffius die Existenz des Teufels in heiterster Laune geradezu geleugnet hatte, waren die Seitenblicke des Hanneus nicht müßig gewesen, das Verhalten Schmidts auszukundschaften, und als er mit heimlicher Schadenfreude aufmerksam darauf wurde, daß jener unruhig und verstohlen seine Augen durch das Fenster über den mond hellen Marktplatz richtete, da nahm er, wie in Gedanken, sein Glas, wanderte damit an das eine und andere Fenster, und nachdem er auf diese Weise allmählich dem Studenten Schmidt nahe gekommen war, wendete er sich plötzlich zu ihm und redete ihn mit den halblauten Worten an: „Ein schöner Abend, mein Lieber — ebenso schön, als unheimlich.“

Schmidt, welcher den Theologen als Studenten und Hauslehrer kannte, sah den mageren, spürend über ihn gebeugten Menschen mit einer gewissen Befremdung an, da beide, wo sie auch an irgend einem Orte zufällig zusammengekommen waren, niemals mit einander geredet hatten. Diese befremdende Miene erwiderte Hanneus durch ein zutrauliches Grinsen, welches in diesem Moment einen gespenstischen Ausdruck erhielt, da gerade das Mondlicht seine bleichen Gesichtszüge beleuchtete und mit scharfen Schattenlinien markierte. — Ohne die Antwort auf seine Ansprache abzuwarten, setzte er sich auf den leeren Schemel neben Schmidt nieder und fragte: „Sie kommen wohl oft hierher.“

„Sehr selten“, gab Schmidt zur Antwort.

„Es ist hier ein richtiges Weltleben, aber Sie haben sich einen guten Platz ausgesucht, der Blick über den Markt ist romantisch, sehen Sie dort die Kollegienkirche Porta coeli, dort das große Haus des reichen Schlosser...“

Hier hielt Hanneus plötzlich inne und sah Schmidt mit kaum bemerkbarem hämischen Lächeln scharf an. Dieser hatte einen flüchtigen, unruhigen Blick durch das

Fenster geworfen und dann plötzlich auf den Lärm im Ducksteinkeller gehorcht, weil gerade jetzt die Rede auf den geheimnisvollen Junker von Staffelberg gekommen war und Caspar Witte ihn für einen gewöhnlichen Menschen erklärt hatte, mit dem er einen Gang auf scharfgeschliffenen Schläger zu machen nicht scheue. — Bei der lauten Verpottung des Teufels von seiten mehrerer Studiosen bligten einige Male die krankhaft glänzenden Augen des Hanneus nach den Redenden und mit einem inneren Groll, der sich aber bis auf eine schärfere Betonung der Stimme zu beherrschen wußte, fragte er Schmidt rasch:

„Was meinen Sie davon? Kennen Sie den Junker?“

„So viel ich weiß, ist er ein vornehmer Herr aus Wien, der sich vom Hofrat Veireis von einer Schußwunde am linken Fuß kurieren läßt und schon ziemlich geheilt zu sein scheint.“

Hanneus lächelte verächtlich. „Sie gehören wohl auch zu den Freigeistern, die Alles mit der Natürlichkeit und dem schlichten Verstande begreifen möchten und nicht merken, daß sie der Teufel schon hinten beim Schopfe hat?“

„Das Studium der Natur hat mich auf andere Ansichten geführt“, antwortete Schmidt; „wo ich feste Geseze finde, da begreife ich das Vernünftige und suche es meinem Verstande und dem Leben dienstbar zu machen.“

„Welcher Widerspruch“, grinste Hanneus, indem er einen lauernden Blick über den Markt warf, wohin Schmidt so eben wieder mit Unruhe unwillkürlich gesehen hatte. „Sie leugnen die Wunder und die Willkür des Bösen in der Natur und doch hordchen Sie den Lehren eines Mannes, welcher durch seine übernatürlichen Künste berüchtigt ist und Kräfte erworben hat, die jeden Frommen so erschrecken, daß er sich bekreuzigen möchte.“

„Sie deuten auf Veireis, aber ich glaube nicht an seine Wunderkraft, er besitzt nur Kenntnisse von Naturkräften, welche er zu Wirkungen benutzt, deren Ursachen wir noch nicht kennen und die wir daher wundervoll anstaunen.“

„Sie leugnen wohl die Wahrheit der Bibel?“ flüsterte Hanneus mit bösem Blicke.

„Ich habe in dem engen Kreise meiner Erkenntnisse freilich nur wenige Gesetze der Physik und Chemie völlig verstanden, aber was ich davon weiß, das gibt die Gewißheit von einer unumsstößlichen Gesetzmäßigkeit in den Naturerscheinungen, wo jede Wirkung ihre ordnungsmäßige, bestimmte Ursache hat und alle Kräfte wie Räder einer Uhr planmäßig ineinander greifen, so planmäßig und in Zahl, Gewicht, Zeit und Raum an eine innere Berechnung gebunden, daß überall die höchste, vernünftige Einsicht hervorleuchtet und man Gottes Weisheit darin erkennt.“

„Sie wollen sagen, daß Ihr Sinn von Gott sich abgewendet hat, wenn Sie in teuflischer Verblendung, welche Sie Ihre Vernunft nennen, das Geheimnis der Naturkräfte erkennen wollen, die nichts anderes sind, als dämonische Mächte, welche dem Spruche des Bösen gehorchen.“

„Ich lasse mich nicht beirren, weil ich es lebhaft empfinde, daß auch die Naturerkenntnis eine Wissenschaft von Gott ist.“

Hanneus öffnete seine schlaffen Augenlider weiter und sah den Studenten der Medizin fanatisch an; plötzlich gewann seine Miene wieder den heimlich forschenden Zug und er sagte unter einem leichten Hüfteln: „Sie stehen auf einem Maulwurfshügel und vermessen sich, über Berge schauen zu wollen, die sich in die Wolken erheben.“

„Ich vermesse mich, nicht mehr zu wollen, als was der Mathematiker vermag, der aus dem kleinsten Teile eines Kreises den ganzen Zirkel und aus einem Winkel und zwei Linien das ganze Dreieck zu berechnen fähig ist,“ antwortete Schmidt entschieden.

„Wofür halten Sie denn das Goldmachen und den Reichtum Ihres magischen Lehrers?“ fragte Hanneus heftig.

In demselben Augenblick stürmten die Studenten herein, welche aus dem Privatkolleg des Hofrats Beireis gekommen waren und von dessen Verwandlung der Farben wie des Weingeistes in scharfen Essig erzählten.

„Da hören Sie“, fuhr Hanneus höhnisch fort. „Solche Künste macht der Mensch nur durch Hilfe des Bösen.“

„Das Gold ist ein Element“, versetzte Schmidt, und Elemente lassen sich nicht durch Chemie, so weit sie erkannt wurde, produzieren — das hat sich der Schöpfer vorbehalten; wenn Beireis aber wirklich edles Metall aus anderen Substanzen durch Feuer und chemische Verwandtschaft der feinsten Teile, welche er im Golde vielleicht aufgefunden hat, zu produzieren versteht, so benutzt er ohne allen Zweifel Naturkräfte dazu, die gut und vernünftig sind.“

„Der unglückselige Eigendünkel des Menschen!“ rief Hammeus in einem immer mehr geflüsterten, aber giftigen Tone. — „O! Ihr Kurzsichtigen, Euer Verstand ist die Falle des Teufels, worin er Eure Seele gefangen nimmt, indem er sie durch den undemütigen Stolz Eurer Wissenschaft und Selbstsucht lockt. Anstatt in christlicher Demut die gnädigen Lichtstrahlen höherer Offenbarung zu erwarten und sich im sündigen Bewußtsein der menschlichen Nichtigkeit vor die eigene Brust zu schlagen, wollt Ihr selbst der Herr in der Natur sein, dünkt Euch groß, wenn Ihr weltliche Kunst und Wissenschaft erworben habt und merkt nicht, daß Ihr längst in Dienste böser Mächte seid. Nehmen Sie ein Beispiel an Beireis, der mit jedem neuen Geheimnis seiner Kunst eine Sünde auf sich lädt, denn er hat Wissenschaft und Reichtum einzig und allein durch schwarze Kunst und diese wieder vom Teufel.“

Heinrich Schmidt erwiderte diese, mit erzwungener Ruhe gesprochenen Worte eines fanatischen Eifers durch ein Lächeln, welches in seiner Weise die innere Ueberlegenheit des aufgeklärten Naturbeobachters ausdrückte, aber eben dadurch den Grimm des Theologen vermehrte. Dieser sah mit stechenden Augen und unter boshaftem Einziehen der Mundwinkel den Studenten der Medizin an, schien sich aber schnell und klug zu beherrschen und sagte ablenkend: „Kennen Sie die Künste, welche der Hofrat Beireis gebraucht, um dem Essighändler Schlosser ebenfalls zum Reichtum zu verhelfen?“

Als Schmidt bei Nennung dieses Namens unwillkürlich durch das Fenster über den Markt blickte, wo die Schatten der seitlichen Dachgiebel langgestreckt und gespenstisch immer näher zu kommen schienen, zuckte über

des Theologen bleiches Gesicht eine flüchtige Schadenfreude und er fuhr schnell fort: „Seit einiger Zeit treibt der Essighändler ein geheimes Wesen mit dem Professor und da seitdem der Mann große Quantitäten seines Fabrikates versendet und viel Geld empfängt, ohne daß man sieht, woraus er den Essig bereitet, so muß er ein böses Bündnis haben, welches die Nachbarn beunruhigt und sein eigenes Töchterlein mit Seelenangst erfüllt.“ Die Wirkung dieser Worte auf Schmidt suchte Hanneus mit stechenden Blicken zu prüfen.

In der That war der Student merklich unruhiger geworden, zumal er, was Hanneus nicht beachtete, bei seinem letzten Blicke über den Markt wahrgenommen hatte, daß in dem ausgebauten Fenster des gegenüberliegenden Hauses vom Essighändler ein Licht erschien, welches eine Zeit lang seinen Strahl mit dem Mondlicht verschmolz und dann wieder verschwand. In demselben Momente schlug die Blocke auf der Porta coeli mit feierlichen Schlägen neun. —

Heinrich Schmidt stand, von zunehmender Unruhe getrieben, schnell auf und sah wechselnd und verlegen bald durch das Fenster, bald den Theologen an, welcher sich gleichfalls erhoben hatte und zu erkennen gab, daß er ihn auch beim Weggehen aus dem Ducksteinkeller begleiten wolle.

„Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Abend“, sagte Schmidt zerstreut und wollte davoneilen, als Hanneus mit lächelnder Ruhe ihm antwortete: „Nehmen Sie mich mit auf den Weg, es ist gar zu angenehm, im Mondschein zu spazieren, wenn man gute Wege geht.“

„Ich muß nach Hause eilen“, sprach Schmidt in abwehrendem Tone, „ich werde Ihnen zu schnell gehen“, und damit suchte er sich durch die Studentengruppen nach der Thür zu drängen. Hanneus warf einen lauernden Blick nach dem gegenüberliegenden Hause des Essighändlers, rieb sich mit verstohlener Schadenfreude die Augen und folgte sodann dem Davoneilenden, welcher eben auf den hellen Markt gekommen war, als Hanneus wieder zu ihm trat. „Gehen Sie an der Kirche hinunter?“ fragte er höhnisch.

Schmidt erschrak, als er die Stimme neben sich hörte und die dunkle, schlanke Gestalt des unwillkommenen Begleiters an seiner Seite fortschreiten sah. „Ich eile dort hinunter“, erwiderte er und zeigte absichtlich nach der entgegengesetzten Richtung, während seine Blicke heimlich und besorgt auf dem Schlosserschen Hause hafteten. — In der nunmehr von Schmidt unfreiwillig eingeschlagenen Richtung warf das Mondlicht seine Schatten vor sie hin auf den Weg, und wenn er die langgezogene Figur des Begleiters neben seinem eigenen Schattenbilde ansah, so wurde er von einer unheimlichen Furcht und Beklommenheit ergriffen, da es ihm erschien, als verfolge ein böser Schatten seinen Weg. In seinem Herzen regten sich Gefühle, die im grellsten Widerspruch mit denjenigen standen, welche die Gegenwart des Begleiters in ihm erweckte, er sehnte sich danach, den abendlichen Gang einsam zu wandeln und sann im stillen darüber nach, so schnell als möglich von ihm loszukommen.

Hanneus hatte sich ihm nicht nur aus geheimer Absicht aufgerängt, sondern fing auch alsbald sein Gespräch über den Essighändler wieder an. — „Sie werden sich vielleicht wundern“, nahm er das Wort, „warum ich mich für den Mann so lebhaft interessiere; ich bin lange Zeit Hauslehrer seiner Kinder und er scheint mir merkwürdig verändert, seitdem er mit Beireis heimliches Wesen treibt. Er redet nicht mehr von Demut vor Gott, besucht die Kirche selten, und sein Reichthum nimmt auf keine gute Weise zu. Was wissen Sie darüber, da Sie doch ein so eifriger Zuhörer des Professors sind?“

„Derfelbe vertraut mir seine Geheimnisse nicht an“, gab Schmidt barsch und zerstreut zur Antwort.

„Ich dachte, Sie ständen in einem Verhältnisse zu ihm; aus Ihren Reden im Ducksteinkeller sollte man vermuten, daß Sie ein Lehrling in der Kunst der Finsternis wären, denn ich irre mich nicht, wenn ich glaube, daß Sie es der Tochter des Essighändlers angetan haben.“

Hätte Hanneus nicht dem Mondlichte den Rücken zugewandt gehabt, so würde Schmidt, indem er befremdet zu seinem zudringlichen Begleiter aufblickte, das böse-

willige Grinsen bemerkt haben müssen, welches bei den leztgesprochenen, absichtlichen Worten dessen bleiches Gesicht verzerrte.

„Ei, warum soll ich es Ihnen verschweigen?“, fuhr Hanneus mit schnell erheuchelter Zutraulichkeit fort, „sind Sie doch ohne Zweifel der geheime Liebhaber des schönen Gretchens, den die Nachbarn und spät Vorübergehenden unter dem Fenster erblickt und für den Buhlteufel gehalten haben.“

„Ich verstehe Sie nicht“, antwortete Heinrich Schmidt verdrießlich, „ich bin nicht abergläubisch und albern genug, um an Ihren Teufelsgeschichten irgend ein Interesse zu finden.“

Hanneus ließ im Schatten die volle Schadenfreude über seine Miene spielen, indem er schnell hinzusetzte: „Ja, das hätte ich auch nicht anders erwartet, denn man kann es Ihrer Anmut nicht verdenken, wenn sie, bei dem Mangel an Gottesfurcht, reich zu werden sucht durch schwarze Kunst und die Liebe eines Mädchens.“

Heinrich Schmidt blieb leidenschaftlich stehen, weil er sich beleidigt fühlte, wendete sich gegen das Mondlicht und zwang dadurch den aushorchenden Begleiter, gleichfalls sein Gesicht in das Helle zu wenden. — „Was wollen Sie von mir?“ fragte er abweisend und herausfordernd, „Sie hören, daß ich für Sie keine Geheimnisse zu enthüllen habe, ich begreife nicht, was Sie bei mir suchen — gute Nacht.“

Damit schritt Schmidt schnell weiter, ohne es eigentlich selbst zu wissen, daß er sich bereits auf den „Edelhöfen“ befand, da er zerstreut und unruhig, mit seinen Gedanken bei ganz andern Dingen weiland, die Straßen fortgeeilt war, um nur bei nächster Gelegenheit von seinem lästigen und widerwärtigen Begleiter abzukommen. Er war selbst überrascht, als er sich in seinem Fortreiten plötzlich vor dem großen Hause des Professors Weireis befand, welches im tiefen Schatten des nahen alten Stadtturmes, unter dessen Bogenwölbung die Straße fortlief, geheimnisvoll und wie ausgestorben vor ihm sich erhob. Um nur den spähenden Blicken des Hanneus, welcher in einiger Entfernung stehen geblieben war, zu ent-

fliehen, barg er sich hinter einen Vorsprung des düsteren Gemäuers, um dann seinen eigenen Weg später fortzusetzen, von dessen Ziele er weit abgekommen war. — Hanneus schien keine Lust zu haben, den Studenten weiter zu verfolgen, zumal er sah, wie jener im Schatten des alten Stadtturmes ganz in der Nähe des Beireis'schen Hauses verschwand. „Er geht zu seinem teuflischen Meister“, murmelte er, „in mondhellen Nächten sollen die höllischen Künste am leichtesten getrieben werden, ich weiß jezt, daß er dazu gehört und es werden die gläubigen Menschen sich vor ihm fürchten.“

In dem Schatten der nächsten Häuserreihe wurde gleichzeitig eine graue Gestalt sichtbar, welche eiligen Schrittes ihre Richtung nach demselben Hause nahm, wo der Student der Medizin verschwunden war; Hanneus trat furchtsam zurück, murmelte halblaut: „Alle guten Geister loben Gott ihren Herrn“, und verließ damit schnell diese Gegend der Stadt.

Als jene graue Gestalt über den Weg durch den schmalen Lichtstreifen schritt, welchen der Mond zwischen den Dachgiebeln hindurch auf die Gasse warf, erkannte man einen Mann von mittlerer Größe, mit etwas gebücktem und vorsichtigem Gange, dessen weiße Ziegenhaarpelücke besonders im Mondlichte hervortrat, dessen heller blaugrauer Rock mit großen Aufschlägen und Schößen und dessen gleichfarbiges kurzes Beinkleid scharf abstachen gegen die schwarzen Strümpfe und hochklappigen Schnallenschuhe. Er nahm seine Richtung geradewegs auf das Haus zu, wo der Student sich verborgen hatte, und wollte eben die Haustürglocke ziehen, als er die Gestalt am Gemäuer des alten Stadtturmes, welches die Straße überwölbte, gewahrte und entschlossen darauf zutrat. — „Was wollt Ihr?“ fragte er mit lebhafter Stimme.

Heinrich Schmidt trat aus dem tieferen Schatten heraus und hatte nur einen flüchtigen Blick auf den Fragen den gerichtet, als dieser mit größter Ehrfurcht, aber auch in einer gleichgroßen Verlegenheit grüßte und in die Worte ausbrach: „Ach! Herr Hofrat, verzeihen Sie, daß Sie mich hier so spät finden.“

„Wollen Sie mich sprechen? — Sehe ich recht, Sie sind der Studiosus Schmidt?“

„Ich wollte . . .“, stotterte dieser, nicht wissend, was er sagen sollte.

„Ich kann mir schon denken“, fiel der Hofrat Beireis, dies war der Mann, mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit ein, „was Sie wünschen, nun ja, ich will aus Rücksicht auf Ihren guten Eifer Ihr früheres Besuch berücksichtigen und Ihnen das Kolleg über Chemie gratis bewilligen.“

Schmidt war von der so unerwarteten und leichten Gewährung eines kürzlich einmal gegen Beireis ausgesprochenen und unbeantwortet gebliebenen Wunsches so überrascht, daß er im Gefühle seiner Freude nicht an eine weitere Erklärung seiner späten Gegenwart vor dem Hause dachte und dankbar erwiderte: „Herr Hofrat, meine Armut hat mich bisher von der Chemie ausgeschlossen, aber Sie werden erfahren, daß es meine hauptsächlichste Neigung war, die chemischen Geheimnisse kennen zu lernen und das zu begreifen, was die Menschen Wunder nennen.“

Beireis lachte mit einem kaum sichtbaren Lächeln auf. „Sie glauben nicht an Wunder, die außer der Möglichkeit der Naturwissenschaft liegen?“

„Ich weiß, daß man der Naturkräfte mächtig werden kann durch die Kenntnis von der Verwandtschaft und Abstoßung der Körper und ich habe in Ihrem Kolleg über Physik eine Einsicht in die Magie der Natur gewonnen, die mich begierig macht, mehr davon zu erfahren.“

„Was haben Sie eingesehen?“ fragte Beireis mit einer fast befehlenden und herrschsüchtigen Betonung.

„Daß alles natürlich zugeht!“ antwortete Schmidt, von der Freude der so unerwarteten als plötzlichen Erfüllung seines Wunsches so erregt, daß er in ungewöhnlicher Offenheit und ohne es zu wissen, dem berühmten Lehrer imponierte.

„Sie möchten wohl Naturgeheimnisse erfahren, um selbst bewundert zu werden?“ fragte Beireis spöttisch.

„Nein, Herr Hofrat, aber ich möchte mir die Natur dienstbar machen und es Ihnen nachtun in der Entdeckung von Stoffen, die nicht jeder zu finden vermag.“

„Sie gehen wohl gar auf das Goldmachen aus“, lachte Beireis, „aber, mein junger Freund, das verstehe ich nur, damit verschwenden Sie Ihre Zeit nicht.“

„Wenn Sie es verstehen, Herr Hofrat, dann muß es Ihnen gelungen sein, das Gold, wie es die Erde in ihrer dunklen Tiefe darbietet, in seine Bestandteile aufzulösen, dann ist es kein einfacher Körper und die Chemie kann diese Stoffe wieder zusammenfügen.“

„Ich sage Ihnen aber, daß noch mehr dazu gehört, was nicht jedem Menschen gegeben ist; — warum macht der Professor Lorenz von Crell es mir nicht nach, da er doch Chemie doziert?“

Diese Frage hatte Beireis mehr im Tone des Mutwillens und mit der Gebärde der Eile gesprochen, indem er die Hand an den Glockenzug der Haustür erhob.

„Ich würde Ihnen zeitlebens dankbar sein, wenn Sie mir Kenntnisse verschafften, die . . .“ Hier brach Schmidt plötzlich ab, da die Glocke auf dem nächsten Turme halb zehn schlug und er von einer mahnenden Erinnerung erschreckt wurde. Es mußte zugleich die letzte kränkende Äußerung des Hanneus unwillkürlich mit seinen von dem Glockenschlage angeregten stillen Gedanken aufgetaucht sein, denn als der Professor ihn groß ansah, und mit dem Anziehen der Türklingel zögerte, fuhr er mit plötzlicher Bewegung seiner Gefühle fort: „O! helfen Sie mir, daß ich meine Armut überwinde und lehren Sie mich, mein Brot zu verdienen.“

Beireis schien mit einer beifälligen Vermunderung diese Worte gehört zu haben, er ließ die Hand von dem Glockenzuge wieder fallen und sprach: „Fürchten Sie sich nicht, Geheimnisse zu erfahren, die große Opfer erfordern an Zeit, Mühe und Entbehrung?“

„Nein“, erwiderte der Student begeistert, „wenn ich erreichen könnte, was ich wünsche, dann würde ich mein Leben daran wagen.“

„Sie gefallen mir, junger Mann“ sagte Beireis, schnell das Gespräch abbrechend, „kommen Sie morgen nach Tisch zu mir, ich will sehen, was ich für Sie tun kann. Gute Nacht.“ Mit diesen Worten zog er seine Haustürglocke, die Tür sprang von selbst, wie von un-

sichtbarer Hand geöffnet, aus dem Schlosse, Beireis trat ein und der Student befand sich allein im Schatten des Hauses auf einsamer Straße. Aufgeregt eilte er jetzt fort auf demselben Wege zurück, den er vorher mit Hans-neus unfreiwillig gekommen war; ein warmer Südwind wehte ihm entgegen und säufelte geheimnisvoll in dem Lindenbaume, welcher vor dem Hause stand, an dem er soeben vorüber schritt. Er kam auf den Marktplatz, der rötliche Schein der Fenster vom Ducksteinkeller, aus dessen Trinkstube ein fröhliches Lied der Studenten erscholl, warf sein mattes Licht auf den schattigen Teil des Platzes, auf dem das steinerne Bild des Simson über dem Eingange der Kollegien-Kirche mondbeleuchtet aus dem Schlagschatten des Gemäuers hervortrat. Heinrich Schmidt richtete mit einer Unruhe, welche ihn zum ängstlichen Umherspähnen antrieb, wenn nahe oder fern der Schritt eines vorbeigehenden Menschen erscholl, seinen Weg auf das nunmehr tiefer beschattete große Haus des Essighändlers Schlosser, vor dem er stehen blieb und sich anstrengte, irgend jemand an dem ausgebauten Fenster, in welchem vor einer halben Stunde flüchtig ein Licht sichtbar gewesen war, zu erblicken. Er ging absichtlich lauter auf dem Steinpflaster auf und nieder; das Dachfenster des kleinen Nachbarhauses wurde geöffnet, ein Kopf mit weißer Frauenmütze lugte vorsichtig heraus, und zog sich schnell wieder zurück, als die Spähende im Schatten eine harrende Gestalt erblickt hatte. Gleich darauf bemerkte der Student am ausgebauten Fenster eine Bewegung, als ob eine Hand mit weißem Tuche winke; er suchte sich durch Aufheben des Armes erkenntlich zu machen, der weiße Schimmer am Fenster verschwand und mit Hast entfernte sich der Harrende von dem Hause, um durch einen schmalen Gang neben dem Torwege an die Hintergebäude und dann an den Garten zu gelangen, welcher, zum Schlosserischen Besitztume gehörend, bis an die hinterliegende Gasse tief zwischen die Nebenhäuser hinein sich erstreckte. Hier hatte Heinrich Schmidt wenige Sekunden an der niederen von Efeu wild überwachsenen Mauer gewartet, als eine Mädchen-gestalt im Garten erschien und sich dem grünen Gemäuer

näherte, wo der Student sehnsüchtig ihrer harnte. Mit kühnem Sprunge schwang er sich bei ihrem Kommen in den Garten, und in der verschwiegene Einsamkeit des von hohen Jasmingesträuchen beschützten Plazes floh die furchtsame Jungfrau in seine umfangenden Arme.

„Ach! Heinrich! wie habe ich mich um dich geängstigt“ sagte sie ebenso seufzend wie vorwurfsvoll, „um neun Uhr hatte ich dir das Zeichen durch das Licht am Fenster gegeben, wie vorgestern verabredet war, und schon einmal bin ich hier im Garten gewesen, um dich zu finden. Nun habe ich am Fenster im Dunkeln über den Markt gespäht und es ergriff mich solche Angst, daß ich recht bitterlich weinen mußte. Wo bist du auch so lange geblieben?“

Mit diesen Worten schmiegte sich das liebliche Mädchen, vom flüsternden Rauschen des lauen Südwindes in dem Gebüsch sanft erschreckend, an die Brust des Jünglings.

„Ich habe das Licht wohl gesehen, liebes Gretchen“ erwiderte Heinrich schmeichelnd und die heiße Wange des Mädchens küssend, „ich harnte des verabredeten Zeichens drüben im Ducksteinkeller und wollte zu dir eilen, als ein böser Schatten meine Wege verfolgte und ich ihm auf Umwegen zu entgehen suchte, um meinen geheimen Gang zu dir nicht zu verraten“.

„Ein böser Schatten?“ fragte Gretchen mit innerem Erbeben, „Heinrich, es kann uns doch nichts schlimmes widerfahren?“

„Darüber tröste dich, liebes Mädchen — wer weiß, wozu es gut ist, daß ich heute abend zu spät komme — denke dir, der Hauslehrer deiner jüngeren Geschwister, Hanneus, redete mich dort im Keller an, wollte nicht von mir weichen, sprach wunderliche Redensarten voll Aberglauben und während ich diese verlachte, hat er mir doch eine Sorge gemacht, denn er erklärte mir, daß er von unserer Liebe wisse.“

„O mein Gott! Das habe ich gefürchtet“, flüsterte Gretchen bang und drückte unwillkürlich die Hand auf die Brust.

„Was weißt du davon?“

„Er hat mich schon mehreremale, wenn der Unterricht vorbei war, angeredet und mich mit freundlichen Blicken angesehen, ach! er redete so finster und beängstigend, daß mir immer zu Mute wurde, als ob gar keine Freude mehr in der Welt sei. Er hat mir das Herz schon oft schwer gemacht, wenn er vor bösen Gelüsten warnte und ich mir insgeheim eingestehen mußte, daß er gerade solche Empfindungen und Freuden verdamnte, die mich so froh und selig stimmten.“

„Er ist ein Mensch voll schrecklicher Phantasien, liebes Gretchen, er glaubt an den Teufel und viele andere Vorurteile des alten geistlichen Regimentes, und was er nicht versteht, das nennt er böse.“

Das achtzehnjährige Mädchen hatte die großen, schwärmerischen Augen mit horchender Miene auf den Geliebten gerichtet und schien in banger Ungewißheit zu zögern, das Urteil über den Theologen anzuerkennen... „Er redet aber aus der Bibel“, flüsterte sie kaum vernehmbar, „ach, Heinrich, ist es keine Sünde, sich über die weltlichen Dinge zu freuen und dem Herzen zu folgen?“

„Wahrlich nicht, ich schwöre dir, liebes Gretchen, alles, was natürlich ist, das kommt von Gott, aber du wolltest mir ja von deiner Besorgnis erzählen.“

„Ja, heute mittag hat der Hauslehrer mich angeredet und seltsame Dinge erzählt, daß es einen Buhlteufel gäbe, der die Gestalt andrer Leute, die man liebte, annehmen könne und das reine Herz mit bösem Wesen vergifte. Dann hat er mir deutlich merken lassen, daß ich mich behüten möge, da die Nachbarn gesehen haben wollten, daß der Buhlteufel auch an unser Haus schleiche und mir nachstelle, ich solle fleißig beten und zum Abendmahl gehen, auch oft fromme Betrachtungen mit ihm anstellen, um im wahren Glauben stark zu werden, und da hat er mir den Buhlteufel beschrieben, wie er aussähe, o! Heinrich, er malte mir ein Bild, das, Heinrich schwöre bei Gott, daß du ein frommer Mensch bist, er beschrieb mir ein Bild, von dem mir das Herz sagen mußte, daß es dir ähnlich sei.“

„O du armes, betrogenes Mädchen!“, fiel Heinrich mehr lachend als ernst ein, „der Seelsorger will dich umgarnen, um für sich selbst dabei zu sorgen, merkst du das nicht?“

Bretchen war zu sehr in der altgläubigen Gottesfurcht und Kirchenlehre erzogen, um die ihr aufgedrungenen Ansichten nicht mit tiefem Ernste zu behandeln, und die lachende Antwort Heinrichs nicht ohne geheime Beklommenheit zu vermehren. Ihre vor etwa einem halben Jahre verstorbene Mutter war eine streng orthodoxe Frau gewesen, welche an den Teufel geglaubt und die böse Kunst der Besprechungen und Hexerei gefürchtet hatte. Unter ihrem abergläubischen Einflusse war Bretchen von früh an zu einer bangen Demut und frommen Gläubigkeit erzogen, aber in ihrem Herzen hatte sich mit dem Heranreifen zur Jungfrau ein natürliches, reines Empfinden des Lebens geregt, welches seitdem mit den anezogenen Grundsätzen des Wunderglaubens in einen unklaren Streit geraten war und in der natürlichen Mädchenseele eine beängstigende Ungewißheit über das Gute und Wahre verursacht hatte. Sie war mit dem Studenten Heinrich Schmidt vor kurzer Zeit auf einem Dorfe nahe vor Helmstedt, wo sie im Frühjahr bei einem Verwandten gelebt und er einen Kranken kuriert hatte, bekannt geworden. Beide waren sich zufällig auf dem Weidenwege am Dorfe begegnet, und eine geheime Macht, über die Bretchen sich am wenigsten Rechenschaft zu geben vermochte, hatte sie miteinander vertraut gemacht. Mit furchtsamem Herzen war sie dem Drange und der Lust am Anblicke des Jünglings gefolgt und erst als dieser ihr das unennnbare Gefühl und Sehnen ihres Herzens als Liebe gedeutet hatte, da war sie glücklich geworden und ihre ganze Seele war von dem Vertrauen zu dem Geliebten erfüllt. Erst spät hatte sie daran gedacht, daß sie ihr Leben nicht mehr allein besitze, daß sie in der Gewalt einer Macht sei, die all ihr Denken und Empfinden beherrsche, sie hatte darüber neues Bangen in sich gefühlt, aber es mußte, das beruhigte sie, ein gutes Wesen sein, welches sie an Heinrich kettete, denn sie war so glücklich und fühlte sich andächtig fromm zu Gott erhoben, wenn

sie sich dem Gedanken der Liebe hingab. So ward ihre Seele schwärmerisch und beklommen von Gefühlen gleichzeitig durchwogt.

Als Heinrich ihre durch den Hauslehrer geweckte Besorgnis mit den lachenden Worten zu beschwichtigen gesucht hatte und sie zweifelhaft anstarrte, wurde ihr Herz wieder bang und sie blickte sich mit flüchtigem, unheimlichem Schauer um, als die Gebüsche rauschten und die Schatten der Zweige im Mondlichte sich vor ihren Füßen bewegten. „Ach! Heinrich!“, flüsterte sie furchtsam, „sage mir, tun wir recht in unserer Liebe, ist es keine Sünde, wenn ich heimlich zu dir komme und es dem Vater verberge?“

„Ja, du tust recht, liebes Mädchen“, beteuerte Heinrich glühend, „die Liebe gibt sich selbst ihre Pflichten und glaube mir, daß ich treu und ehrlich dein zeitliches und ewiges Glück will. Was mich betrübt, das ist meine Armut, die dein reicher Vater zurückweisen wird, wenn er unsere Liebe erfährt, aber ich schwöre dir, ich will nicht eher ruhen, bis ich es herausgefunden habe, wodurch andere zu Gut und Geld gekommen sind.“

„Wie erschreckt mich dein Schwur, Heinrich; hast du etwas im Sinne, was Unrecht ist? Wie willst du das Vermögen gewinnen, was meinem Vater genügen könnte? Ach, und seitdem er so reich geworden ist, fürchte ich mich, daß er es durch böse Mittel geworden, denn er geht nicht mehr in die Kirche, treibt geheime Künste mit seinem Geschäfte und doch wird er zornig, wenn jemand von Dingen spricht, die man aufgeklärt nennt.“

„Dein Vater geht viel mit dem Professor Beireis um, das weiß die ganze Stadt und ich vermute, daß dieser ihm irgend ein Naturgeheimnis gelehrt hat, wodurch er auf schnelle und billige Weise einen Essig herstellt, der es an Güte und Ruf allen anderen zuvortut.“

„Deshalb habe ich eine große Furcht, daß mein Vater unter dem Einflusse böser Künste steht und ich sehe in seinem Reichtum ein unseliges Gut“, sagte Gretchen in lieblichem Nachsinnen und bangem Aberglauben ihres kindlichen Gemüthes.

„Darüber kannst du getrost sein, ich bin gewiß und wahrhaftig überzeugt, daß das Geheimnis, welches zwi-

ſchen deinem Vater und dem Hofrat Beireis waltet, in nichts anderem beſteht, als in der nüglichen Anwendung von Naturkräften und Stoffen, deren Produkt Geldeswert hat. Auch ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, durch die Naturwiſſenſchaft eine Entdeckung zu machen, welche Geld und Gut bringt, aber, wenn mir auch meine Studien in der Phyſik immer zuverſichtlicher verraten, daß alles in der Welt natürlich zugeht und es nirgends ein Wunder gibt, welches nicht notwendig den Geſetzen einer von Ewigkeit her gültigen Naturordnung entſpricht, ſo fehlten mir ſeither noch die chemiſchen Kenntniſſe zur Entdeckung neuer Stoffe, die dem Leben nützen. Nun kann ich dir aber eine Nachricht bringen, die mich froh macht und begeistert; denke dir nur, Gretchen, wie ich dem finſteren Hanneus entinnen wollte, um deſto eher auf einſamem Wege in deine Arme zu eilen, da treffe ich mit dem Hofrat Beireis unerwartet zuſammen, und was er mir auf meine Bitten im Auditorium nicht beantwortete, das erfüllte er mir erſt im Mondſchein auf offener Straße, er will und wird mir geſtatten, bei ihm die Chemie unentgeltlich zu hören und er nahm ein ſolches Wohlgefallen an mir, daß er mich auf morgen zu ſich beſtellte.“

„Ach! Heinrich, wie erſchreckſt du mich damit“, erwiderte Gretchen unter fürchtſamem Anſchmiegen an den Geliebten; „der Profeſſor Beireis hat eine geheime, unheilige Kenntnis, von der die Leute ſagen, daß er ſie vom Teufel gelernt habe, und man ſpricht viel grauenhaftes von ihm, das mich immer geängſtigt hat.“

„Liebes Mädchen, das ſagen nur Leute, welche im Aberglauben leben und durch die Naturwiſſenſchaft nicht aufgeklärt ſind, der Teufel, welchen die Abergläubigen fürchten, iſt nur die Vernunft des Menſchen, welcher ſich durch Erkenntnis der Naturkräfte dieſelben dienſtbar macht, daß ſie der menſchlichen Einſicht folgen.“

Gretchen hatte dieſe Worte nicht völlig verſtanden, ſie hielt des Jünglings Hand mit ſolcher Kraft und innerer Bewegung feſt, als wolle ſie ihn von einer Gefahr zurückhalten. „O! mein guter Heinrich!“ ſeufzte ſie flehend, „Deine Reden ſind ſo ungewöhnlich, ſo vermeſſen; der

Pastor predigte letzten Sonntag, daß der Hochmut im Menschen, welcher sich einbilde, mehr zu wissen und zu vermögen, als dem Demütigen von Gott gestattet sei, vom Bösen eingeflüstert werde und den Menschen von dem Glauben entferne. Heinrich, mir wird so ängstlich dabei.“

„Du wirst anderen Sinnes werden, wenn du einst erfährst, daß ich Geheimnisse entdecke und dennoch fromm und gut dabei bleibe, und, liebes Gretchen, es geschieht ja alles nur, um dich zu besitzen und glücklich zu machen.“

„Ich fasse das nicht“, sagte das bange Mädchen, welches schüchtern und mit Grauen in das dunkle Gebüsch und auf die grüne Gartenmauer blickte, weil es hier sich zu regen schien, und als jetzt die Glocke der nahen Kirche anschlug und plötzlich eine schwarze Rake über die Mauer sprang, da schreckte Gretchen zusammen und drängte ihr klopfendes Herz an die Brust des jungen Mannes. „Heinrich, in Gottes Namen, Heinrich, bleibe auf guten Wegen!“ flüsterte sie ebenso inbrünstig wie beklommen.

„Ja, auf guten Wegen, so wahr der Mond dort vom Himmel auf uns niederleuchtet“, sprach Heinrich feierlich. „Sei überzeugt, daß alle Zauberkräft und Wunderkräft schon längst von allen Aufgeklärten natürlich gedeutet wird und nur das Volk daran glaubt, weil die Religion dieses Vorurteil früherer unwissender Zeiten noch beibehalten hat. Sage nicht, liebes Gretchen, ich will dir meinen Entschluß offenbaren, dessen Gedanken mich schon seit Wochen beschäftigen und der nun so plötzlich zu neuer Hoffnung erwacht ist.“

Gretchen horchte mit zurückgehaltenem Atem auf die Worte des Jünglings.

„Meine Armut drückt mich, sie fesselt mein Leben und seine Anlagen an die trostlose, tötende Gewalt der Entsagung dessen, was ich zu erreichen den Willen habe und lähmt den Mut dazu. Vom ersten Tage meines Besuches der Universität in Helmstedt fühlte ich eine besondere Anziehung zum Professor Veireis, zu seinem Wunderrufe, seinen Geheimnissen und Künsten. Ich sagte mir, als ich erfuhr, daß er ebenfalls blutarm nach Helmstedt gekommen sei, daß er seinen Wohlstand nur durch die Früchte seiner geheimen Kenntnisse und diese nur durch Nachden-

ken und Forschung gewonnen haben könne; ich dachte, als man mir erzählte, daß er einst als mittelloser und wißbegieriger junger Mann vom Professor Heister besonders unterrichtet und zum Famulus gemacht worden sei, daß ich mich ihm nähern wolle und er vielleicht an mir ebenso handeln werde, wie es einst der berühmte Heister, dessen Amt und Würden er jetzt bekleidet, an ihm getan hat. — Zittere nicht, Gretchen, es ist mein Dichten und Trachten, reich zu werden durch die Naturkenntnisse, wie es Beireis geworden ist, denn nur dann wird dein Vater einwilligen, dich mir zur Frau zu geben.“

„Dein Begehren ist Sünde, Heinrich, ich liebe dich ja in deiner Armut, weil du gut und fromm bist, lebe nach Gottes Willen; was du aber sagst, kommt wahrlich nicht von Gott.“

„Und das gerade will ich dir durch die spätere That widerlegen; ich liebe dich, Gretchen, laß den Glauben an den Teufel und die übernatürlichen Dinge fahren, du sollst durch mich vom Aberglauben befreiet werden.“

„Heinrich, ich fürchte mich vor dir, ach! ich kann ja dieses Grauen nicht unterdrücken.“

„Erfahre erst ganz, was ich will. Die Welt sagt, und Beireis rühmt sich dessen selbst, daß er Gold zu machen verstehe; das muß ich herausbringen, das muß ich gleichfalls herausgrübeln und, kann ich es ihm nicht absehen, dann wird es mir selbst gelingen, wenn es mit den Naturkräften übereinstimmt.“

„Nein, nein, Heinrich, das darfst du nicht unternehmen, du redest heute abend so fremd, ach! wenn ich mir sagen muß, daß du mit Beireis verkehrst, so komme ich um vor Seelenangst; ich fürchte ihn und seit ihn mein Vater nach dem Tode der Mutter zu seinem Hausorzte gemacht und viel geheime Unterredung mit ihm hat, bin ich immer so beklommen. Im Nachbarhause wohnt eine alte Frau oben im Dache, welche bis in die Nacht hinein spinnt, und die hat mich angst gemacht, daß böse Geister um unser Haus gingen, so lange Beireis mit dem Vater verkehrte.“

Heinrich Schmidt lachte.

„Doch“, fuhr Gretchen eifrig fort, „der Knecht sagt auch, er wisse nicht; woraus der Essig würde, den der Vater verkaufe, während doch jeder gute Mensch Bier nötig habe, um Essig zu brauen, kaufe der Vater altes Obst, das keiner mehr wolle, und viel Branntwein an und dann komme Beireis abends her und mache Essig. Aber ich fürchte, er hat meinem Vater das Goldmachen gezeigt, das ist eine Kunst vom Teufel — o! Heinrich, komme wieder auf gute Gedanken!“ Gretchen hatte diese letzten Worte mit tränennassen Blicken auf den Geliebten gesprochen.

„Wenn ich alle diese Geheimnisse gelernt habe, dann werde ich sie dir anvertrauen“, sagte Schmidt mit dem frohen Mute der besseren Einsicht; „dann wollen wir Essig und Gold mit frommen Sprüchen zur Ehre Gottes machen und wenn es uns auch in Gottes Namen gelingt, dann wirst du an die Naturwissenschaft als eine Offenbarerin der göttlichen Weisheit glauben.“

Gretchen sah nach den dunkeln Hintergebäuden, durch die sie zurückgehen mußte, um in ihre Wohnung zu gelangen. Hatte die Liebessehnsucht ihr den Mut gegeben, allein, bei unheimlichem Mondscheine, in den Garten zu eilen, so war sie jetzt durch die Unterredung mit dem Geliebten in jene bange Stimmung geraten, wo der furchtsame Sinn sich vor dem Schatten entsetzt, den ein ungewisses Mondlicht zu beleben und zu vergrößern scheint.

„Begleite mich bis an den Hof“, bat sie unruhig, als es mit dumpfen, summenden Tönen zehn schlug.

„Kehrt dein Vater denn heute abend früher aus dem Wirtshause zurück?“ fragte der Student.

„Er geht seit mehreren Tagen nicht mehr zu Biere bei Fehse auf der Kornstraße, seitdem er dort den Aerger gehabt hat.“

„Davon weiß ich nichts, was ist denn vorgefallen?“

„Der Bierbrauer Fehse ist böse gestimmt auf den Vater, seitdem er sein Korngeschäft nicht mehr allein betreibt, sondern den Essighandel im großen angefangen hat, ohne daß man errät, wie der starke Essig gemacht wird. Und da der Professor Beireis in der ganzen Welt bekannt ist, so bekommt der Vater viele Bestellungen von

fremden Leuten, die früher von Fehse kauften, und das hat Zwiespalt hervorgerufen. Der Bierbrauer hat von Teufelseffig gesprochen, den der Mensch nicht ohne Gefahr für Seele und Leib genießen dürfe. Der Vater ist, seitdem er den Effig macht, immer sehr aufgeregt, und so ist es zu schlimmen Worten gekommen, woran die Gäste, die dort das englische Bier trinken, Anteil genommen haben.“

„Hm! Hm!“ sagte Schmidt nachdenklich, „wenn ich doch auch solchen Effig machen könnte!“

Gretchen richtete einen strafenden Blick, der die volle Besorgnis ihres von kindlichen Vorurteilen befangenen Herzens verriet, auf den Geliebten und indem sie dann schnell die Hände faltete und auf seine Brust drückte, legte sie den Mund an seine Wange und sprach flehend: „Heinrich! spotte nicht, ich bitte dich um Gotteswillen, bleibe ein guter Mensch, deine Wünsche sind sündlich, ich gehe mit Angst von dir.“

„Wie es mich in Liebe zu dir treibt, und ich für dich sterben könnte, wenn ich dich dadurch zu retten imstande wäre, so treibt mich die Begierde des Wissens zur Ergründung der Natur! Aber das Wissen von der Natur ist tot, wenn es nicht dienstbar wird zum Nutzen und Gebrauch des Lebens, und ich muß Tag und Nacht daran denken, daß ich verstehen lerne, was ich nicht zu begreifen vermag. So lange ich arm bin, wird dein Vater meine Liebe zu dir verspotten; das aber ertrage ich nicht, das kann ich beinetwegen nicht dulden, das würde mich demütigen. Renne dieses Wesen in mir böse, bei Gott, Gretchen, ich kann nicht davon absteigen und auch du wirst dich aufklären lassen, wenn du einiehst, wie ich in meinem Streben nach Geheimnissen, die du fliehst, gut und tugendhaft bleibe.“

Diese Worte hatte der Student mit Begeisterung gesprochen, und während er mit der Linken das zaghafte Mädchen fest an seine Brust gedrückt hielt, die Rechte zum mondhellen Himmel emporgestreckt. Eine feierliche Stille, ein gegenseitiges Anstaunen und Bemühen, im dämmerigen, ungewissen Scheine des anderen Gesichtsausdruck zu erkennen, folgte diesen Worten, die Jasminblätter flüsternten in eiliger Bewegung des lauen Südwin-

des, die Schatten schienen sich wie horchende Gestalten länger auszudehnen.

„Ich muß ins Haus zurück“, hub Gretchen plötzlich an, „ich werde diese Nacht viel über deine Worte nachdenken müssen, morgen abend muß ich dich wieder sprechen, Heinrich, o! sei mir nicht gram darüber, ich fürchte mich vor dir und doch hast du es mir mit geheimer Macht angetan, daß ich nicht von dir lassen kann; meine Angst um dich wird stärker werden, wenn ich nicht bei dir bin, Heinrich! — ich will mit dir sein, wo und wie du lebst, aber sei gut, erbarme dich meiner Seele, die auf Gott vertraut.“

„O! Du kindlich reines Wesen!“, rief Heinrich mit gedämpfter Stimme und im Uebermaße seiner Gefühle, „siehe, wie Licht und Schatten sich in diesem Garten verteilen und sich verdrängen, so kämpfen auch im Menschen-gemüte Erkennen und Finsternis mit einander; siehe dort das dunkle Gesträuch, du fürchtest dich, hineinzugehen, weil du nicht weißt, wer im dunkeln lauert, aber wenn du mutig eindringst oder bei hellem Sonnentage hineinblickst, dann wirst du Blatt und Blumen finden, die Auge und Herz ergözen. So fürchtet sich auch das menschliche Gemüt, seine dunkeln, geheimnisvollen Tiefen, welche die Phantasie mit ungewöhnlichem erfüllt, zu erhellen, so sträubt sich der Gang zum Wunderbaren im Menschen, sein Grauen vor einem Geheimnisse gegen die nackte Wahrheit auszutauschen — so geht es auch dir, deren Gemüt gefangen ist von dem Glauben deiner Mutter und den finsternen Einflüssen des Hauslehrers; o, Gretchen! glaube mir, der Mensch soll nicht furchtsamer Bewunderer der Natur, sondern ihr Herr und Meister werden — das ist eine innere Stimme in mir, und daß sie gut ist, das beweist mir meine Freude in Gott bei jeder neuen Erforschung.“

Das bange Mädchen hatte anfangs mit wunderbar schönem Blick des liebenden Vertrauens zugehört und dann nachsinnend in das dunkle Gebüsch gestarrt, auf das sie durch Heinrichs Hand aufmerksam gemacht worden war. „Fürchtest du dich noch?“ fragte er erregt, und als sie zögerte, ihm in den tieferen Schatten des Ge-

mäuers zu folgen, drang er mit Schnelligkeit in die dunkle Blätterlaube ein und trat sogleich wieder mit einer weißen Rose hervor, welche er der Geliebten darreichte. „Siehe, Gretchen, wie ich dir aus dem Dunkel diese Blume bringe, so werde ich dereinst Gold aus den noch dunkleren Gebieten der Natur holen und mit dir teilen, bewahre diese weiße Rose als ein Andenken dieser Stunde und als ein Zeichen der Schuldblosigkeit meines Beginnens.“

Gretchen nahm die dargereichte Blume zögernd hin, und blickte dabei zerstreut in die dunklen Hintergebäude, durch welche ihr Rückweg in das am Markte liegende Vorderhaus führte. „Begleite mich bis an den Hof“ bat sie unruhig, „ich muß zurückkehren, man könnte mich suchen und uns hier treffen.“

„Ich will dir einen Vorschlag machen“, erwiderte Heinrich, „wenn ich an die Worte des dämonischen Hanneus denke und damit die Aeußerungen zusammenstelle, welche die Nachbarin gegen dich getan hat, und wenn ich vermuten darf, daß jene Frau es gewesen ist, die, als ich vorhin auf dem Markte vor dem Hause auf ein Zeichen von dir lauerte, das Dachfenster öffnete und bei meinem Anblick rasch wieder schloß, dann fürchte ich, daß unsere abendliche Zusammenkunft hier im Garten nicht länger geheim und ungefährdet bleibt. Daß nur dem Aberglauben und der Bosheit keine Veranlassung geben, von Buhlteufel und bösen Wesen, die dein Haus umschleichen, ferner reden zu können, sondern laß uns einen anderen Ort suchen, wo wir uns wiederfinden.“

Gretchen horchte auf und flüsterte, eilig und besorgt umhererspähend: „Aber wo könnten wir uns sprechen, daß wir nicht entdeckt würden?“

„Laß uns am hellen Tage oder vor der Dämmerung des abends im Tannenhölzchen am schwarzen Berge, nahe vor dem Tore, zusammenkommen, dort sucht man uns nicht.“

„Ja, übermorgen, vor der Dämmerung!“ flüsterte Gretchen hastig und zog den Geliebten unruhig durch den Gang in die düsteren Hintergebäude, um in den Hof zu gelangen. An der Thür horchte sie auf Geräusch im Hause,

lah nach dem Kammerfenster des Vaters hinauf, aus welchem Lichtschein an die gegenüberliegende Wand fiel, dann berührte sie flüchtig mit küssenden Lippen des Jünglings Mund und huschte, den Zögernden mit der Hand zurückwinkend, in das Haus, dessen Hoftürriegel Heinrich leise zuschieben hörte. Mit raschen Schritten war dieser wieder in den Garten geeilt, über die niedere Mauer gesprungen und durch die schmale Twete auf den freien Markt zurückgekommen. Hier blieb er einige Sekunden lang stehen, blickte mit bewegten Gefühlen das große, stolze Haus an und schritt dann, von lebhaften Gedanken getrieben, davon, indem er mit sich selber sprach: „Ja, ich muß es enthüllen, wie Gold gemacht wird, wenn es irgend nach Naturgesetzen ausführbar ist; ich will meine Zeit und meine ganze Hoffnung daransetzen und wenn es mir gelingt, den Aberglauben von der Hilfe böser Mächte zerstören.“

Die mond hellen Straßen lagen bereits in nächtlicher Ruhe, weithin schallte der Tritt des einsamen, späten Wanderers, nur im Ducksteinkeller lärmte noch die fröhliche Studentenschaft.

Wir gehen in der Zeit dieses Abends um einige Stunden zurück. Es mochte acht Uhr geschlagen haben, als in der Dämmerung des sinkenden Sommertages ein frisches, in allen Bewegungen lebhaftes und mutiges Mädchen von schlanker, aber anmutiger Gestalt über die Straße, welche „auf den Edelhöfen“ heißt, fortschritt und vor der Tür des großen, stattlichen Hauses, welches dem Hofrath Weireis gehörte, stehen blieb, mit vertrauter Hand den Glockenzug zog und während des Wartens auf Oeffnung der Tür die herausfordernden Mienen und Grüße einiger vorübergehender Studenten mit schelmischem, lachendem Blick erwiderte. Als bald wurde die Haustür aufgeriegelt und eine etwa vierzigjährige Frau erschien, die ihre ehrbare mißtrauische Miene schnell beim Erkennen des hübschen Mädchens in die Züge frohester Ueberraschung verwandelte und mit dem Ausrufe: „Herr Jemine! Du bist, Eva? Woher kommst du so unvermutet? Und wie groß und prächtig bist du geworden!“

„Ja, Base, ich bins selber und was du mir von meinem Aussehen sagst, das freut mich; ich bin heute nachmittag von Braunschweig zurückgekommen, wo ich drei lange Jahre die alte Verwandte zu Tode pflegen mußte, daß ich selbst dabei elend geworden wäre, wenn mir der Himmel nicht so viel Frohsinn und Lust zum Lachen gegeben hätte.“

Während dieser Antwort des heiteren Mädchens, aus dessen blauen Augen ein hecker Uebermut lachte und dessen kleiner roter Mund den neckischen Scherz des leichtsinnigen Mutwillens verriet, hatte die Frau hinter der Eingetretenen, die ihr einen flüchtigen Kuß auf die Wange gab, die Haustür wieder verriegelt und die plaudernde junge Verwandte über den großen Hausflur in einen Gang des hinteren Flügels geleitet, wo eine kleine Wohnung nach dem Garten hinaus lag, deren Tür Eva vorausseilend öffnete.

„Alles noch so wie vor Jahren“ rief sie, lebhaft das Zimmer überblickend, „der alte Lehnstuhl, der mauserige Buchfink vom Bettler aus Clausthal, die alte Uhr mit dem Blockenspiel — ach! und da die Aufwäusche für den Herrn Professor!“ Diese letzten Worte sprach sie auf-lachend, indem sie auf ein Repositorium zeigte, worin eine große Zahl frischgespülter Medizinflaschen, chemischer Kochgläser und Retorten stand. „Nachgerade muß Bettler Leonhard doch hinter die schwarzen Rünste seines Meisters gekommen sein“, fuhr sie schalkhaft fort, „und da wird er mir den Gefallen tun, etwas von dem Golde abzugeben, was in dieser Hexenküche abfällt.“

Die Frau Leonhard — dies war die vierzigjährige Base des frischen Mädchens — erwiderte dessen leichtfertige Reden mit einer geheimnisvollen Miene, welche sich zu einem altklugen Lächeln verzog, als sie sagte: „Nun nimm Platz, Eva, mein Mann wird auch gleich kommen; ich kann dich nicht genug ansehen, Mädchen, was du groß und hübsch geworden bist, was sagst denn deine Mutter dazu!“

„Ei, der bin ich nicht nach Hansch, die sähe lieber, daß ich mit ihr in der Hauspostille lese, immer von Gottesfurcht und böser, verderbter Welt mit ihr redete,

vor jedem jungen Menschen wie eine Nonne wegliefe und mich vor dem Teufel und seiner Großmutter fürchtete.“

„Du sprichst ja wie ein Student, Eva, ein junges Mädchen muß sich in Helmstedt besonders vorsehen und häuslich sein, denn man kommt leicht in schlimmen Ruf und ein ehrlicher Bürgersmann heiratet dich dann nicht.“

Eva rümpfte die schelmische Oberlippe mit einem Zuge der Verächtlichkeit und liebenswürdigster Reckheit, wobei sie durch das Fenster in den Garten schielte, dann sprach sie mit lachendem Uebermut: „Hm! einen Bürgersmann begehre ich auch nicht, was sollte ich mit solchem Philister anfangen? Du hast mir selbst gesagt, daß ich hübsch wäre und dafür gibt schon ein Doktor oder Professor oder gar Baron seine Liebe weg.“

„Barmherziger Himmel! Mädchen, wo bist du an diesen sündigen Hochmut geraten? Das kommt gewiß von der großen Stadt Braunschweig.“

„O! wenn ich mich dort auf der Masch oder in Jock's Garten sehen ließ, dann haben mir die jungen Herren, besonders die reichen Kollegianer, viel Schönes gesagt, und nun habe ich mir einmal eingebildet, daß ich noch einen vornehmen Mann bekommen müßte.“

„Das ist Leichtfinn, das schlage dir aus dem Kopf, das führt zum Bösen.“

„Was ist denn Böses?“ lachte Eva neckisch, „Als Oheim Leonhard vor vielen Jahren in den Dienst von Beireis trat, ganz ins Haus zog und an den Geheimnissen mit-half, die in der Welt viel Aufsehen machen, da nannte meine abergläubische Mutter eure neue Lage ein böses Beginnen und obgleich sie keine leibhaftige Schwester ist, hat sie noch keinen Fuß zu dir hier ins Haus gesetzt, weil sie einmal glaubt, der Ohm Leonhard habe sich mit dem Professor Beireis dem Teufel ergeben. Hal hal hal! ich liebe die Teufel ungemein und möchte wohl einen sehen.“

„Rebe das nicht, male die Hölle nicht freventlich an die Wand, Mädchen! Eva! Was ist aus dir geworden?“

„Pöffen, ich glaube weder an den Teufel, noch . . .“

Um diesen Gegenstand, dessen Erwähnung die Frau Leonhard ungern zu hören schien, schnell abzubringen,

fiel sie dem Mädchen fragend in die Rede: „Wirst du uns denn künftig auch fleißig besuchen?“

„Ei, das habe ich mir besonders vorgenommen, wenn ichs auch heimlich tun muß, um meine abergläubische Mutter nicht zu ängstigen; aber ich muß erfahren, was hier im Hause getrieben wird, wovon die ganze Welt redet. In Braunschweig erzählt man die wunderbarsten Geschichten, die dem Abergläubischen die Haare sträuben und den Aufgeklärten zum Lachen zwingen. Ich will dir nur geradeheraus sagen, daß kein vernünftiger Mensch an die Wunder des Professors glaubt.“

„Eva, sprich nicht so; wenn Leonhard solche Reden hörte, würde er sehr ärgerlich und dir vielleicht verbieten, wieder zu kommen“ erwiderte die Frau gutmütig drohend. „Die ganze Welt weiß, daß der Herr Hofrat Wissenschaften besitzt, die kein Mensch außer ihm kennt und daß er sich zur Heilung von Kranken und in der Scheidekunst Kräfte erworben hat, welche wunderbar sind.“

„In Braunschweig hat ein Professor am Carolinum öffentlich bekannt gemacht, daß die Goldmacherei eures Helmstedter Faust nichts sei, er möge wohl Goldeswert fabrizieren können, aber das eitle Gold lasse sich nicht machen.“

„Laß uns darüber schweigen, Eva, der Herr Hofrat ist ein sehr gefälliger Mann, der einem freundlichen Mädchen vollends keine Bitte abschlägt; wenn du wieder mich besuchst und der Hofrat zu Hause sein sollte, dann will ich Leonhard auffordern, dich mit ihm bekannt zu machen, damit du die wunderschönen Seltenheiten einmal siehst, die das ganze Vorderhaus ausfüllen.“

„Das nehme ich mit großer Freude an, aber sage mir, wohnt denn niemand weiter in diesem großen Hause, als der Professor und du mit deinem Manne?“

„Nein, nur zuweilen ziehen vornehme Kranke, welche Vermögen haben, ganz in das Haus, bis sie kuriert sind.“

„Und heiraten will der Professor nicht?“

„Ich wollte wünschen, er fände Gefallen an dir“, sagte die Frau in Uebereilung, da sie diesen seit Minuten gehegten Gedanken in der stillen Freude, womit sie so

eben das liebliche, in seinem Leichtsinne und Lebensmut so verführerische Mädchen betrachtet hatte, unabsichtlich über die Lippen brachte.

„Bah! Was sollte ich mit einem alten Manne machen?“

„Alt? Was denkst du denn? Er ist am zweiten März erst vierzig Jahre alt geworden, doch, vielleicht ist es nicht recht, daß ich solche Reden führe, wie es das Schicksal will, so kommt's doch.“

„Nun sei einmal grundehrlich, Base“, begann das schelmische Mädchen, indem es sich vor die sitzende Frau Leonhard stellte, ihre Backe mit weicher, schmeichelnder Hand klopfte und die Frau blinzeln betrachtete: „Ist es denn wahr, daß Leonhard dem Professor beim Goldmachen hilft und überhaupt hier im Hause etwas Wunderbares getrieben wird? Wenn ich das wüßte, dann hätte ich den Oheim noch einmal so lieb, denn ich fühle für alle Geheimnisse so etwas, das man ebenso gut Neugier wie Bewunderung nennen könnte.“

Die Frau Leonhard sah mißtrauisch in das Gesicht des heiteren, den schelmischen Ernst im Auge und Lächeln tragenden Mädchens und nickte geheimnisvoll bejahend, wobei sie zugleich ihre deutliche Bewunderung des lieblichen, keck über sie gebeugten Mädchens nicht zurückzuhalten vermochte. Und in der That war die zwanzigjährige Eva ein verführerisches Bild frischer, in mutwilliger Lebensfreude blühender Mädchenschönheit, als sie vor der Tante stand, die blauen funkelnden Blicke wie Sonnenschein auf sie niederstrahlen und das keck ausgeschnittene Nieder den alabasterweißen Busen verräterisch vorquellen ließ. In der schlanken, engen Taille und den runden Hüften, welche dem Faltenwurf des langen Rockes eine angenehme, vornehme Form gaben, lag eine so stolze Haltung, daß man über den Linien der Schönheit ganz die Einfachheit und Dürftigkeit des Anzuges über sah. Auf das bedeutungsvolle Nicken der Tante spielte ein spöttisches, schadenfrohes Lächeln um Evas kleinen, roten Mund und den Eindruck des Wohlgefallens, den sie auf die Frau machte, bald erkennend, sprach sie lachend: „Wahrhaftig, Base, dein geheimnisvolles Wesen bringt mich auf den Gedanken, daß der Ohm auch

was von den Künsten des Professors versteht, und da bitte ich mir aus, daß er mich mit etwas Gold bedenkt. Aber so rufe den guten Leonhard doch, daß ich ihn begrüße.“

„Er ist im Laboratorium“, antwortete die Frau, „ich will ihn rufen.“

„Dann will ich dich begleiten und ihn überraschen“, rief Eva schnell und wollte lebhaft, wie sie war, die Tür öffnen.

„Nein, nein“, rief die Frau, von ihrem Stuhle besorgt aufspringend und das unbefangene Mädchen zurückhaltend, „in das Laboratorium darf kein Fremder eintreten, das hat der Herr Hofrat streng verboten; die Arbeit darin wird stets hinter Schloß und Riegel getan, und wenn ich meinem Mann was zu bestellen habe, dann muß ich selbst an die Tür draußen klopfen und ihn heraustrufen.“

„Ach, Possen, Ihr wollt mir Märchen aufbinden, damit ich an eure Geheimnisse glauben soll; komm nur her, Base, wenn ich an die Tür der Hegenküche klopfe und dem Ohm ein freundliches Gesicht zeige, dann wird er schon erlauben, daß ich eintrete.“

„Du hörst ja, er darf es nicht gestatten, der Herr Hofrat ist außerdem zu Hause und hält bis neun Uhr ein chemisches Privatkolleg bei einigen Studenten, die seinetwegen aus Göttingen nach Helmstedt gezogen sind.“

„Dann haben doch die Studenten in die Hegenküche eintreten dürfen“, antwortete Eva und machte neckisch die Gebärde des mutigen Oeffnens der Stubentür.

Die Frau sagte schnell an die Klinke und hielt Evas Hand zurück. „In das Laboratorium, wo die Sachen gemacht werden, welche zum Golde dienen, darf nur, außer dem Hofrate, allein Leonhard kommen. Den Unterricht in der Scheidekunst gibt Beireis in einem besonderen Gemache, denn auch in seine Arbeitsstube kommt nicht jeder hinein.“

„Ist denn der Professor ein so griesgrämiger Mann, ein Sonderling? Ja, das muß er sein, denn er ist ja ein alter Junggeselle.“

„Sie müssen einmal tun und befolgen, was er befehlt und er ist ein scharmanter, leutseliger Mann, der auch recht fein mit Damen umzugehen weiß und dessen gelehrte Unterhaltung viele vornehme Herren suchen.“

„Du machst mich ordentlich neugierig, den merkwürdigen Mann kennen zu lernen“, sagte Eva schelmisch, „wenn ich ihm schmeichle und mich stelle, als glaubte ich an seine Uebernatürlichkeit, dann schwatze ich ihm vielleicht einen Klumpen Gold ab.“

Die Frau schmunzelte, da ihr im stillen der Gedanke wiedergekommen war, daß Eva durch ihre lebhaft, mutwillige Natur möglicherweise einen günstigen Eindruck auf das Herz des Professors Beireis machen könne, denn die Frau wußte, was der Welt nicht so bekannt war, daß der Professor, dessen Charakter selbst lebhaft, frisch und bei allen Eigenheiten eitel war, gerade kein Verächter des schönen Geschlechtes sei. „Ja“, sagte sie zerstreut, „ein merkwürdiger Mann ist er.“

„Erzähle mir schnell noch etwas von ihm“, bat Eva schlaun, da sie wirklich neugierig gemacht war. Die geschwätzige Weibernatur der Frau Leonhard schien durch die stille Spekulation, die sie an Evas reizende Erscheinung knüpfte, angeregt zu sein, denn sie erwiderte mit der Miene großer Vertraulichkeit: „der Herr Hofrat kann auch sehr witzig sein, das rühmen ihm alle Studenten nach, und wenn er Kolleg hält, sollen die Zuhörer kaum aus dem Sackchen herauskommen.“

„Und du sorgst wohl für Küche und Haus? Wenn er wie andere Menschen ißt, trinkt und schläft, da braucht man sich ja wohl vor ihm nicht zu fürchten.“

„O!“ gab Frau Leonhard mit Wichtigkeit und Selbstgefühl zur Antwort, „ein jeder würde ihm nicht haushalten können, er schläft nur wenige Stunden des Nachts und ich begreife nicht, wie ein so rühriger und tätiger Mensch dabei Kräfte behalten kann, wenn er nicht kräftige Nahrung genießt; aber er nimmt keinen Bissen Fleisch zu sich, ich brauche ihm oft nur ein Gericht Mohrrüben zu kochen, woran er den ganzen Tag genug hat; Gemüse, Birkenwasser und Wein ist alles, was in dies Haus kommen darf. Nicht einmal Kartoffeln ißt er, weil er behauptet

tet, daß sie giftig wären, und wenn ich einmal Appetit danach habe, so muß ich sie heimlich kochen.“

„O! der kann keine Frau gebrauchen, das merke ich schon“, lachte Eva, „aber hat er denn gar keine Lieblingsneigung, so eine menschliche Eigenschaft, die man einen gewissen Hang nennt?“ Das schlaue Mädchen schien nach irgend einer schwachen Seite des sonderbaren Mannes zu forschen.

„Sein Garten ist sein Abgott, da gräbt er mit eigenen Händen und pflanzt seltene Blumen und besonders Obstbäume, weil er gern Äpfel und Birnen ißt. Siehe mal durchs Fenster, wie sauber der Garten imstande ist, auch die Einsiedelei dort mit der Weinlaube hat er selbst angegeben, das ist sein Lieblingsplatz.“ Bei diesen Worten hatte Frau Leonhard ihre Nichte an das Fenster geführt, wo bereits im zwiefachen Scheine der Abenddämmerung und des Mondlichtes der Garten hinter dem Hause übersehen werden konnte. Eva schien für diese Neigung des Professors wenig Interesse zu fühlen, denn sie warf einen nur oberflächlichen Blick durch das Fenster und sagte: „Aufe nun erst den Ohm Leonhard, der Mond steigt dort schon hinter den Bäumen auf, die Mutter weiß nicht, wo ich bin und ich wollte euch nur flüchtig wiedersehen.“

In demselben Momente wurde heftig an der Haustür geschellt und die Frau Leonhard wollte hinausgehen, als Eva fragte: „Mußt du denn jedesmal öffnen, wenn ein Fremder kommt und lebst Ihr stets bei verschlossenen Türen?“

„Der Hofrat duldet nicht, daß jemand eintritt ohne Anmeldung, nur wenn die Kollegstunden für die Studenten und die Sprechstunden für die Kranken sind, dann darf ich die Haustür offen stehen lassen. Wenn der Hofrat aber nach Hause kommt, so macht er mit der Glocke ein besonderes Zeichen und dann ziehe ich hier an diesem Drahte, worauf der Riegel an der Haustür von selbst aufspringt.“

Die Frau zeigte auf einen versteckt in der Stube angebrachten Drücker und eilte dann schnell hinaus, da zum zweiten Male heftig geklingelt wurde.

Eva blieb unterdessen in der Stube zurück und sprach für sich, als sie die mutwilligen Blicke in dem Raume umherstreifen ließ: „Es ist doch wunderbar hier im Hause — man weiß wahrhaftig nicht, ob man Grauen oder Vergnügen empfinden soll; wie altklug und feierlich tut die Base, wenn sie von dem seltsamen Manne redet, hm! ich hätte große Lust, ihm einen Teufelspoffen zu spielen und die Geheimnisse ans Licht zu bringen. Wie wohl der Oheim aussieht? Wenn die Mutter recht hätte, so müßte er vom Hölle Feuer schon ganz schwarz gebrannt sein.“

Während dieser Selbstunterhaltung war die schöne Eva in der Stube umhergegangen und hatte mit neugierigen, mutwilligen Blicken in alle Winkel und Behälter gespäht, den Wandschrank geöffnet, in den Kommodenkasten geschaut, die im Repositorium stehenden chemischen Glasgeräte untersucht, in eine Flasche gerochen und sie mit Abscheu wieder weggesetzt, dann ein auf dem Tische liegendes Päckchen behende gelüftet und, als sie nur Sand darin zu sehen glaubte, unbefriedigt wieder geschlossen und, als sie nichts entdecken konnte, was die schelmische Neugierde eigentlich gesucht hatte, neckte sie mutwillig den alten Zinken im Käfig aus seiner Ruhe und horchte dann plötzlich auf ein Geräusch im Hause, welches mit mehrfachem Oeffnen und Zuschlagen der straßenwärts gelegenen Thür endete. „Wo bleibt denn aber die Base?“ fragte sie sich selbst nach einer Weile, in der schon die Dämmerung im Zimmer bedeutend zugenommen hatte, ungeduldig werdend, „da draußen kommt jemand, das wird sie sein“, und ohne weiteres öffnete sie die Thür und spähte den Gang hinunter, welcher auf die Hausflur auslief. Ein Lichtschein erhellte diese bereits dunkel gewordenen Räume und sie sah an der weißen Kalkwand einen menschlichen Schatten scharf gezeichnet, welcher die vergrößerte Gestalt eines jungen Mannes mit Federhut und Degen darstellte. Das Schattenbild schien gespenstisch in einer horchenden Stellung zu verharren und in der wehenden Flamme eines Lichtes, welches Eva aber nicht selbst sehen konnte, unsicher zu schwanken. „Was bedeutet das?“ fragte sich das kecke Mädchen, „das ist wohl gar der Teufel, welcher hier in dem seltsamen Hause erscheinen

soll?" Obgleich sie eine gewisse Unheimlichkeit fühlte, schlich sie doch in dem Gange weiter, um die Ecke zu erreichen und zu erspähen, woher das Schattenbild komme; sie hatte aber kaum zwei Schritte getan, als Licht und Schattenbild verschwanden, ein Huschen und flüchtiges Poltern in der Nähe hörbar und gleich darauf die Haustür geöffnet und geschlossen wurde. Eva war erschrocken in die Stube zurückgeflohen und lachte hier über ihre eigene Bangigkeit, als sie das Herzklopfen fühlte. „Wie leicht sich doch der Mensch in Gespensterfurcht versehen läßt“, dachte sie, „aber die Base hat mich gewiß absichtlich ängstlich machen wollen, um meinen Mut und meine ungläubige Neugier einzuschüchtern.“

Jetzt trat die Frau Leonhard in die Stube zurück und suchte in der Mondämmerung mit verdrießlicher Miene die Nichte, welche sich eben in dem alten Sessel niedergelassen hatte. „Eva“, begann die Frau mit wichtiger Betonung, „bist du auf der großen Diele gewesen und hast mir aus Mutwillen das Licht ausgeblasen?“

„Ei bewahre“, versetzte Eva auflachend, „wie kommst du auf diesen Gedanken?“

„Ich hatte den Hofrat aus dem Privatkolleg herunterrufen müssen, weil er eilig zu einem Schwerkranken verlangt ist, und weil es schon dunkel war, so zündete ich Licht an und stellte es draußen an die Treppe. Wie ich nun mit Leonhard an der Laboratoriumstür deinetwegen geredet hatte und eben auf die Hausflur treten will, löscht jemand das Licht aus und es war mir, als husche ein Mensch nach der Tür, die in den Garten führt.“

„Das bin ich nicht gewesen“, antwortete Eva zerstreut und unwillkürlich befangen, da sie an das Schattenbild dachte, und schnell fragte sie: „Hast du dem Ohm gesagt, daß ich hier war?“

„Ja, er läßt dich grüßen, kann aber von der Arbeit vor zehn Uhr nicht abkommen, da er vor dem Feuer sitzen und etwas schmelzen muß, was er nicht aus den Augen lassen darf, da der Hofrat eben ausgegangen ist.“

So vorurteilsfrei und übermütig auch Evas Seele war, so empfand sie doch in diesem Hause eine unheimliche Stimmung, da ihr alles so geheimnisvoll, ungewöhn-

lich und fremd erschien. „Dann will ich gehen, ehe es noch später wird“, sagte sie schnell, während die Frau Leonhard das Feuerzeug aus dem Wandschränke nahm, um mit Stahl und Stein das mitgebrachte früher auf unerklärliche Weise ausgeblasene Licht wieder anzuzünden. Sie blies zu Evas größter Ungeduld lange in den Zunder, aber das Schwefelholz wollte nicht brennen und endlich rief sie im unwilligen Eifer: „Sollte man nicht glauben, daß das Licht der Teufel ausgeblasen habe?“

„Deshalb will ich eilen, daß ich fortkomme“, sagte Eva neckisch, aber doch nicht ohne ein Gefühl der Unruhe beim Blicke in den Garten, wo bereits das volle Mondlicht den letzten Tagesdämmer verdrängt hatte. „Adieu, Base, grüße den Ohm Leonhard und sage ihm, daß ich im hellen Sonnenscheine wiederkommen wollte, wo er wohl für den Hofrat kein Gold zu machen braucht.“ Sie hatte diesen Spott zur Besiegelung ihrer eigenen Beklommenheit ausgesprochen, da sie jetzt an den späten Rückweg dachte.

„Du kannst einen Richtweg nehmen“, sagte die Frau Leonhard, welche bei Evas Fortgehen die Versuche des Lichtanzündens unterbrach, „ich will dich durch den Garten zeigen, siehe, dort den breiten, gelben Weg zwischen den Bäumen gehst du hinunter, dann rechts am Hollunderbursche vorbei auf die kleine Pforte zu, die dich gleich auf die Straße führt, wo du nicht weit mehr nach Hause hast.“

Eva war der zeigenden Hand ihrer Base nur flüchtig mit unruhigem Blicke durchs Fenster in den vom Mondlichte scheinbar vergrößerten Garten gefolgt und dann, von der Frau begleitet, aus der Stubentür in den dunkeln Gang geschritten. Als sie an der Wand des großen Hausflurs vorüber eilte, gedachte sie wieder des seltsamen Schattenbildes, welches vorhin hier sichtbar gewesen war, wo jetzt tiefe Ruhe und Dunkelheit herrschten. Die Frau Leonhard blieb vor einer Tür stehen, welche in den Garten führte, und sagte: „Was heißt denn das? Es ist doch seltsam! Da habe ich erst, als ich das Licht auf die Treppe stellte, den Kiegel vorgeschoben und jetzt finde ich die Tür offen; aber es hat doch kein Mensch seitdem

ins Haus kommen können und der Junker ist schon seit dem Nachmittage fortgegangen.“

Die lebhafteste Phantasie des Mädchens, die ohnehin schon durch das Ungewöhnliche in diesem Hause angeregt worden war, erhielt durch das Erstaunen der Base selbst neue Nahrung und sie fragte mit deutlicher Angst: „Was für ein Junker?“

„O! ein Herr, der mit dem Hofrath zu thun hat“, gab die Frau schnell und in absichtlicher Gleichgültigkeit zur Antwort, und zeigte von neuem auf den Weg durch den Garten. Eva sogte eilig: „Gute Nacht“, und folgte der bezeichneten Richtung, während Frau Leonhard die Tür schloß und den Riegel vorschob. In des aufgeregten Mädchens Phantasie tauchten unheimliche Bilder auf, welche die Furcht erzeugte; es war ihr zu Mute, wie einem beherzten Menschen, der nach dem Anhören einer Gespenstergeschichte trotz seines Lachens darüber Grauen empfindet und dasselbe mit dem Verstande nicht zu scheuen vermag. Als Eva in dem Mondlichte, welches Weg und flüsternde Blätter seltsam beleuchtete, durch den Garten schritt und es auffällig fand, daß die Base in dem ersten Eifer von einem Junker geredet hatte, über den sie auf Anfrage keine weitere Auskunft geben wollte, da fielen ihr unwillkürlich die Märchen vom Junker Satan ein, der als Jäger oder Ritter erscheinen solle; das unerklärliche Schattenbild eines Junkers mit Federhut und Degen trat wieder vor ihr Auge und verknüpfte sich mit dem Gedanken, daß doch vielleicht ein gespenstisches Wesen mit dem Professor im unheimlichen Hause verkehre, über das die Frau Leonhard nicht reden dürfe. Plötzlich lachte sie über sich selbst, nannte ihre Furcht eine Albernheit, aber sie verdoppelte trotzdem ihre Schritte, je weiter sie vom Hause in den Garten auf einsamen Weg gekommen war. Schon sah sie im hellen Mondlichte die Pforte liegen, welche sie auf die Straße führen sollte, deren spitze Dachgiebel über die Gebüsch hervorragten, als das Geräusch von Schritten in ihr erregtes Ohr erscholl. Die raschen Blicke sahen alsbald auf einem Nebenwege jenseit eines Rasenplatzes, auf welchem zahlreiche Johanniswürmchen glühten, eine männliche Gestalt, die einen Fe-

derhut trug und mit Schreck mußte sich Eva eingestehen, daß jene sie immer mehr einholende, im Mondscheine näher eilende Gestalt ganz und gar dem Schattenbilde glich, welches sie vorhin an der Wand erblickt hatte. Sie verdoppelte ihre Schritte bis zum Laufen, die Gestalt folgte schneller, ein zärtliches: „Pst — Pst!“ mischte sich mit dem gleichzeitigen Aufsäuseln des mond hellen Gebüsches; schon hatte die näher eilende Erscheinung den breiten Weg erreicht, auf welchem Eva mit klopfendem Herzen immer rascher entfloß, schon hörte sie den klirrenden Sporn des gespenstischen Verfolgers hinter sich und die Worte rufen: „Schönes Kind, fürchten Sie sich nicht!“ da gewann sie den Ausgang des Gartens, zitternd riß sie die Pforte auf und schlug sie mit Heftigkeit hinter sich zu. Sie befand sich auf einer öden, schmalen Straße, sie hörte, daß der geheimnisvolle Verfolger an der Pforte rüttelte, deren Schloß im heftigen Anschlagen in den Verschuß gesprungen sein mußte. Schüchtern sah sie zurück und erst als sie gewahrte, daß sie nicht mehr verfolgt wurde, atmete sie leichter auf und suchte ihre Phantasie, welche noch, von der Erinnerung an das Schattenbild geängstigt, ihre Schritte besflügelte, allmählich zu beruhigen. Unwillkürlich mußte sie daran denken, daß sie im Uebermuth zu der Tante gesagt hatte: sie glaube nicht an den Teufel und habe eine große Begierde, einen zu sehen, und die stille, nur gedachte Frage an sich selbst: „Sollte es wirklich ein solches Wesen geben?“ vermochte sie erst zu belachen, als sie das Licht erblickte, welches aus der Stube ihrer Mutter aus einem kleinen, einzeln stehenden Hause an der Stadtmauer ihr entgegen leuchtete.

Evas Mutter, eine Frau Müller, war die Witwe eines früheren Vogtes im Ludgerikloster und lebte von einer kleinen Pension. Als Katholikin war sie eine streng religiöse und wundergläubige Frau, die das an der Stadtmauer einsam stehende Häuschen, ein von Trimmerhaufen und Steingerölle umgebenes, halbverfallenes Eigenthum des Klosters vor dem Ostertore, als eine Freistadt bewohnte. Evas Lebenslust und heiterer Leichtsinn hatten sie schon vor Jahren zu einer klösterlichen Strenge gegen das junge Mädchen veranlaßt, wodurch deren Frei-

heitsdrang nur um so mehr geweckt wurde, und es war eine stille Maßregel der vorurtheilsvollen Mutter gewesen, daß sie Eva an das Krankenbett einer Verwandten in Braunschweig als Pflegerin gesesselt hatte. Die mutwillige der Weltfreude zustrebende Natur Evas hatte aber auch dort den Weg in das Leben zu finden gewußt, und als sie am heutigen Nachmittag wieder in die mütterliche Einsamkeit zurückgekehrt war, hatte die alte, schwächliche Frau mit banger Besorgnis die zauberische Schönheit und den verführerischen Mutwillen der Tochter betrachtet.

Eva hatte das Haus, dessen weiße Kalksteine im Mondlichte blinkten, mit klopfendem Herzen erreicht und blieb vor der Thür einige Augenblicke weilen, um sich zu erholen und von der Furcht loszusagen, deren sie sich jetzt geschämt haben würde, wenn sie nicht an die wirkliche Verfolgung eines Menschen bei ruhigerem Gemüte geglaubt hätte. Ihrer Mutter wollte sie um keinen Preis ihr Abenteuer verraten, deshalb zögerte sie noch, die Haustür zu öffnen, so lange ihr Busen noch vom raschen Gange mochte und die Wange erhitzt war. — Erst als vom nahen Balle her der Lärm einer vorbeiziehenden Truppe Handwerksgefallen erscholl und näher kam, schlüpfte die Liebliche in das Haus, dessen Thür sie verriegelte. Der untere Raum des kleinen Gebäudes war öde und unbewohnbar, eine steinerne Wendeltreppe führte in die beschränkte Stube, wo die Frau Müller am Spinnrade saß und schon mit Unzufriedenheit das Ausbleiben Evas empfunden hatte.

„Guten Abend, Mutter“, rief das lebhaftes Mädchen, „Du wunderst dich gewiß, daß ich so spät nach Hause komme, aber ich will dir nur eingestehen, daß ich außer dem Herrn Provisor auch deine Schwester, die Base Leonhard, besucht habe.“

„In dem Teufels Hause bist du gewesen? Das habe ich mir gedacht!“ kreischte die alte grämliche Frau, indem sie sich bekreuzigte. „Du sollst mit den Leuten nichts zu schaffen haben, die nicht mehr an Gott glauben und für ihr täglich Brot ihre Seele dem bösen Goldmacher überliefert haben. Dort werden Teufelskünste getrieben, das

kann dir, wenn du zur Beichte gehst, der Herr Vikarius von Sankt Ludgeri sagen; bete nur drei Vaterunser, damit deine Seele nicht den bösen Einfluß erfahre.“

„Hm!“ — brummte Eva spöttisch, „die Base Leonhard befindet sich ganz wohl dabei und wünscht mir alles Gute.“

„Sie wollen dich wohl anlocken? Ja, junge Mädchen sind des Bösen Gelüste; der Vikarius sagt auch, daß böse Menschen gern dem Satan ein unschuldig Mädchen opfern, um ihre eigene Seele damit abzulösen, der fromme Herr ist erst vor einer halben Stunde weggegangen und hat mir viele geistliche Trostreben gespendet; er will auch für dich sorgen.“

„Das braucht er nicht“, antwortete Eva unwillig.

„Du bist in Braunschweig vollends ein Weltkind geworden, darum danke ich Gottes Fügung, daß er heute den geistlichen Herrn herführte, der seit einem Jahre, als ich das Sakrament im Bette erhielt, nicht mein Haus betreten hatte; als ich ihm erzählte, daß du wieder in Selbstebt angekommen wärst, schien er es schon zu wissen und er will dich zu sich nehmen, um seine Wirtschaft von dir in Gottes Namen führen zu lassen.“

„Dafür bedanke ich mich“ rief Eva auflachend. „Und das wäre eine Fügung Gottes, sagtest du? Wahrhaftig! Lieber überlieferte ich meine Seele dem leibhaftigen Teufel, ehe ich des Vikarius Wirtschaft in Gottes Namen führte, das verstehe ich ohnehin nicht.“

„Jesus, Maria, Joseph!“ kreischte die Frau mit gefalteten Händen, indem sie ihr kränklich gelbes, tiefgefurchtes Gesicht, auf welches der rötlich trübe Lampenschein fiel, dem lebensfrischen Mädchen, dessen Miene erhibt war, entgegen kehrte; „welche Rede muß ich hören? Eva! auf deinem Wege schleicht dir der Teufel nach — du bist schon in Anfechtung gefallen!“

Bei diesen Worten konnte sich Eva eines leichten Grauens nicht enthalten, da sie an das Ereignis der letzten Stunde dachte, und als sie, angezogen von der Erinnerung, schwieg, und sinnend die Mutter anstarrte, fuhr diese fort: „Hole das Gebetbuch, du sollst mir das Bekennnis vorlesen.“

Jetzt erwachte Eva aus der durch das Geheimnisvolle des Ereignisses gefesselten Erinnerung, welche sie in das Haus und den mond hellen Garten des Professor Weireris mit angenehmem Bangen zurückgeführt hatte; sie blickte, als sie eben noch das Bild des Junkers vor Augen gehabt, in das schlafte, grämliche Gesicht der Mutter und erschrak vor dem lebensfatten Ausdruck desselben. Mit stürmischer Bewegung eilte sie hinaus in die entfernte dunkle Kammer, durch deren Spitzfenster das Mondlicht einfiel und warf sich in Aufregung auf den Stuhl am Fenster, indem sie schluchzend ausrief: „Hier im Hause halte ich es nicht aus! Ich müßte sterben, wenn ich täglich diese Lebensmüdigkeit und Weltentfagung mit empfinden sollte. Wie fange ich's an, daß ich wieder aus diesem Hause komme?“

Das vor einer Stunde noch so mutwillige Mädchen hatte jetzt das Haupt tiefsinnend auf die Hand gestützt und schaute, während sie von der Phantasie, in den wunderbarsten Plänen und Bildern ihrer Zukunft ungezügelt die heimlichsten Wünsche für das Leben ausmalen ließ und am Ungewöhnlichen die lebhafteste Befriedigung fühlte, starr in die weite Gegend, welche sich mondhell vor den Blicken ausbreitete. Ihre Phantasie machte sie immer vertrauter mit der Erscheinung des Junkers, dem sie im Schattenbilde und in der dämmerigen Gestalt des Verfolgers allmählich ein Wohlgefallen des erregten Gemütes abgewann, und als nach einiger Zeit die scharfe Stimme der Mutter erscholl, da sprang Eva, wie aus entsetzlich schönen Traume auf und flüsterte gewaltsam: „Lieber will ich mich dem Teufel ergeben, als hier mein Leben verkümmern!“ Als erschrecke sie selbst über das eigene Wort, so heftig öffnete sie das schmale Spitzfenster in der dicken Mauer und bog sich mit dem Kopfe hinaus, um freheitsdurstig und sehnüchtig in die spätabendliche, unheimliche Mondlandschaft zu starren. — — — — —

Plötzlich fuhr sie zurück, schlug das Fenster erschrocken zu und floh tiefer in die Kammer, denn sie glaubte soeben die geheimnisvolle Gestalt des Junkers unten im zweifelhaften Schimmer des halbverfallenen Gemäuers erblickt zu haben

Zweites Kapitel

Die schöne Eva war seit einer halben Stunde von ihrer Base aus dem Hause des Hofrats Veireis auf dem Wege durch den Garten entlassen worden, als Leonhard, der alte Famulus im Veireis'schen Laboratorium, in die Stube trat, wo seine Frau mit dem Reinigen von Gerätschaften beschäftigt war, welche der Professor im kürzlich gehaltenen Privatkolleg über Chemie benützt hatte. Leonhard war ein magerer, blasser, von stetem Aufenthalt in der chemischen Werkstatt seines Meisters und vom Einflusse des Nachtwachens wie des Schmelzofens und mancherlei Einatmungen giftiger Dünste geschwächter Mann, dessen Augen vom Kohlenfeuer geröthet und dessen Hände vom Ruß des chemischen Ofens geschwärzt waren.

„Du hast heute ja lange arbeiten müssen“, redete ihn seine Frau an, „soll denn wieder etwas nach Holland zum Ausmünzen geschickt werden?“

Leonhard machte eine gutmüthig lächelnde Miene und antwortete, indem er das gereinigte chemische Gerät besah: „es wird diesmal viel Gold ausgemünzt werden; seit acht Tagen haben wir an der Materie gearbeitet, denn der Jude Marcus Silberschmidt zu Amsterdam will das doppelte Quantum haben.“

„Ich kann nur gar nicht begreifen, daß das rote Pulver, welches du mit dem Professor anfertigst, noch so glänzend hart und goldgelb wird, daß die Juden in Holland die schönen Dukaten daraus schlagen lassen können, die sie dem Hofrate zurückschicken.“

„Darin liegt ja gerade das Geheimnis, worauf ich den Eid als ehrlicher Mann geleistet habe, nichts über meine Puppen zu bringen.“

„Die anderen Professoren sollen nicht recht daran glauben, wie ich wohl gehört habe, und als gestern der Herr Bergrat von Crell mit unserem Veireis im Garten spazieren ging und ich gerade Mohrrüben auszog, da

hörte ich, daß sein guter Freund zu ihm sagte: „Pöffen, lieber Kollege, das machen Sie keinem Chemiker von Profession weiß, Sie verstehen Farbstoffe zu bereiten, welche sie durch Verkauf in gute, holländische Goldstücke zu verwandeln wissen.“

„Und was antwortete der Hofrat darauf?“ — fragte Leonhard mit einer pfiffigen Neugierde.

„Das konnte ich nicht hören, aber ich sah, daß er laut auflachte und viel mit Handbewegungen erklärte.“

„Sprich nur nicht gegen andere Leute darüber nach“, ermahnte Leonhard mit ernstlicher Miene und warnend erhobenem Zeigefinger, „so lange das Geheimnis im Hause bleibt, finden wir unser gutes sorgenfreies Brot dabei, und der Hofrat hat versprochen, meine Treue und Verschwiegenheit reichlich zu belohnen und uns auch im Testament zu bedenken.“

„Wenn nur die Leute nicht so Schlimmes dabei dächten, die Katholischen haben öffentlich von Rünsten des Teufels gesprochen, und ich mag solche Gedanken gar nicht haben, da doch alles natürlich im Hause zugeht, wenn auch sonderbar.“

„Laß die Leute denken, was sie wollen, im Gegenteil, widersprich ihrem Aberglauben nicht, denn es macht dem Hofrate eine große Freude, wenn die Leute Uebernatürliches von ihm und seinen Geheimnissen denken — das wünscht er sogar — und dessen Brot ich esse, dessen Wort ich spreche — deswegen, liebe Eleonore, hilf den Glauben an die Wunderdinge nur recht in der Stadt verbreiten, ich sage dir, der Hofrat wünscht es.“

„Ich fürchte nur, die Katholischen können uns etwas anhaben, da wir doch mit zur Kirche gehören und besonders der Vikarius ein finsterner Mann ist.“

„Der ist auch der einzige, welcher den Teufel beschwören möchte im ganzen Ludgeristifte“, versetzte Leonhard, „die anderen Benediktiner-Mönche sind sehr aufgeklärte Leute, die nicht an gläubige Verfolgung denken, und sogar hussitische Prediger togelang bei sich gastfrei beherbergen und ihnen noch ein Zehrgeld mit auf den Weg geben. Und dann denke nur daran, daß der Vater

Marianus der vertrauteste Freund unseres Hofrates ist und selbst Kräfte der Natur kennt.“

„Es liegt aber einmal in der Menschenseele, an Uebernatürliches zu glauben und Wohlgefallen daran zu finden“, sagte die Frau; „die Gelehrten mögen darüber in ihrer besseren Wissenschaft lachen, aber der Bürgersmann hält auf die Wunder und betrachtet unseren Hofrat mit geheimem Grauen.“

„O!“ erwiderte Leonhard schnell, „es gibt auch noch Professoren, welche an den Teufel glauben und an die Kunst, mit dessen Hilfe übernatürliche Dinge zu tun, und wenn auch die Studenten darüber in ihrem Uebermuth lachen, so werden sie doch stutzig und sehr aufmerksam, wenn Beireis sie mit ungewöhnlichen Dingen überrascht, und die Theologen wie Juristen glauben noch an den Teufel, wenn sie gerade nicht an Professor Henke und Justizrat Delze hängen.“

„Was lehren denn diese?“

„Der Hofrat hat einen großen Haß auf beide geworfen, daß sie das Volk aufzuklären suchen und seinem einträglichen Wunderrufe Schaden bringen“, erwiderte Leonhard, indem er sich an das Fenster setzte, wo ihn Lampenlicht und Mondschein gleichzeitig beleuchteten. „Der Professor Henke lehrt im Kolleg, wie ich aus den Unterhaltungen der Studenten erfahre, wenn ich im Auditorium die Apparate vor Anfang des Unterrichtes aufstelle, daß der Teufel ein Wahnwitz der abergläubischen Menschen sei und Gott die ganze Natur mit allen ihren Geheimnissen regiere, und der Justizrat Delze hat in seinem Kollegium die Hexenprozesse lächerlich gemacht. Nun aber ist Beireis ganz wild geworden und hat entsetzlich geschimpft auf die Kollegen Remer und Bartels, weil sie doziert haben, daß in der ganzen Natur nichts ohne unmanödelbare Gesetze vor sich gehe und die Wissenschaft alle Geheimnisse aufklären werde. Als die Studenten das unserem Beireis neulich merken ließen, da hat er in großem Zorne ein Wunder verrichtet, daß die Zuhörer angst und bange geworden sind, er hat nämlich an der eigenen Schuhsohle ein Stück Holz durch einmaliges Streichen

zur hellen Flamme entzündet und dann hitzig gerufen. „So, nun fragt die überklugen Schweineschwänze, ob sie mit ihrem Wissen auch so etwas können.“

„Wunderbar ist's aber auch, was der Mann alles vermag, Feuer aus dem Schuhleder? — hm! hm! — er hat Geheimnisse, die doch unmöglich mit rechten Dingen zu gehen können.“

„Darum wollen wir auch daran glauben“, sagte Leonhard mit dem Tone der Ueberredung, die keinen Widerspruch wünscht. „Unser Hofrat findet einmal seine Lebensfreude daran, in der ganzen Welt berühmt zu sein und im Ruße des Wunderbaren zu stehen. Das werden ihm die anderen Professoren nicht abdisputieren und neidisch rauben, denn einmal sieht man, daß er versteht, Gold zu machen und viele schöne teure Fabrikate auf ungewöhnlichem Wege, zweitens aber weiß er die Studenten, wenn sie von Remer, Bartels und Lichtenstein kommen oder Henke gehört haben, schnell von allen Zweifeln an seine Wunderkraft zu heilen, indem er gleich ein Experiment macht, vor dem der Verstand stille steht.“

„Es ist merkwürdig“ hub die Frau Leonhard an, „wenn man einmal auf den Gedanken kommt, daß es doch wohl Natürlichkeit habe und es mehr Augenverblendung sei, was der Hofrat wisse und tue, so wird man gleich seltsam und unheimlich zu Mute, wenn man ihn sieht und reden hört; er hat so etwas in seinem Wesen, das alle Sinne gefangen nimmt, und was man früher den „bösen“ Blick nannte.“

„Was? Unser Beireis einen bösen Blick? He! he! Er ist die Menschenfreundlichkeit und Güte selbst — so lebhaft wie er ist in guter, witziger Laune, so hitzig kann er werden, wenn man ihn durch Widerspruch oder Belächeln anreizt; er ist über alle Maßen ehrgeizig und ruhmstüchtig, aber das hat ihn ja gerade angespornt, sich die unbegreiflichen Kenntnisse zu erwerben.“

„Das meinte ich auch nicht, ich wollte nur sagen, daß er in seiner Person eine Gewalt über das Gemüt des Anderen hat, was wohl daraus entstehen mag, daß man nicht weiß, woher er gekommen und woher er seine Kenntnisse genommen“

„Er hat die ganze Welt gesehen, ist in Indien, China, in Japan, Konstantinopel, Rom und Madrid gewesen, in Padua hat er studiert und ist dann nach Helmstedt gekommen“, fiel Leonhard in das Wort seiner Frau ein und verrieth eine große Begeisterung für seinen Herrn.

„Das ist's eben, was ich nicht begreifen kann“, fuhr die Frau fort, „wenn jemand die ganze Welt gesehen hat, so muß er auch anders nach Helmstedt kommen, wie Professor Beireis wirklich gekommen ist.“

„Was kümmert uns das, da der Hofrat nicht gern davon sprechen hört und niemanden Antwort darauf gibt?“

„Wir sind ja unter uns; als ich noch Wirtschafterin bei dem seligen Professor Häberlin war, da wurde schon viel dort im Hause von Beireis gesprochen; man erzählte sich, daß er blutarm im Jahre 1754 als junger Mensch hierher gekommen und von dem berühmten Professor Heister zum Jamulus gebraucht sei, dieser aber habe viel Wohlgefallen an seinem Fleiße und Wissen gefunden, ihm so große Kenntnisse beigebracht und ihn auf dem Totenbette mit so großem Vertrauen in dessen Arzneikunde beehrt, daß er nach Heisters Tode vom Herzoge Carl zum Professor und Nachfolger seines Lehrers ernannt sei. Und besonders hielt sich mein Herr, der Professor Häberlin, darüber auf, daß man einen jungen Menschen zum Lehrer an der Universität mache, ehe er Doktor geworden wäre. Woher ist nun seit den Jahren aller Reichtum gekommen, wenn Beireis nicht die Goldmacherkunst kennen gelernt hätte.“

Leonhard hörte diese Aeußerung seiner Frau mit stillem Lächeln an und sagte dann: „Ja, ja, er kennt das Mittel, aber er bringt auch sein Gold wieder unter die Leute, denn geizig ist er keine Spur. Seine Delgemälde, Automaten, Instrumente und sonstigen Sammlungen sind die berühmtesten in der Welt und er hat sich vorgenommen, alles Merkwürdige der Erde an sich zu bringen, möge es kosten, was es wolle.“

„Woher mag er aber damals, 1759, nach Heisters Tode, das viele Geld genommen haben, um den teuren Nachlaß desselben zu kaufen?“

„Das weiß ich außer ihm am besten,“ sagte Leonhard mit dem stillen Schmunkeln des Selbstgefühls, „schon lange vorher, ehe er Professor wurde, hatte er sich ein Laboratorium eingerichtet und die geheimen Schmelztiegel gebraucht, die das Produkt liefern, welches in Holland zu Gold gemünzt wird.“

„Solltest du denn nicht nebenbei für dich etwas machen können?“ fragte die Frau, deren weibliche List sich unwillkürlich regte.

„Das wäre Unrecht, ich habe ihm heilig geschworen, kein Stäubchen von den Zutaten zu nehmen und andern zu zeigen.“

„Ei, das brauchst du auch nicht“ versetzte schnell die Frau, „wenn man das Gold unter den Händen entstehen sieht, dann kennt man doch die Zutaten und man braucht kein Stäubchen davon zu veruntreuen, sondern sie nur für sein eigen Geld zu kaufen.“

„Solche Gedanken habe ich auch schon gehabt, aber ich kenne die Zutaten nicht; der Hofrat hat jedem Stoffe einen Namen gegeben, wodurch ich ihn unterscheide, aber, wie ich gemerkt habe, sind das nicht die echten Namen, woran andere sie erkennen. Und dann — wenn ich die Masse herzustellen vermöchte, was würde es nützen? Es gehört auch ein reicher holländischer Jude dazu, doch, was sprechen wir darüber — wie sieht denn Eva aus?“

Leonhard hatte plötzlich abgebrochen, da er fühlte, daß diese Mittheilungen für die Treue seines Gewissens zu weit führen könnten; seine Frau sah, daß er schnell aufstand und sich mit den unterdessen von ihr gereinigten chemischen Gerätschaften zu schaffen machte, deshalb antwortete sie, den bisherigen Gegenstand des Gespräches schnell aufgebend: „Eva ist ein wunderschönes Mädchen geworden, so frisch wie eine aufgebrochene Rose und lebenslustig, wie ein junger Student. Ich glaube, jeder Mann, der sie sieht, muß in sie verliebt werden, und wie ich sie so erblickte, hatte ich meine eigenen Gedanken dabei.“

„Wie meinst du? Du denkst doch nicht an den reichen Junker hier im Hause? Das gebe der Himmel nicht.“

„Ei bewahre, ich habe einen besseren Plan“, flüsterte die Frau wichtig, „denke dir mal, Professor Beireis verliebte sich in sie.“

Leonhard machte eine unzufriedene Miene und schüttelte mit dem Kopfe, ohne von seiner Beschäftigung bei den chemischen Gerätschaften aufzublicken.

„Warum nicht?“ fuhr die Frau dreister fort, „man hat das oft, daß reiche und angesehene Männer arme, aber bildschöne Mädchen heiraten, nun, du weißt doch, daß der Hofrat im stillen auch seine Stunden hat, wo ihm ein Weib lieber ist, als seine berühmte Ente.“

„Das sind Narrenspossen; der Hofrat heiratet schon deshalb nicht, weil er nicht wie andere Menschen lebt und seine Einrichtung im Hause sich ganz umändern müßte, wenn er eine Frau hereinnähme. Und dann bedenke doch, daß wir — wenigstens du — auch im Hause unbehrlich würden, da du doch jetzt so gut wie die Frau vom Hause die ganze sonderbare Wirtschaft unter den Händen hast.“

Dieser letzte Grund schien auf die Frau Leonhard ganz besonders verständlich zu wirken, denn sie murmelte: „Da hast du recht, das vertrüge sich nicht, daran habe ich nicht gedacht, und die Haushälterin von der übermütigen Eva zu werden, dafür bedanke ich mich.“

„Ich sehe es auch gar nicht gern, daß sie künftig hier viel ins Haus kommt, sie wird wohl noch eben so vorlaut und naseweis wie früher sein und könnte hier manches erfahren oder aushorchen, was dem Hofrat unlieb wäre.“

„Ja, übermütig und mutwillig ist sie wie ein Student“, antwortete die Frau Leonhard, „aber zum Küssen liebenswert; mir lachte ordentlich das Herz, als ich in die grellen, blauen Augen blickte, aus denen das Feuer sprühte.“

„Da wird sie aber bei deiner alten, grämlichen Schwester schlecht wegkommen; lange wird das frische Mädchen dort nicht aushalten.“

„Ja, wahrhaftig, ihre Mutter wird ihr das junge Leben schon verderben; wenn wir nicht hier im Hause wohnten, dann möchte ich Eva gern zu mir nehmen,

um ein arbeitsames Mädchen daraus zu erziehen, denn ich fürchte, sie ist leichtsinnig und sucht das Vergnügen.“

„Laß nur ja solche Gedanken nicht aufkommen, es ist jetzt recht gut, daß uns der Himmel keine Kinder gegeben hat.“

„Aber ist der Hofrat nicht ein großer Freund von Kindern, läßt er sie nicht oft von der Straße in seinen Garten kommen, wo er mit ihnen zärtlich spielt und sie beschenkt? Wenn ich das sehe, so kommt er mir gar nicht mehr geheimnisvoll vor, denn wer an Kindern Vergnügen hat, der muß ein gutes, natürliches Menschenherz haben.“

In diesem Augenblicke wurde an dem Glockendrahte der Haustür gezogen. Leonhard horchte, indem er an den Drücker in der Wand eilte und die Hand darauf hielt, genau, zog dann seine Hand zurück und sagte: „Wer mag denn das sein? Der Hofrat ist es nicht, der klingelt anders.“ Er nahm das Licht vom Tische und schritt hinaus, um die Haustür zu öffnen, während seine Frau im Mondschimmer der Stube zurückblieb. Sie hörte ihren Mann die Tür aufriegeln und mit einem Fremden reden, ohne es verstehen zu können, es wurde die Tür wieder verschlossen und Leonhard trat mit zwei Briefen in der Hand zu seiner Frau zurück.

„Der Postbote?“ fragte diese neugierig.

„Ja — zwei Briefe auf einmal“, erwiderte Leonhard, während er am Lichte die Adressen besah. „Der eine Brief kostet Geld, der andere bringt Geld ein.“

„Kennst du die Handschrift schon? Dann müssen diese Leute oft schreiben.“

„Ich brauche nur zu wissen, daß dieser Brief aus Hamburg und dieser aus Amsterdam kommt, um zu erraten, was die Leute vom Hofrat Beireis wollen.“

„In Hamburg wohnt ja wohl der Herr Thiedemann, welcher für unseren Beireis die Merkwürdigkeiten aus der ganzen Welt zusammenkauft und dafür das viele Geld erhält.“

„Ganz recht, du hast ihn ja auch kennen gelernt, als er zur letzten Braunschweiger Wintermesse hier den Professor besuchte. Durch ihn hat er die berühmte Ente, den

Flötenspieler, die kostbaren alten Oelbilder, die seltenen Münzen und Naturalien aus Japan, Island, Sibirien und Gott weiß woher. — In diesem Briefe wird Thiedemann ihm gewiß wieder was neues anbieten, was zu den Wundern der Welt gehört.“

„Der andere Brief aus Amsterdam ist gewiß von dem reichen Juden Marcus Silberschmidt?“

„Ja, der kann die Zeit nicht abwarten, das Gold in die Münze zu schicken.“

„Neulich erzählte einer der Studenten aus Holland — ich hörte es, als die jungen Leute sich zum Kolleg versammelten —, er wisse, daß Beireis mit dem Marcus Silberschmidt stille Geschäfte mache, die wahrscheinlich chemischer Art wären, denn jener Jude sei ein Naturwarenhändler und verkaufe weit und breit, bis nach der Türkei und Rußland hin, die schönsten Farben und es habe sich schon ein Kaiser im Morgenlande einen Mantel von dem Juden mit geheimem Farbstoff färben lassen.“

„Ach, was wissen diese jungen Naseweise und Windbeutel davon“, unterbrach Leonhard die Mittheilung seiner Frau, nachdem er ihr kurze Zeit gespannt zugehört hatte; „dummes Zeug! die vorwizigen Burschen sollten ihre Nase ins Buch stecken, statt sich um die Geschäfte anderer Leute zu bekümmern.“ — Diese Worte hatte Leonhard mit zornigem Eifer gesprochen, wobei seine bleichen Wangen flüchtig geröthet erschienen.

„Mein Himmel, was schadet denn das, wenn die Welt weiß, daß der Jude in Amsterdam gute, rote Farbe verkauft, so wäre es ja eine Ehre, wenn unser Professor sie ihm erfunden hätte.“

Leonhard wollte eben die Rede auf einen andern Gegenstand bringen, als an der Hintertür, welche in den Garten führte, und welche die Frau Leonhard nach Ewas Entfernung wieder verriegelt hatte, eine fremde Hand rüttelte und gleich darauf, ehe der Famulus Zeit zum Nachsehen gewann, von draußen her an das Fenster geklopft und dabei flüsternd gerufen wurde: „Lieber Leonhard, machen Sie die Thür auf und lassen Sie mich ein.“

Im Zwiellichte des Lampen- und Mondlichtes erkannte man einen jungen, stattlichen Herrn im grauen Hute mit

einer Hahnenfeder geschmückt, dessen freundliches, von einem rötlichblonden Knebelbarte halbbedecktes Gesicht durch die Fensterscheibe in die Stube blinzelte.

„Ach, der Herr Junker!“ rief die Frau, „was machen Sie noch so spät im Garten?“

„Ist der Professor zu Hause?“ fragte die Stimme draußen.

„Nein, er ist noch nicht vom Krankenbesuch zurückgekommen“, versetzte Leonhard, der das Fenster geöffnet hatte.

„Nun, dann lassen Sie mich nur schnell ins Haus, — Sie wissen, der Professor mag es nicht, daß ich auf dem kranken Fuße viel gehe, darum muß ichs heimlich tun, denn der Teufel mag immer in der Stube hocken.“ — Dabei strich sich der Junker schelmisch lächelnd den Bart und ging zurück nach der Tür. Leonhard entfernte sich mit dem Lichte, um den Eingang vom Garten zu öffnen, und der Junker trat ihm freundlich entgegen. Es war eine hübsche Jugendgestalt mit schelmischen Augen, zartgebogener Nase und lockigem, rötlichem Haar; er hatte viel edelmännischen Anstand, welchen Federhut, Degen und Sporn sowie ein mit Treßsen besetztes militärisches Reiterwams noch erhöhten. Mit dem linken Fuß hinkte er etwas, ohne aber seine angenehme Erscheinung dadurch zu stören, und seine schmeichelnde, im fremden Dialekt ertönende Sprache hatte viel Verführerisches.

„Ihre Frau wird mir wohl ein Licht geben“, sagte er schnell und nahm seinen Weg, obgleich ihm Leonhard dienstfertig zuvorkommen wollte, direkt nach dem Seitengange, wo die Wohnung des Famulus lag. „Guten Abend, Frau Leonhard“, redete er diese beim Eintreten, wobei ihm der Famulus leuchtete, freundlich an, „es ist ein wunderschöner Abend und das Mondlicht so recht meine Passion.“

„Waren Sie denn so lange im Garten?“ fragte die Frau mit ungläubigem Lächeln.

„Ei ja, meine Gute, wo sollte ich sonst gewesen sein?“ erwiderte er schelmisch, indem er ihre Backen klopfte. — „Wissen Sie wohl, daß Sie sich heute Abend schon über mich geärgert haben?“

Die Frau stutzte und Leonhard horchte auf, wobei er seine Frau mit fragendem Ernste ansah, da er fürchtete, daß sie vielleicht über den Junker eine ungehaltene Aeußerung gemacht haben könne. „Nun? das ich nicht wüßte“, gab die Frau zur Antwort.

„Das glaube ich Ihnen gern, aber haben Sie sich nicht laut gemundert, daß Ihr Licht ausgeblasen und die Thür zum Garten wieder geöffnet war?“ lachte der Junker.

„Das haben Sie getan?“ rief die Frau absichtlich freundlich, „Sie sind ein spaßiger Herr!“

„Ich will Ihnen aber auch erzählen, daß ich es tun mußte“, fuhr der Junker gesprächig fort. „Als das Rollog um halb neun Uhr ungewöhnlich früh geschlossen war, spürte ich Lust, noch ein bißchen im Mondschein spazieren zu gehen, aber der Professor hatte mir das Ausgehen verboten, weil er meinte, daß es meinem Fuße schade; da ich Licht auf der Treppe sah und die Haustür zuschlagen hörte, so glaubte ich, der Professor sei schnell ausgegangen und schlich von meinem Logis herunter; — mich zu vergewissern, ob ich freie Lust hätte, öffnete ich horchend die Thür von des Professors Vorzimmer, wo ich erspähen wollte, ob sein Hut nicht auf dem ersten Stuhle liege — ha! ha! wie ich aber eben lausche, höre ich den Professor leibhaftig durch die Stube, geradewegs auf seinen Hut losgehen. Ich springe zurück, blase im Nu das Licht aus, riegele die Thür zum Garten auf und entwische ins Freie. Aber nun sagen Sie mir, wer war das junge Mädchen, welches bald darauf durch den Garten eilte?“

„Ach! Sie haben gewiß Eva gesehen — ja, die ist eine nahe Verwandte von mir“, rief die Frau ohne weitere Ueberlegung, da sie von der Ehre, daß der Junker heute so vertraulich mit ihr sprach, vergnügt aufgeregt war.

„Eva?“ wiederholte der Junker mit flüsterndem Munde, „wo wohnt sie, ist sie schon oft bei Ihnen gewesen oder in Helmstedt fremd?“

Jetzt trat Leonhard, welcher unterdessen ein Wachslicht aus dem Wandschranke genommen und dem Junker vorgehalten hatte, mit einer schneller Antwort hervor, die eine gewisse Besorgnis durch die Deutlichkeit der Stimme deutlich an den Tag legte. — „Es ist eine Verwandte, die

nur kurze Zeit zum Besuche in Helmstedt ist“, sagte er mit ernstem Blicke auf seine Frau, „ein Kind, das noch klug werden muß. Ist Ihnen dies Wachslicht gefällig?“

Der Junker lächelte listig, nahm das dargereichte Licht, blinzelte noch einmal schelmisch die verdunkelte Frau an, sagte: „Gute Nacht“ und ging fort.

Mann und Frau sahen sich, nachdem sie eine Weile auf das Entfernen des Junkers gehorcht hatten, groß an. „Du wardest mir ja gefährliche Blicke zu“, sagte sie im verwunderten Tone.

„Der Junker braucht von Eva nichts zu wissen, besonders wenn das Mädchen schön ist, wie Du sagst“, antwortete Leonhard barsch. „Du solltest doch wissen, daß er ein verliebter Edelmann ist, der allen hübschen Mädchen in Helmstedt nachstellt und von dem man doch nicht recht erfährt, was er ist und woher er kommt.“

„Nun, dann würde ihn der Hofrat wahrhaftig nicht in sein Haus genommen haben und kurieren“, meinte die Frau.

„Pöffen, er bezahlt gut und das ist alles. Eine geheimnisvolle Person bleibt er immer, und das hat ihn gerade bei den Jungfern interessant gemacht, so daß man ihn seines abendlichen Umherschweifens wegen ebenso fürchtet wie anziehend findet und sogar das Gerücht ausgesprengt hat, daß er der Teufel sei, dem Beireis in seinem Hause beherberge, der ihm das Gold machen helfe und nebenbei auf Verführung unschuldiger Mädchen ausgehe.“

Die Frau wurde plötzlich nachdenklich und sagte mit besorglicher Miene: „Mit dem linken Fuße hinkt er und am Hute trägt er eine Hahnenfeder — du bringst mich auf einen Gedanken ...“

„Er ist ein schlichter Mensch wie wir“, versetzte Leonhard, „und wenn ihn die dummen Leute für den Teufel halten, so freut sich unser Hofrat darüber; das mag auch wohl mit ein Grund sein, daß er ihn ins Haus genommen hat, so lange er ihn behandelt.“

„Aber seine Herkunft?“ warf die Frau ein, deren weibliche Natur nicht so leicht einen so unwillkürlich gekommenen grauenhaften Gedanken aus dem Sinne schlug.

„Er hat sich als Herr Walther von Staffelberg und als Junker in einem kaiserlichen Reiterregimente hier eingeführt, das kann mir genug sein, da ich ihm nichts zu borgen habe. Der Hofrat wirds schon wissen. Es haben ihn aber schon die Studenten aufs Korn gekriegt, weil er auf dem letzten Tanzfest die besten Mädchen an sich geschmagt hat, und ich hörte neulich, als ich die Elektrifiziermaschine in das Auditorium bringen mußte, daß mehrere Studenten darüber sprachen und ihn auflaufen lassen wollten. Er mag sich nur hüten, mit dem Simson anzubinden.“

„Daß der Junker aber mit seinem bösen Fuße noch tanzt“, sagte die Frau.

„Das ist ja gerade; wenn er sich schonte, dann wäre er schon längst kuriert, aber da trinkt er bei Fehle auf der Kornstraße das starke, englische Bier, tanzt auf den Studentenbällen, wo man ihn nur aus Rücksicht auf den Hofrat Beireis geduldet hat, und verrückt vielen Jungfern den Kopf, indem sie ihn für steinreich halten, das Geheimnis seines eigentlichen Standes interessant finden und, bei den wunderlichen Gerüchten, welche in der Bürgerschaft über ihn umgehen, ihn ebenso mit heimlichem Brauen wie mit Wohlgefallen betrachten.“

„Man sagte sogar schon, daß er der Sohn eines Fürsten wäre.“

„O! man hat ihn auch schon für den Fürsten der Hölle selbst ausgegeben“, fuhr Leonhard fort. „Dem Hofrat macht das Spaß, er widerspricht dem Gerüchte und Aberglauben nicht, natürlich, weil er Vorteil davon hat.“

„Was kann ihm das nützen?“

„Eleonore, was ihm das nützen kann? Denke doch ein bißchen nach, du solltest nachgerade die Menschenkenntnis des Hofrates begreifen“, antwortete Leonhard, indem er mit dem Zeigefinger auf seine Stirn klopfte und die Frau dabei ernsthaft ansah. — „Die Dummheit und der Aberglaube der Leute bringt dem Hofrate ebenso viel Ehre und Gewinn ein, wie seine geheime Kunst ihn an Gold reich macht. Wundert dich das? Was treibt denn die vielen Menschen hierher, um sich von ihm in allen Krankheiten kurieren zu lassen? Die allgemeine Net-

nung, daß er mehr wisse und könne, als andere Doktoren. Was führt die Studenten aus allen Fakultäten und Weltgegenden in sein Kolleg? Der Ruf, daß er Geheimnisse und übernatürliche Kräfte der Natur entdeckt habe und damit Wunder verrichte. Die wollen ihm die Leute abgucken und lassen es sich ein gut Stück Geld kosten. Wer aber alle Krankheiten heilen, sogar alle Zufälle dabei auf Tag und Stunde vorher sagen kann, wer die geheimen Naturkräfte nutzbar zu machen und endlich Gold zu fabricieren versteht, der muß im Glauben der Leute ein Bündnis mit dem Teufel haben, und wenn sie auch alle den Teufel fürchten, so möchten sie doch verdammt gern etwas ohne Gefahr von ihm haben, und Beireis leistet den Leuten das, ohne ihrer Seele zu schaden, für ein gutes Stück Geld. Darum suchen sie ihn und er läßt sie bei der Meinung, daß er mit dem Teufel zu tun habe. Deshalb widerspricht er auch nicht, wenn Bauer und Bürger, selbst noch Studenten, den Junker für den leibhaftigen Satan und Freund des Hofrates halten, der nur unter dem Vorwande, seinen im letzten Feldzuge verwundeten Fuß kurieren zu lassen, hier ins Haus gekommen sei und seinen Pferdefuß verstecke.“

„Wenn man das alles ordentlich überlegt, so kommt einem doch ein wenig Grauen an“, sagte die Frau, indem sie schüchtern nach dem mond hellen Fenster blickte.

„Bringe nur der Eva dieses Grauen vor dem Hofrate bei, damit sie nicht zu oft hier in das Haus kommt und mit ihrer Neugierde auskundschaften will, und weil sie wirklich mit dem Junker irgendwo bekannt werden könnte, so wäre es klug, ihr ebenfalls mit dem Teufel bange zu machen.“

„Ach! das freigeistige Mädchen glaubt nicht daran und lachte vorhin schon darüber, als ich ihr so einiges beibringen wollte, um sie in Respekt zu erhalten.“

„Dann braucht ihr nur einmal ein Schreck eingejagt zu werden, zum Exempel ein Schlag durch alle Glieder, ohne daß sie sähe, woher und wovon, oder eine Erscheinung, eine Bewegung oder Verwandlung...“

Leonhard hielt plötzlich inne, da der Draht der Haustürglocke auf eigentümliche Weise gezogen wurde; er eilte

nach dem Drücker in der Wand, schlug stark darauf und sogleich hörte man die Haustür an der Straße aufspringen. Ohne seiner Frau Zeit zu lassen, ein anderes Licht anzuzünden, griff er nach den beiden Briefen, nahm die Lampe und ging schnell hinaus dem Angekommenen auf dem mittleren Hausflur entgegen.

Es war der Hofrat Beireis selbst, welcher, eben von der flüchtigen Unterredung vor der Tür mit dem Studiosus Heinrich Schmidt kommend, in sein Haus eingetreten war und nun, von Leonhard geleuchtet, seine Stube öffnete.

„Ist nichts wichtiges passiert?“ fragte er eifertig.

„Nur diese beiden Briefe sind eingelaufen!“

Der Hofrat griff mit einer ihm eigentümlichen Lebhaftigkeit danach, lächelte befriedigt beim flüchtigen Anblicke der Adressen, hob den Amsterdamer Brief in der Hand empor und fragte: „Sind alle Ingredienzien gehörig fertig gemacht?“

„Zu Befehl, Herr Hofrat, den Stoff welchen Sie Lasurstein nennen, habe ich fein pulverisiert und mit der Erde, die Sie die geheime bezeichnen, in den vorgeschriebenen Mengeverhältnissen durchgeglühet und die schöne blaue Farbe ist da.“

„Gut, du hast doch nicht wieder irgend eine Säure daran kommen lassen und keine sauren Dämpfe im Laboratorium verursacht?“

„Ei bewahre, das ist mir nur einmal aus Unwissenheit begegnet, ich weiß ja, daß die geringste Säure dem zusammengeglühten Stoffe die schöne blaue Farbe nimmt.“

„Dann will ich das Produkt gleich prüfen und Gold daraus machen“, versetzte Beireis mit großem Nachdrucke auf das Wort „Gold“ und mit einem scharfen Blicke auf den Famulus, während sein Mund einen kaum merkbaren Zug listigen Lächelns verriet. Leonhard erwiderte diesen Blick durch eine ruhige, treue Miene.

„Wir müssen aufs neue mehr Lasurstein pulverisieren, mein lieber Leonhard“, fuhr Beireis fort, als er nur flüchtig den Amsterdamer Brief eingesehen hatte, „der Holländer muß doppelte Portion haben, das Gold ist im

Breife gestiegen. Aber wir müssen nebenbei auch Farben machen, er hat wieder die blaue, rote und gelbe Farbe nötig, wir haben aber doch noch Ingredienzien?“

„Zu der roten und gelben Farbe? Ja! — Aber zur blauen Farbe ist der Hammerschlag ausgegangen.“

„Den kannst du aus Magdeburg von unserem Schmiedemeister neu verschreiben“, befahl Beireis. „Hörst du, diesmal aus Magdeburg, damit der Lieferant in Lutter nicht aufmerksam darauf wird, was wir mit dem vielen Hammerschlage anfangen.“

„Sehr wohl, er hat ohnehin schon heimlich gekundschaftet, ob Sie das Gold, wovon die Welt spricht, aus seinem Hammerschlage machten.“

„Wenn er das glaubt, so bestärke ihn darin“, sagte Beireis lachend. „Du sollst übrigens so bald als möglich Blau machen — nun? was siehst du mich so mitleidig an?“

„Ich habe immer eine Angst, wenn ich die blaue Farbe machen muß“, erwiderte Leonhard. „Rot aus den merkwürdigen Tieren, die Ihnen Herr Thiedemann aus China kommen läßt und Gelb aus der getrockneten Reseda, die ich so viel pflanzen und ernten muß, so wie das Lasursteinblau, was Sie zum Golde gebrauchen, mache ich hundertmal lieber, als die gemeine Hammerschlag-Farbe, denn ich werde jedesmal ganz elend dabei, wenn ich den Hammerschlag mit der bösen Säure schütteln muß, bis der schwarze Niederschlag blau gefärbt wird.“

„Ich habe dir aber schon gesagt, daß du die Säure nicht einatmen, sondern viel freie Luft dabei in das Laboratorium eindringen lassen und, wenn du dich betäubt fühlst, gleich auf die Flasche riechen sollst mit dem die stechenden Dünste austossenden Wasser, das ich aus Salzsäure und Braunstein zu bereiten verstehe, und nimm dich in acht, daß von der Säure nichts auf eine Wunde der Hand kommt.“

Während dieser Unterredung des Hofrates mit seinem Jamulus hatte ersterer seinen niedrigen Dreimaster auf einen Stuhl des Vorzimmers gelegt, dann eine zweite Tür, die zu der eigentlichen Studier- und Arbeitsstube führte, mit einem kleinen künstlichen Schlüssel geöffnet

und den einen empfangenen Brief nur flüchtig durchblickt, unterdessen Leonhard eine Messinglampe, welche auf dem ziemlich unordentlichen Schreibtische stand und mit einem grünseidenen Schirm umspannt war, angezündet hatte. Jetzt vermochte man die Erscheinung des Hofrates und die Beschaffenheit seiner Umgebung näher kennen zu lernen. — Als ein mittelgroßer, in den Formen des Körpers zwar magerer, aber sichtlich kraftvoller Mann von etwas mehr denn vierzig Jahren, stand er da am Tische im doppelten Scheine der Lampe und des Lichtes, welches Leonhard aus seiner Stube mitgebracht hatte. Seine Haltung erschien etwas gebückt, jede seiner Bewegungen hatte, bei aller Lebendigkeit und eifrigen Raschheit doch eine gewisse Vorsicht und Sicherheit, seine Sprache war schnell und wortreich, sein Auge feurig, schlau, spähend und scharf, wodurch das blasse Gesicht einen lebhaften, schelmischen und sein markierten Ausdruck erhielt. Seine ganze Toilette verriet den Gelehrten und Sonderling, welcher sich über Mode und Luxus hinwegsetzt. Eine niedere, weiße Ziegenhaar-Perücke, mit Locken an den Schläfen und einem kleinen Zopfknoten im Nacken, bedeckte sein Haupt, den Hals umgab eine schmale, weiße Halsbinde, welche hinten durch eine große, silberne Schnalle geschlossen war; der Rock von müllergrauem Tuche mit großen Aufschlägen, Schößen und Knöpfen, verriet ein ebenso hohes Alter, wie die gleichfarbige, langtafchige Weste und das ebenfalls blaugraue, bis an die Knie reichende Beinkleid; schwarze, lange, bereits verschossene Strümpfe und hochklappige Schuhe, mit kleinen, runden Schnallen von Silber, vollendeten den Anzug des Mannes, den die Welt anstaunte, dessen Name in allen zivilisierten Ländern bekannt und durch die wunderbarsten Gerüchte von geheimen Kenntnissen und Künsten in einen mystischen Nimbus gebracht war, den er selbst nicht müßig blieb zu fördern.

Mit dieser persönlichen Erscheinung harmonierte auch vollkommen die Umgebung in seinem Studier- und Arbeitszimmer. Der in der Nähe stehende Schreibtisch war auf unordentliche Weise mit Büchern, Papieren, chirurgischen Instrumenten, Arzneigläsern, Schachteln, chemischen

Glasgeräten, wie Trichtern, Glasröhren und kleinen Kochfläschchen bedeckt; eine Spirituslampe schien zum gewöhnlichen Handgebrauche zu dienen, und in einigen kleinen Steinmörsern befanden sich verschiedene feingeriebene Stoffe; ein mit Leder und blanken Messingnägeln beschlagener Lehnstuhl vor diesem Tische bezeichnete den gewohnten Arbeitsplatz des Professors und war von mehreren alten in Schweinsleder gebundenen Büchern umstellt. Auf einem Tische am Fenster stand gebrauchsfertig ein Mikroskop neben einem hohen Glaskasten, mit zarten Präparaten gefüllt, während der übrige Raum des Tisches sowie die daranstoßende Fensterbank gedrängt voll von Gläsern mit Flüssigkeiten, wie Objektträgern, Pinzetten, Lupen, trockenen Pflanzen, gespießten Insekten, grünen Zweigen in Wasser, Pipetten und dergleichen Sachen, bedeckt waren. Auf einem anderen Tische in der Zimmerecke standen physikalische Instrumente zum Handgebrauch, wie eine Elektrifiziermaschine, verschiedene Magnete, eine Luftpumpe, eine große weiße Bouteille mit einem cartesianischen Teufelchen, eine Waage, ferner lagen hier Thermometer und Bücher dazwischen, während an den anstoßenden Wänden große Regalreihen von zahlreichen Büchern belastet waren und ein Schrank mit großen Glascheiben verschiedene anatomische Gegenstände, wie Menschen- und Tierschädel, ungeborene Kinder in Spiritus, Knochen mit eingetrockneten Muskeln und mit Wachs ausgefüllten Pulsadern, aufgeblasenen Fischen und Fröschen, sowie Teile seltener Seetiere zur Schau trug. Von diesem Zimmer führte eine zweite Tür, welche offen stand, in ein kleines Laboratorium mit Glühofen, Retorten und Schmelztiegeln, wo die Wände ringsum, wie in einer Apotheke mit Standbüchsen bedeckt waren, in denen sich Chemikalien und Arzneistoffe befanden und wo das Mondlicht dieses Abends nur durch die oberen Scheiben des über die Hälfte mit Holz verschlossenen Fensters einfallen konnten.

Jetzt legte Weireis den flüchtig durchblickten Brief aus der Hand und ergriff seine Messinglampe. „Du mußt diese Nacht durcharbeiten, Leonhard“, sprach er lebhaft, „Du mußt noch eine Portion glühen, daß ich morgen alles

fortschicken kann. Von der geheimen Erde hast du noch in deiner Werkstatt, nun will ich dir den teuren Asursstein dazu geben, damit die Stoffe sich zur Goldmasse im Feuer verbinden“. Bei diesen Worten war Beireis in sein kleines Privatlaboratorium gegangen, zog hier einen Schlüssel aus der Westentasche, öffnete den Wandschrank und nahm ein großes Glas heraus, das mit braunen Kristallen gefüllt war. „Sm!“ murmelte er, „das Quantum ist nicht mehr hinreichend, da muß ich heute abend spät noch selber glühen.“ Dann trat er in die Stube zurück, übergab dem harrenden Leonhard das große Glas und hieß ihn folgen. Beide gingen durch das große Wohnzimmer über den großen Hausflur den dunklen Gang hinunter, welcher demjenigen, wo der Jamulus wohnte, gegenüberlag und an dessen tiefem Ende sich das große Laboratorium befand, wo Leonhard arbeiten mußte und wo auch die Studenten am Vormittage ihre chemischen Studien für ein hohes Honorar zu machen pflegten. Am Tage hatte der Jamulus dem dozierenden Professor und den Studenten die nötigen Dienste zu leisten und um diese Zeit bot das kellerförmige, gewölbte Gemach mit seinen nach dem Garten hinausgehenden vergitterten Fenstern nichts Ungewöhnliches dar, so eifrig auch mancher Studierende danach forschen mochte, wenn aber die praktischen Lehrstunden geschlossen waren, wenn der Abend nahte, dann nahm hier das Geheimnis seinen Anfang, dann setzte der treue Jamulus die Fenster mit hölzernen Läden zu, öffnete den ihm anvertrauten Schrank in der steinernen Wand, holte Ingredienzen und Schmelztiegel hervor und begann seine Arbeit am Feuer bei verriegelter Tür, oft bis tief in die Nacht hinein. Er bereitete hier im Auftrage seines Herrn drei verschiedene Farben, rot, gelb und blau — womit Beireis einen ausgedehnten stillen Handel nach Holland trieb — er bereitete aber auch aus Stoffen, die sein Meister schlechtweg: „Asursstein“ und „geheime Erde“ nannte, durch emsiges Glühen einen anderen schönblauen Stoff, von dem ihm Beireis gesagt hatte, daß er diesen noch in seinem Privatlaboratorium durch geheime chemische Prozesse in Gold verwandele, welches er dem Käufer seiner Farbefabrikate, dem Am-

sterdamer Juden Marcus Silberschmidt, gleichzeitig mit-
schicke, um die neuen Dukaten daraus münzen zu lassen,
welche so oft von dort her einliefen und Beireis berei-
cherten. Leonhard hatte einen schweren Eid der Ver-
schwiegenheit über alles, was er sah und tat, geleistet, und
er war eine zu ehrliche Seele, um irgend eine Veruntreu-
ung zu begehen oder auch nur einen Reiz zu empfinden,
das Geheimnis, dessen blindes Werkzeug er war, weiter
zu erforschen. Daher geschah es denn auch, daß niemand
recht dahinter kommen konnte, was Beireis eigentlich
machte, wodurch er so reich werde

Im Laboratorium glimmten noch die Kohlen, vor
denen Leonhard vor kurzer Zeit gegessen und in einem
großen Schmelztiegel die Stoffe zusammengeglüht hatte,
welche Beireis zu Gold zu machen vorgab. Der Tiegel
stand abgekühlt auf einem Steintische und als der Hofrat
mit der Lampe hineinleuchtete, erschien das Gefäß mit
derselben schönen blauen Masse gefüllt, welche auch auf
einem anderen Tische auf weißen Papierbogen angehäuft
lag. Beireis prüfte, nahm etwas in die hohle Hand, tröp-
felte etwas Wasser darauf, rieb mit dem Finger die Masse
auseinander und als sich diese in die prachtvollste
flüssige Farbe auflöste, nickte er befriedigend und sagte:
„Was ich hier von dem Asurstein noch vorrätig habe,
das pulverisiere und mische dann mit der Erde in dem be-
kannten Gewichtsverhältnisse, setze die unmerkliche Spur
von Eisen hinzu und glühe es, bis es die blaue Farbe er-
hält; ich werde unterdessen noch einen neuen Asurstein
produzieren.“

„Sehr wohl, Herr Hofrat“ antwortete Leonhard, in-
dem er seinen Herrn mit bleicher, kränklicher Miene
ansah. Die Lampe warf einen gelben Schein auf sein Ge-
sicht und ließ dasselbe in diesem Augenblick dem Hofrat
auffällig leidend erscheinen.

„Diese Nacht mußt du noch einmal wach bleiben und
die Müdigkeit überwinden“ sagte derselbe freundlich,
„das Entdecken des Goldmachens hat mir einst viele schlaf-
lose Nächte gekostet, ich habe dir schon erzählt, daß ich
sieben Tage und Nächte am Schmelztiegel saß und die
endlich eintretende Schläfrigkeit durch Anzünden und

Entflammen ganzer Kisten voll seidener und musselinener Tücher verschweigen konnte, die mein damaliger Gehilfe von Zeit zu Zeit anzündete, um mich aus der zunehmenden Müdigkeit aufzuschrecken, weil sonst, wäre ich eingeschlafen, das ganze wichtige Unternehmen seine Vereitelung gefunden hätte. An solche Opfer und Ausdauer denke, wenn du müde wirst.“

„O! ich will es schon aushalten, habe manche Nacht hier gearbeitet, wenn ich auch am Tage und die Nacht vorher nicht zur Ruhe gekommen war“, erwiderte Leonhard treuherzig und mit dem Mute des guten Willens.

„Ich will dir eine Hilfe schaffen und einen armen Studenten in das Laboratorium nehmen“, sagte Beireis; „er hat mich schon früher um freies Kolleg in der Chemie gebeten und ich will ihn dafür bei Tage im Laboratorium mit gebrauchen.“

Leonhard schien erstaunt und zugleich verletzt zu sein. „Herr Hofrat, ich fürchte mich vor Arbeit nicht, ich finde eine Ehre und Ermunterung darin, daß Sie mir das Laboratorium und die Hilfe am chemischen Geheimnisse anvertraut haben, ich halte alles in bester Ordnung, bin wie der Tod verschwiegen . . . und jetzt sollte ich noch einen jungen Menschen im Laboratorium dulden, der vielleicht gern wissen möchte, was hier passiert und mich über die Achsel angucken wird, weil er Latein versteht?“

„Habe keine Sorge darüber, mein guter Leonhard“, lächelte der Hofrat freundlich, indem er dem Famulus mit leichter Handbewegung auf die Schulter klopfte, „du bleibst allein der Gehilfe meiner Geheimnisse, der Studiosus Schmidt ist ein stiller, bescheidener und wißbegieriger Mensch, dem ich aus Mitleid mit seiner Armut das Kolleg frei gebe, wofür er dann im Laboratorium die Arzneipräparate machen soll, die ich an die Bauern verkaufe. Das sollst du ihm lehren und wenn er es versteht, dann magst du während der Zeit ruhen und schlafen und dich auf die Arbeit am späten Abend und in der Nacht stärken.“

Auch diese Erklärung schien Leonhard nicht ganz zu befriedigen, er sah verdrießlich auf den Tisch nieder und schwieg. Er hatte sich seit einigen Jahren in dem Gedan-

ken wohl gefühlt, daß er der Vertraute des berühmtesten Mannes seiner Zeit sei, daß der Stoff des Geheimnisses, welches die Neugierde unzähliger Menschen reizte, durch seine Hände gehe, das erfüllte ihn mit einem heimlichen Selbstgeföhle, welches ihn oft zu dem Ehrgeize verleitete, gegen die Studenten und Bürger die Miene anzunehmen, als sei er tiefer eingeweiht, als es der Fall war. Dabei hatte er aber eine Treue gegen seinen Brotherrn, die ebenso viel aus Ehrlichkeit wie aus der Bewunderung hervorging, womit er Beireis anstaunte und verehrte.

Dieser merkte die verschwiegene Unzufriedenheit seines alten Famulus und sagte schnell: „Der Student Schmidt hat erst vor der Haustür mit mir gesprochen und mein besonderes Wohlgefallen erweckt, darum will ich ihm die chemische Kenntniss gern gewähren, die er als Arzt braucht; also beruhige dich, Leonhard, du sollst nichts an deinen dir eingeräumten Rechten verlieren. Nun erzähle mir, was hast du heute wieder reden hören?“

Der Famulus war gewohnt, auf diese tägliche Abendfrage des Hofrates alles zu berichten, was ihm bei dem Zuhören der Studentengespräche oder aus den Gerüchten der Leute in der Stadt zugänglich geworden war und sich insbesondere auf die Persönlichkeit des Beireis bezog, der nicht nur gern sah, daß viel von ihm geredet wurde, sondern auch pfiffig die Verbreitung wunderbarer Geschichten im Stillen förderte.

„Ich bin heute nicht aus dem Laboratorium gekommen“, versetzte Leonhard verstimmt; „heute mittag aber hörte ich die Studiosen sagen, wie Professor Bruns sehr böse darüber geworden sei, daß Sie ihn neulich im Kolleg einen Schweineschwanz genannt hätten, der Ihre portugiesischen Ausdrücke berichtigen wolle und den doch Gott im Zorne zum Sprachforscher gemacht habe.“

Beireis lächelte schelmisch und schadenfroh. — „Weiter, weiter“, sprach er ungeduldig.

„Dann reden die Leute viel über den geheimnisvollen Junker von Staffelberg, den sie für den Teufel halten, welcher Ihnen die Geheimnisse des Goldmachens gelehrt habe und nun wiedergekommen sei, um Ihnen vielleicht neue Künste anzuvertrauen.“

Beireis machte eine so pffiffig lächelnde und dabei doch so geheimnisvolle Miene, daß der Famulus selbst irre geworden zu sein schien, ob der Hofrat dieses Gerücht billige oder nicht. Als er deshalb aufhörte zu erzählen und den Herrn erwartend ansah, sprach dieser lebhaft: „Weiter, Leonhard, weiter, das ist eine ergötzliche Geschichte, man lasse die Leute dabei, dann werden sie die Neigung unterdrücken, unseren Geheimnissen nachzuspüren; ich wollte nur, die Professoren glaubten selbst daran.“

„Die Studenten habe ich darüber sprechen hören“, berichtete der treue Famulus weiter; „einige glauben an die Hilfe eines bösen Geistes, andere lachen darüber und berufen sich auf die Herren Professoren Henke, Remer und Bartels, die alles natürlich erklären und neulich behauptet haben sollen, hinter Ihre Geheimnisse käme man mit der Zeit auf wissenschaftlichem Wege jedenfalls, und dann wollten sie es den Studenten umsonst dozieren.“

„Die superklugen Schöpfe und Schweineschwänze!“ rief Beireis im zornigen Eifer, „diese dreiviertel und halben Köpfe sollen es nur erst versuchen, ehe sie darüber raisonnieren und das Maul voll nehmen; zum Erfinden und Entdecken gehört ein ganzer Kopf — ha! ha! da spielt der Henke den Freigeist, indem er die Wunder mit samt dem Teufel leugnet und dabei staunt nach wie vor das Volk meine Wunderkräfte an, da erklären Remer und Bartels alle meine Geheimnisse natürlich, verlachen mein Goldmachen, faseln von Chemie und natürlicher Magie und dabei bringen sie nichts zustande, dabei möchten die Leute mir doch gern die Künste absehen, und ich habe das schöne Gold in Händen, während jene sich für Silbergeld mit dem bißchen Wissen abquälen — o! die Schöpfe!“

Diese Worte hatte Beireis mehr im Zorne seiner Eitelkeit, als um den Famulus zu überzeugen, heftig herausgestoßen, während ihn Leonhard mit Ehrfurcht betrachtete. „Nun beginne deine Glüharbeit; wenn du diese Stoffe verbraucht hast, werde ich mit der Produktion des defekt gewordenen Asurfsteines fertig sein“, fuhr er dann geschäftig fort und nahm seine Messinglampe, um das Laboratorium zu verlassen, wo Leonhard mit seinem

Handlichte allein zurückblieb und sogleich die glimmenden Kohlen neu anschürte. Beireis schritt unterdessen in seine Studierstube zurück, deren Thür er verriegelte, setzte die Lampe mit Festigkeit auf den Schreibtisch und las den Brief aus Amsterdam mit ebenso aufmerksamer, wie schlauer Miene. — „Schicken Sie mir“, schrieb der Jude Marcus Silberschmidt, „so viel Sie nur immer von dem köstlichen Ultramarin fabrizieren können, ich zahle Ihnen daselbe nach dem halben Werte des Goldgewichtes, für jede Unze Ultramarin erhalten Sie eine halbe Unze Gold und ich werde Ihnen ganz nach Wunsch den Wert in gediegenen Goldstangen und in neu geprägten Dukaten ein senden, wie bisher. Ich wiederhole aber meinen früheren Antrag, daß ich Ihnen 10,000 Dukaten Honorar auszahle und den Eid der Verschwiegenheit in Ihrem und meinem Interesse leiste, wenn Sie mir die Kunst verraten und mir allein das Geheimnis verkaufen, daß ich selbst das teure Ultramarin, ohne den seltenen und mit dem Golde in gleichem Werte stehenden Lasurstein nötig zu haben, herstellen kann. — Dagegen verpflichteten Sie sich, keinem anderen das Geheimnis zu verraten und kein Ultramarin anderwärts zu verkaufen.“

Beireis lächelte pfiffig und verschloß mit triumphierender Miene den Brief in die Schublade seines Schreibtisches. Dann schritt er mit Selbstgefälligkeit nachdenkend auf und nieder. „Ihr albernern Toren“, sprach er vor sich hin, „Ihr möchtet es dem berühmten Beireis nachtun, aber Euer Reid bringt es nur zum Raisonnieren, klärt nur auf, zitiert Naturkräfte, leugnet den Teufel und die Magie, nennt meine Geheimnisse Lug und Trug — ha! ha! Ihr Hungerleider! Für euer ganzes Wissen bietet euch kein Jude zehn Taler, vielweniger zehntausend Dukaten. Es gibt nur einen Archimedes, einen Newton und einen Beireis!! Klärt nur das Volk mit euren Entdeckungen auf, ich lache darüber und verachte das dumme Volk, dem der Aberglaube lieber ist, als eine nüchterne Wahrheit, darum soll es mich anstaunen und seine Dummheit soll meine geheime Wissenschaft teuer bezahlen. Was ich weiß, das wird die Welt erst nach hundert Jahren entdecken, jetzt will ich aber den Nutzen davon ziehen und

das Gold, welches die superklugen Schöpfe leugnen, mit Schadenfreude gebrauchen.“

Beireis blieb stolz vor dem Tische stehen, auf welchem die chemischen und physikalischen Instrumente sich befanden. — Sein Blick funkelte, als gebiete er mit dem vollen Selbstbewußtsein seines Wertes über eine Welt geheimer Kräfte. Er lächelte schlaun und setzte dann seinen Gang durch das Zimmer fort. „Man nennt meinen Namen in allen Welttheilen, man bewundert und fürchtet mich, man nennt mich einen Apollonius, einen Faust, man ahnt die Naturgeheimnisse nicht, deren Resultate in meiner Hand Könige und Bauern anstaunen, das ist der Triumph und der Lohn des bevorzugten Menschen, über seiner Zeit und dem Volke zu stehen als ein Wesen mit übernatürlichen Eigenschaften, das will ich, das ist mein Sieg, mein Bedürfnis!“

Dieses Selbstgespräch hatte in des Professors Gemüt den vollen Stolz und Ehrgeiz seines Charakters entzündet, er empfand die ganze Verachtung gegen diejenigen, welche ihn nicht anstaunen wollten und es ihm nicht nachtun konnten. Dieses Gefühl hielt er auch niemals verborgen, sondern sprach es öffentlich und in derber Weise aus, daher kam es denn auch, daß er mit seinen akademischen Kollegen in der größten Feindschaft lebte, die von ihrer Seite durch Neid erzeugt, seinerseits durch die rücksichtslosesten Ausfälle gegen jeden, welcher ihm nicht huldigte, seinen Angaben nicht Glauben schenkte oder nicht die Schwächen des Mannes still und liebevoll duldete, gewährt wurde. Nur der Professor und Oberberg-rat Lorenz von Crell, ebenfalls Chemiker und Kenner der Natur, wie der Professor und Abt Pott, ein sanfter und liebevoller Theologe, waren seine aufrichtigen Freunde, ersterer, weil er Beireis richtig verstand, den Scharlatan an ihm über sah und den Gelehrten in ihm achtete, ohne die Geheimnisse, welche er ahnte, zu gefährden, letzterer, weil er in Beireis den gewandten Arzt schätzte und an seinen Sonderbarkeiten Wohlgefallen fand.

Jetzt erst dachte Beireis daran, den aus Hamburg empfangenen Brief zu öffnen. Er las mit gesteigerter Aufmerksamkeit und sprach plötzlich für sich: „Allerdings,

mein lieber Thiedemann, das Kunstwerk muß ich haben, wie könnte ich dulden, daß ein anderer eine Weltmerkwürdigkeit besäße, die man doch nur bei mir erwarten würde?“ Der Brief war, wie Leonhard früher seiner Frau richtig gedeutet hatte, von einem gewissen Unterhändler Thiedemann in Hamburg, welcher mit Beireis in Geschäftsverbindung stand und ihm Seltenheiten der Kunst und Natur, wie auch die ausländischen Stoffe zu den geheimen chemischen Fabrikationen aus der Nähe und Ferne zusammenkaufte und die Sammlungen des Hofrates bereichern half. Hierauf verwendete Beireis jährlich bedeutende Summen, die zuerst die Leute auf die Frage brachten, woher er bei dem verhältnismäßig unbedeutenden Professorgehalte die allezeit vorrätigen Gelder anschaffen könne und, da man wußte, daß er geheime Arbeiten am Glühofen mache und wenige Stunden des Nachts schlafe, so entstand das Gerücht, daß er Adept sei, welches er schnell zu fördern suchte, indem er Goldbarren vormies, die er produziert zu haben behauptete, während auch seine Kollegen darüber zweifelhaft blieben, da sie den rasch sich vermehrenden Reichtum Beireis nicht in Abrede stellen konnten. Dieses Gerücht hatte aber bald den Goldvorrat des Professors auch auf natürlichem Wege bereichern helfen — aus der weitesten Ferne und aus allen Fakultäten drängten sich die Studierenden in sein Auditorium, um die Geheimnisse der Goldproduktion abzulauschen, und wenn sie sich in dieser Erwartung auch getäuscht sahen, da Beireis freilich die Enthüllung seiner geheimen Kunst klug und von Zeit zu Zeit in Aussicht stellte, aber nie daran dachte, die erregten Hoffnungen zu erfüllen, so fesselte er die Studenten doch dauernd durch die anderweitigen Naturkenntnisse, interessanten Experimente und besonders durch das Mystische seiner Persönlichkeit, wie durch den lebhaften, witzigen und sarkastischen Vortrag, der nicht selten in die heftigste Polemik gegen seine Kollegen und den ausfallendsten Humor gegen alles ausartete, was einmal seinen Reiz, Haß oder Widerspruchsgeist erregt hatte.

In dem Briefe, welchen Beireis jetzt mit Aufmerksamkeit las, zeigte ihm Herr Thiedemann an, daß er in

Nürnberg und in der Schweiz zwei Kunstwerke zu erwerben vermöge, die zu mäßigem Preise sogleich käuflich seien. Das eine Kunstwerk sei die von Joh. Babtist Homann erfundene und durch Zacharias Landteck zu Nürnberg verfertigte geographische Universal-Zeig- und Schlaguhr — und das andere die von Jakob Droz in der Schweiz ausgeführte Zauberuhr, welche auf jedermanns Fingerzeig, ohne alle Berührung, zu jeder Zeit schlug und spielte. — Beireis fühlte jedesmal eine innere Unruhe und Unzufriedenheit, wenn er von einem Kunstwerke hörte oder dasselbe sah und nicht gleich durch den ihm eigentümlichen Scharfsinn auf den Mechanismus und die Kräfte der Konstruktion hingeleitet wurde. Auch jetzt, als er von dieser Zauberuhr las, sann er darüber nach, setzte sich, alles andere vergessend, auf seinen Sessel, dachte und konstruierte und begann Entwürfe auf dem Papiere zu zeichnen. — So saß er grübelnd und projektierend eine lange Zeit gedankenvoll; plötzlich entstand ein Schnarren und Rasseln in der Wand, eine Klappe sprang auf, eine schwarze Figur rückte aus der geöffneten Mauer hervor, hielt auf weißer Tafel die Ziffer XII empor und gleichzeitig erfolgten mit dumpfem, summenhem Tone zwölf langsame Schläge, mit deren letztem die Figur zurückfuhr und die Wand sich wieder schloß. Beireis stand schnell vom Sessel auf, rieb sich unruhig die Hände und während noch der letzte Schlag des dumpfen Tones nachsummte, erscholl aus der Ferne vom Kirchturme die Glocke der geheimnisvollen Mitternachtsstunde.

„Es wird Zeit“, sprach Beireis, „ich muß ans Werk und Gold machen“, dann lachte er mit einem mutwilligen, innerlichen Richern, nahm die Lampe und schritt in das offenstehende Privatlaboratorium. Eine unheimliche Stille herrschte hier, nur unterbrochen von dem Knistern der von Beireis gewandt und schnell angesteckten Kohlen und von dem gespenstischen Hauche des Blasebalges. Je mehr der Ofen erglühte, um so unheimlicher warf er den roten Glutschein über die Wände und Gegenstände des geschwärzten Gemaches, wo Beireis auf einem niederen Schemel vor dem Ofen saß, über welchem eine große, eiserne Retorte sich schirmförmig ausdehnte, um den

Rauch und die etwa vorkommenden Gase aufzufangen und in den Schornstein abzuführen. Als die Kohlen gehörig glühten, schritt Beireis zu zwei großen Gläsern, die auf dem Seitentische standen, öffnete ihre Blasenhautbedeckung, ergriff einen großen Schmelztiegel, mischte ein weißes Salz mit einem schwarzen Kohlenpulver und lächelte dabei heimlich vergnügt. „Sm! billige Ware — Jedermann bekannt — dieser nimmts zum Abführen, jener brauchts zum Haushalt; das ist aber die Kunst, Gold daraus zu machen. Die Narren, das lernen sie nicht!“

Mit einer gewissen Nüchternheit über die eigene erfinderische Kraft trat er vor die Wand hin und sah auf die Standbüchsen und Gläser, welche die ganze Mauerfläche bedeckten. Dann langte er ein Glas herunter, nahm einen eigroßen Körper von blauschillernder Farbe heraus, näherte sich damit dem Lichte und betrachtete ihn wohlgefällig. „Seltenes, kostbares Metall!“, sprach er halblaut, „ich muß dich noch einmal mit Seelenwonne besehen und hätscheln, hättest du mir nicht dein Wesen und Geheimnis anvertraut in deinen Elementen, dann wäre ich nicht der Mann geworden, der ich bin, nur dem Beireis öffnestest du deine Herkunft, deine Natur, dein Geheimnis, ich zeuge dich selbst jetzt, ich binde deine nur mir bekannten Atome alter Freundschaft wieder — o! wie verehere ich dich, schönes blaues Gold!“

Er wog selbstgefällig das Stück Mineral in der Hand. „Salte fest zusammen, wenn andere dich scheiden wollen“, fuhr er sinnend fort, „doch was fürchte ich, nur ich beherrsche die Naturkräfte, indem ich sie verstehe, welche Mühe hat es mich gekostet, wie manche Nacht habe ich dich einst vergeblich zu zerlegen gesucht, du sprödes, kostbares, seltenes Metall, mit deinem blauen, verführerischen Blicke!“

Stolz und siegreich legte er das Mineral in die Glasbüchse zurück und trug diese an seinen früheren Platz; dann rührte er emsig die weiße, salzige und die schwarze Kohlenstaub ähnliche Masse im Schmelztiegel durcheinander, setzte denselben auf die glühenden Kohlen und nahm auf dem Schemel Platz, ohne die Masse aus den Augen zu lassen. —

Es verging eine längere Zeit, während Beireis aufmerksam und unbeweglich in den Schmelztiegel blickte und dabei seinen stillen Gedanken hingegeben zu sein schien. Endlich wurde er unruhig, die Masse im Tiegel blieb unverändert, er ergriff den Blasebalg und schüttete mehr Kohlen auf die Glut, um diese zu vermehren. Es verstrich wieder eine Zeit, eine geheimnisvolle Stille herrschte draußen in der Nacht und drinnen im Laboratorium, das Mondlicht stahl sich immer mehr durch die oberen, unbedeckten Scheiben des Fensters und machte den Schatten des Mannes, welchen die Kohlenglut an die Wand warf, undeutlicher. Plötzlich entstand im Tiegel eine Bewegung, die sich zu heftigem Brausen steigerte, das Gemisch schmolz in der Glühhitze unter lautem Geräusch zu einer braunen Substanz zusammen, während Beireis vor dem Aufsteigen eines giftigen Gases zurückwich. — Als bald beruhigte sich die Masse im Schmelztiegel, welchen Beireis mit einer Zange aus den Kohlen hob und auf einen aus Eisenbraht geflochtenen Dreifuß in die sternerne Fensternische zum Abkühlen setzte. Darauf nahm er einen zweiten Tiegel, wiederholte die Mischung und das Schmelzen und, als auch dieses unter lebhaftem Brausen eines entweichenden Gases geschehen war, wendete er sich dem ersten Produkte wieder zu, um den Grad der geschehenen Abkühlung zu prüfen. Diese war so weit gediehen, daß er ein bißchen davon nehmen konnte, welches er in eine Porzellanschale warf und mit Wasser vermischte. „Gut!“ murmelte er vergnügt, als er mit der Schale unter das Licht trat und bemerkte, daß die braune Substanz sich im Wasser zu einer gelblichen Flüssigkeit aufgelöst hatte. Die geheime chemische Arbeit des Professors war beendet, der Stoff, welcher der Welt ein Rätsel blieb, war fertig, um nunmehr seine ferneren chemischen Verbindungen zu dem Golde einzugehen, welches Beireis zu produzieren behauptete. Mit dem ruhigen Schmunzeln voller Befriedigung dämpfte er die Kohlen des Glühofens, ergriff seine Studierlampe und trat in die Arbeitsstube zurück. — Mitternacht war bereits vorüber, in des Chemikers Augen kehrte noch keine Müdigkeit ein, er setzte sich an den Tisch und begann einen Brief zu schreiben.

Dann erhob sich Beireis schnell, eilte mit dem Lichte in das kleine Laboratorium zurück, schüttete die ziemlich abgekühlte Masse in ein großes, porzellanenes Becken und trug dasselbe, sich mit einem angezündeten Wachslichtchen leuchtend, über den Hausflur in das entfernte große Laboratorium, wo er vor Mitternacht seinen alten Famulus allein zurückgelassen hatte. Hier stand Leonhard mit bleichem Gesichte und ab und zu ein kurzes, engbrüstiges Hüfteln ausstoßend, vor dem großen Glühherde und blickte auf seinen Schmelztiegel nieder.

„Hier hast du neue Ingredienzen zum Zusammen-glühen mit der geheimen Erde“, redete ihn der eintretende Beireis an. „Wie weit bist du seitdem mit der Arbeit gekommen?“

Leonhard verfolgte die große Porzellanschale, die der Professor trug und auf den Tisch stellte, mit ernstesten Blicken und zeigte auf eine blaue Masse, welche über eine Steinplatte zum Abkühlen ausgeschüttet lag. „Zweimal habe ich die befohlene Portion nach den vorgeschriebenen Verhältnissen geglüht, ich bin bei der dritten.“

Beireis ging zu den früher schon auf weißen Papierbogen angehäuften, schönblauen Massen, welche Leonhard in der frühen Abendstunde geglüht hatte, nahm eine Wagschale und wog die Quantität. „Sechs und dreißig Unzen“, sprach er laut und im Stillen mußte er rechnen: „Diese bringen dir achtzehn Unzen reines Gold ein“, denn seine Miene erheiterte sich, während er sinnend die Wagschale hielt und wohlgefällig betrachtete. Leonhard schielte mit einem mürrischen Gesichte seitwärts den Professor an, als dieser wog und das Gewicht laut bezeugnete; die kränkliche Miene des treuen Famulus schien wehmütig zu werden, aber mit einem grollenden, halblauten Murmeln, sprach er, indem er die Blicke wieder in den Tiegel richtete: „Es kommt kein Quentchen davon, was es einmal gebracht hat, das bleibt es.“ Beireis schien mit seiner stillen Berechnung zu sehr beschäftigt gewesen zu sein, um diese Aeußerung seines Famulus zu beachten, er schüttete die blaue Masse auf das Papier wieder aus, sah flüchtig in den Tiegel, welchen der Famulus auf den Kohlen hatte, nahm sein Wachslichtchen und sagte freund-

lich: „Mache deine Sachen gut, mein lieber Leonhard, bringe morgen früh alles in meine Stube und wenn die Studenten kommen, dann muß keine Spur von deiner Arbeit mehr zu sehen sein.“

„Auf mich können Sie sich verlassen, wenn alle Menschen so treu sind wie ich, dann...“

Diese Antwort gab der Famulus mit einem so wichtigen Tone und Blicke, daß Beireis schnell einfiel: „Das weiß ich, Leonhard, das werde ich dir auch gedenken, du sollst es bald leichter haben, gute Nacht!“ Damit entfernte er sich schnell, um sich wenige Stunden dem Schläfe hinzugeben.

Leonhard war durch diese letzten Worte nicht im mindesten erfreut, vielmehr murmelte er verdrießlich: „ja, bald soll ichs leichter haben, ich verlange keinen Gehilfen!“ Der Wißmut des treuen alten Famulus hatte aber seine stille Ursache, denn als er hier um Mitternacht im einsamen Laboratorium beschäftigt gewesen, war es ihm wiederum durch den Sinn gefahren, daß der Hofrat einen armen Studenten in seine chemischen Dienste nehmen wollte, was dem alten Famulus, der eine Ehre und die angenehme Befriedigung jahrelanger Gewohnheit darin fand, der einzige Vertraute des Professors zu sein, gewaltig kränkte und beunruhigte. Er war neidisch darauf, daß ein anderer hier im Laboratorium ein gewisses Recht miterhalten sollte, es grollte ihm, wenn er in dieser nächtlichen Einsamkeit sich vorstellte, daß er leicht von einem Studenten, der Latein verstehe, übersehen oder gar überflüssig gemacht werden könnte und daher schrieb sich sein Unmut, seine heimliche Empfindlichkeit, als Beireis die blaue Masse des produzierten Geheim- und Goldstoffes so bedächtig nachwog.

Von vornherein aber fühlte er sich feindlich gegen den armen Studenten Schmidt gesinnt.



Drittes Kapitel

Eine Woche ist vergangen.

Auf dem Collegienplatz in Helmstedt war es um die elfte Vormittagsstunde sehr lebhaft, viele Studenten standen in mannigfaltigen Gruppen zusammen und die Eingänge des Platzes wurden von Bürgersleuten beiderlei Geschlechts belagert, welche auf ein ungewöhnliches Ereignis harrten und mit Respekt und Neugier zur Seite traten, wenn ein Professor in seiner ehrwürdigen Amtstracht nahte, um über den Collegienplatz in das große Gebäude des „Zuleum“ einzutreten.

Der Collegienplatz zu Helmstedt bildete ein großes Viereck, dessen eine Seite von dem Zuleum, dem Universitätsgebäude, aus dessen Mitte sich ein mit Galerie versehener Turm emporhebt; eingeschlossen wird und dessen andere Seiten von akademischen Nebengebäuden begrenzt sind. Steht man der Front des Zuleums gegenüber, so befindet man sich zwischen zwei Eingängen, mit alten Türmen geziert, die mit dem Hauptturme des Zuleums harmonieren und dem akademischen Platze ein festes und würdiges Ansehen geben. In dem Turme am Eingange links befand sich die Freitischglocke, deren gellender Ton um die Mittagsstunde die mit dem Stipendium begünstigten Studenten in dem Konvikt versammelte, welcher dem Eingange linkerseits am nächsten, mit seinen beiden rechtwinkligen Flügeln die Ecke dieses Teiles des Collegienplatzes bildete.

Die Studenten in ihren bunten Trachten und Korpsfarben hatten sich auf dem Collegienplatze nach ihren Landsmannschaften aufgestellt und bildeten verschiedene Gruppen mit Fahnen, Schwertern, farbigen Bändern und Mützen. Wenig bemittelte, an ihrer unscheinbaren Kleidung und bescheidenen Zurückhaltung erkennbare Studenten, sogenannte „Wilbe“, weil sie zu keinem

der bestehenden Korps gehörten, deren Mitgliedschaft kostspielig an Geld und Zeit war, standen in scharfer Entfernung von den in Roller und Kanonen einherstolzierenden Kommilitonen vor der Thür des Konviktoriums, und unter ihnen bemerkte man auch Heinrich Schmidt in seiner verschoffenen Samtmütze und dem abgetragenen violetten Manchesterrocke, aber sein angenehmes, blaßes und ernstes Gesicht, mit den Zügen des Nachdenkens und dem stillen Schmerze heimlicher Entbehrung, zeichnete sich vor vielen aus und erweckte für das Auge des Menschenkenners ein anziehendes Interesse. Mit einer wehmüthigen Furcht, aber auch plötzlich wieder mit einem stolzen Mute, der seinen blassen Wangen einen vorübergehenden Anflug von Röthe und Erhitzung gab, schaute er oft und unwillkürlich zu einem der Fenster im zweiten Stocke des Konviktorium empor, wo ein korpulenter, die stolze Wohlhabenheit in Miene und Haltung verratender Mann lag, und über den Collegienplatz vergnügt herabbllickte. Er gehörte zu denjenigen bevorzugten Einwohnern der Stadt, welche durch Bekanntschaft mit irgend einer akademischen Person aus dem Kreise der Lehrer den Eintritt in den abgeschlossenen Raum des Collegienhofes und einen Platz an einem Fenster erhalten hatten, um am heutigen Vormittage die Neugierde besser befriedigen zu können. Das ungewöhnliche Leben in den Räumen des Zuleums galt nämlich dem feierlichen Empfange hoher Personen, welche sich zu einem Besuche der Universität auf heute angemeldet hatten. Der Landesherr, der regierende Herzog von Braunschweig, Carl I. in Begleitung seines Sohnes, des Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand, und der regierende Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Deßau, hatten der Helmstedter Universität einen Ehrenbesuch zugesagt, um zugleich dem Wunsche des wissenschaftlichen Deßauers zu genügen, welcher, als Gast im Residenzschlosse zu Braunschweig, ein Verlangen geäußert hatte, die berühmten Lehrer der Julia Carolina kennen zu lernen und namentlich die weltberühmten Sammlungen des Hofraths Veireis zu sehen, von dessen Wissen und Treiben die seltsamsten Gerüchte auch an den Hof zu Deßau gekommen waren.

Es war am Tage zuvor durch einen Kurier die Nachricht in Helmstedt eingetroffen, daß die höchsten Herrschaften am Morgen von Braunschweig abfahren und gegen Mittag in der Universitätsstadt eintreffen würden, und da der Herzog Carl seines zunehmenden Alters wegen dem Juleum lange nicht seinen Besuch geschenkt hatte, so wollte der akademische Senat diesmal die Gegenwart des Landesherrn besonders festlich begehen. Die Studenten hatten die Aufforderung zu einem „Aufzuge“ in Korpsfarben mehr wie gern erfüllt, die Professoren wollten im akademischen Ornate den Fürsten im großen Promotionsaale des Juleums festlich empfangen und in einer lateinischen Rede des Prorektors, der zur Zeit Professor Henke war und in einer deutschen Ansprache des Professors Bruns bewillkommen. Deshalb versammelten sich die akademischen Lehrer im großen Auditoriumsaaie, während die Studenten unten auf dem Platze eine Ehrenwache bildeten, wo die Eingänge zum Collegienhofe, wie die Tür des Juleums selbst, mit Blumengirlanden geschmückt waren.

Vor den Eingängen des Platzes drängte sich das Volk; hier standen Bürger, Weiber, Kinder und Handwerksburschen. Die letzteren fehlten in Helmstedt nie, wo sie irgendwo den Studenten nahe kommen und ihnen opponieren konnten. So hatte sich auch jetzt vor dem Eingang am Konvikt, wo der Turm mit der Freitischglocke sich über dem Tore erhebt, eine Gruppe Gefellen eingefunden, welche sich neckisch auf den Hofraum drängten, mehrere Male von den Studenten zurückgewiesen wurden und nun ihren Witz gegen die gewohnten Widersacher laut werden ließen.

„He, Hamburger, hat dir eben der dämliche Kerl dort einen Stoß mit seinem Rappier gegeben?“ rief ein breitschultriger Handwerksbursche, der in seiner sadenscheinigen Kleidung die akademische Tracht nachahmte und an den in den Trödel geratenen Anzug eines Studenten gekommen zu sein schien, „sollen wir mal anfangen?“

„Daß jetzt gut sein, Dessauer, dein Landesfürst kommt und da könnte dein Alter zu Hause die Hofarbeit einbüßen, wenn wir uns hier hervortun würden. Ich will

den Kerl schon kriegen, wenns auch erst Sonntag abend ist.“

„Sieh mal den stämmigen Simson dort — was für Lärm macht der Kaufbold mit seinen Sporen auf dem Steinpflaster.“

„Er sollte nur meinem Meister die Kanonenstiefel bezahlen“ sagte ein Gesell, dessen schwarze Hände dem Vordermanne auf den Schultern lagen, „unsere Lehrlinge hat er die Treppe hinuntergeworfen, dafür haben wir Gesellen geschworen, ihn bei nächster Gelegenheit durchzuholzen.“

„Ja, und letzten Sonntag hat er unserer drei aus dem Tanzsaal in der Harmonie geschmissen, uns Knoten geschimpft und meine Gabel auf die Brust gekniffen. Mir läuft die Galle ins Geblüte, wenn ich daran denke.“

„Hätte der Teufel den Simson nur nicht so handfest gemacht — pauken kann er, wie kein anderer.“

„Ha! ha! der Eichsfelder denkt an die blaue Strieme, die er drei Wochen über die Nase hatte, und ihm der Simson in der letzten großen Prügelei vor der Herberge gezogen hat, als die Studenten unser Wappenschild herunterreißen wollten.“

„Es waren zum Unglück unserer Freunde zu wenig in der Nähe, aber es soll den „Akademikern“ nicht geschenkt sein, das schwöre ich.“

„Die Herberger wollen sich zusammentun und die Studenten überfallen, wenn sie wieder abends einen Aufzug machen oder eine Burdensfahrt nach dem Corneliussberge (St. Annenberg)“.

„Zurück!“ erscholl in diesem Augenblicke eine gewaltige Stimme und ein bewaffneter Student schlug vor den Handwerksburschen mit der blanken Klinge laufend durch die Luft nieder.

„Oho, Ha! Ha! Nur nicht so hitzig, altes Haus! Seht'n mal an! hi! hi!“ dies waren die mit höhnischen Gebärden begleiteten Reden, welche dem Studenten galten. Dieser sah die vordersten Gesellen herausfordernd an, worauf ein spöttisches Gelächter erscholl. „Zurück! sage ich, verdammte Kröten!“ rief der Student, dem sich sogleich noch mehrere zugesellten.

Ein Gemurmel entstand in dem Gesellenhause.

„Wie viele sind unserer?“ fragte ein starksaftiger Burſche, indem er haſtig die langen Ärmel über den ſchwieligen, braunroten Hände aufkrempelte, „viere, fünfe, achte — wir ſind zu wenig, notiere den Kerl mit, Hamburger, er kommt zuweilen nach dem ſchwarzen Berge, da ſoll er ſich fühlen.“

Die Geſellen verhielten ſich ruhig und verloren für den Feiertag ihre gute Laune nicht. Aus dieſem Redensarten konnte man aber erfahren, daß zwiſchen Akademikern und Handwerksburſchen eine tiefwurzelnde Spannung und Feindschaft herrſchte, die ſchon in kleineren Käuſereien ſich Luft gemacht hatte und früher oder ſpäter zu einem heftigeren Zuſammenstoße führen mußte. Das ruhige Verhalten der Geſellen an dem Eingang des Collegienplatzes hatte zugleich noch den ſtillen Grund, daß ſich in einiger Entfernung ein beobachtender Mann ſehen ließ, auf den der eine Geſelle mit verſchmühter Miene und verſtohlener Bewegung der Hand hinwies, indem er flüſterte: „da iſt der Polizeihengſt“ und die neckiſche Laune ſich jezt nur noch in ſpöttiſchen Wizen äußerte.

„Da kommen ja Trompeter auf die Galerie des großen Turms“ ſagte ein Geſelle.

„Das hat mir geſtern abend der Schwager von unſerer Herbergsmutter, der die Poſaune bei unſerem Quartal bläſt, erzählt, daß ſie vom Turme einen Choral und das Landesvaterlied blaſen, wenn die allerdurchlauchtiſten Herrſchaften einfahren.“

„Na, dann mögen ſie nur nicht zu feſt in die Trompeten ſtoßen und nicht gerade hierher auf das Konvikt halten, ſonſt blaſen ſie den Freitiſchlern leicht alles Fett von der Suppe.“

„Da ſollen ſie ſchlimmer kochen, als auf unſerer Krankenſtute in der Verbrüderung.“

„Mit zehn Studenten vom Freitiſche nehme ich allein auf, wenn ich nüchtern an der Hobelbank geſtanden habe, ſolche Kerle kriegen nichts in die Knochen, was anſetzt.“

„Das ſind wohl welche davon, die dort vor der Türe ſtehen?“

„Aber Schmerenot, der Dicke da oben, welcher eine Treppe hoch aus dem Fenster prustet, der ist gewiß nicht mit im Konvikt oder er ist der Koch selber, der erst die Bouillon vom Fleische einnimmt, ehe die Studentensuppe daraus gemacht wird.“

Diese Reden hatten die Gesellen absichtlich recht laut gesprochen, damit die nächsten Studiosen es hören sollten. Ihre Blicke waren jetzt lachend nach den Fenstern des Konvikts gerichtet, wo die vornehmeren und bevorzugten Einwohner eingelassen waren und an den offenen Fenstern der Ankunft der Herzöge harnten.

„Meinst du den Dicken dort oben mit der Finne auf der roten Nase?“

„Ja, der das Unterkinn wischt, weil ihm das Fett zu heiß wird in der Mittagszeit.“

„Das ist der Christoph Schloffer vom Markte, der früher nur Kornhändler war und jetzt den Teufelseffig macht.“

„Was? Teufelseffig? Der Mensch sieht aber gar nicht fauer aus.“

„Die Leute sagen, daß er durch Beireis mit dem Satan gut Freund geworden sei, der ihm die Kunst gelehrt habe, aus allem Dreck den besten Effig zu machen.“

„Den mag der Teufel aber auch allein faufen, den wird kein Mensch in der Stadt kaufen.“

„Oho! Poffen. Alles was gut ist, das kaufen die Leute, wenn sie ihren Profit dabei haben, einerlei, obs der Teufel oder Herrgott fabriziert hat. Und dann mußt du wissen, daß der Schloffer viele hundert Fässer jährlich in alle Welt versendet.“

„Woher weißt du denn das alles, Magdeburger?“

„Das will ich dir sagen. Meine Schwester, die auf dem Gut zu Hammersleben dient, hat einen Schatz, der Markthelfer bei Drobisch in Leipzig ist, und der hat es geschrieben.“

„Sag mal, Eichsfelder, wen grüßt du denn da? Du hast doch keine Freundschaft mit den Akademischen?“

„Doch — mit dem da habe ich eine stille Freundschaft, der ist kein Student, wie die anderen.“

„Er ist gewiß einer vom Freitische — elend genug sieht er aus.“

„Woher kennst du denn den Menschen? Ist er deinem Meister, der selbst nur einen Gesellen vom hung- rigen Eichsfelde halten kann, die Schuhe schuldig ge- blieben?“

„Nein, Krakeler. Der Mensch heißt Schmidt, studiert auf den Doktor, der Schaden heilen kann, und hat von meinem Meister eine kleine Stube gemietet. Er dauert mich aber.“

„Wie meinst du das? Hast du ihm Schläge zugebracht?“

„Nein, den Menschen bedaure ich, denn er hat sich aus purer Verzweiflung dem Teufel ergeben.“

„Oho!“

„Doch, die Meisterin will ihn deshalb nicht im Hause behalten, aber sie mag es ihm aus Mitleid und Gottes- furcht nicht sagen.“

„Deine Meisterin ist selbst eine alte Hege.“

„Im Gegenteil, sie ist eine fromme Frau, die zu meinem größten Aerger des mittags bei Tische so lange betet, daß der Kartoffelbrei kalt wird. Nun aber ängstigt sie sich um die Seele des Studenten.“

„Was treibt der Mensch denn?“

„Die Meisterin, die ihn zuweilen behorcht, weil unsere Rauchkammer dicht an seine Stubentür stößt, sagt, daß er sich aus Verzweiflung aufs Goldmachen gelegt habe.“

„Schwerenot, wie macht er denn das? Das möchte ich auch tun.“

„Dann mußt du aber erst den Bösen zitieren können; meine Meisterin sagt, sie wisse das aus ihrer Jugend, da wäre einmal ein Goldmacher am hellen Tage während der Kirche vom Teufel geholt, weil seine Zeit umgewesen.“

„Aber zum Henker, Eichsfelder, wie fängts der Stu- dent denn an, man müßts ihm doch absehen können?“

Die Blicke der Gesellen waren neugierig und for- schend auf den bezeichneten blassen Studenten gerichtet.

„Herausgekriegt hat ers aber noch nicht, wie Gold gemacht wird“ sagte der Magdeburger, „der Mensch sieht noch zu traurig aus.“

„Gestern hat meine Meisterin wieder gehorcht, weil er, wie er seit acht Tagen angefangen, des frühen Morgens und späten Abends Kohlen im Ofen anbläst und in einem eisernen Stieltopfe heimliche Dinge schmilzt. Alle zwei Tage muß ihm unser Lehrbursche frische Kohlen kaufen und letzte Nacht hat der Wächter sogar Dampf aus unserem Schornsteine bei Mondlicht aufsteigen sehen. Gestern war die Meisterin auf ihre Rauchkammer geschlichen und hat deutlich gehört, wie er mit sich selbst gesprochen und geseufzt hat: „Es muß gelingen, wenn Beireis mir die Wahrheit gesagt; gibt es ein Mittel, Gold zu zeugen, so soll es heraus, ich will reich werden, ach! Gretchen, deinetwegen ruhe ich nicht.“

„Darauf muß ich mir den Menschen einmal ordentlich ansehen“, murmelte der Magdeburger; „er hat ein Gesicht, wie einer, der Pein hat.“

„Ja, er hat auch zu der Meisterin gesagt, daß er einen Schmerz habe, den er nicht verraten könne, und die Meisterin meint, das sei Höllepein, weil er von Beireis an den Teufel gebracht wäre, denn Beireis ist mit dem „Herr sei bei uns“ gut Freund, davon hat der Meister gestern schreckliche Geschichten erzählt. Er kann das Feuer beschreiben, kann jederzeit Feuer aus der Wand greifen, den Tod vorher sagen, dreimal in der Minute die Farbe seines Rocks wechseln, aus Dreck Gold und aus faulen Äpfeln Essig machen. Das hat man im Wirtshause erzählt.“

„Donnerwetter, das könnte mich flott machen“, rief der Handwerksbursche in dem vom Trödler erstandenen Studentenanzuge, den die anderen „Dessauer“ genannt hatten. „Deswegen hältst du wohl Freundschaft mit den blaffen Studenten, damit du ihm was abguckst!“

Während dieser Unterredung hatten die Gesellen nicht bemerkt, daß ein Professor in Amtstracht sich große Mühe gab, den Eingang in den Collegienplatz zu erreichen; als er die unbeweglichen, in das Gespräch vertieften Gesellen vergebens zur Seite zu drängen versucht hatte, war er von mehreren Studenten bemerkt worden, welche jetzt sehr unfsanft mit den Rappierkörben Platz machten und dadurch die Gesellen zu neuen Hohnreden anreizten. „Kommt“, rief der Dessauer, „wir wollen an den Eingang gegenüber

gehen, da sind noch mehr von uns“, und mit rohem Lachen zogen die Gesellen davon. Eine Anzahl rechtlich gekleideter Bürger hatte schon lange hinter den Gesellen am Turme gestanden und den Reden jener Studentenfeinde mit stillem Ergötzen zugehört. Die Äußerungen über den dicken Mann oben im Fenster des Konvikts, sowie über den Studenten Schmidt und Professor Beireis waren auch einigen Bürgern zur Anregung geworden, ebenfalls die Personen zu betrachten und ein stilleres Gespräch darüber zu führen.

„Der Christoph Schloffer soll wirklich jetzt viel mit Beireis verkehren“, sagte ein ehrbarer, ruhiger Mann.

„Das hat seine Richtigkeit“, versetzte ein Nebenstehender mit Lebhaftigkeit, „sein zunehmender Reichtum ist auch verdächtig.“

„Er hat am Kornhandel immer ein gut Stück Geld verdient und war von jeher ein schlauer Geschäftsmann.“

„Sagen Sie nur: ein Bucherer; sehen Sie ihn doch an, seine listigen Augen bei dem gutmütigen Lächeln, seine behagliche Röte und die Finne auf der Nase — hi! hi! die Finne hat schon viel Gerede gemacht.“

„Das kommt vom Wohlleben — ...“

„Die Leute sagen, der Teufel habe sie ihm auf die Nase gesetzt, um ihn daran zu zeichnen. Sie wissen doch, daß es überall heißt, er habe die böse Kunst gelernt, den besten und schärfsten Essig auf unerklärlich schnelle Weise zu fabrizieren, dafür habe der Teufel seine Seele genommen und den Beireis, da er ihm den Dicken zugebracht, seine eigene Zeit verlängert.“

„Das sind Pöffen, aber es soll wahr sein, daß er am Essig ungeheure Summen verdient. Fehse auf der Kornstraße ist ganz wild, da er nur seinen Bieressig zu machen versteht und die natürliche Zeit dazu braucht, während Schloffer von Beireis des Geheimnis gelernt oder gekauft hat, die Befehle der Natur aufzugeben und in der Schnelligkeit einen merkwürdig scharfen Essig zu fabrizieren.“

„Der Beireis ist doch aller Teufelskünste voll, er versteht alles, wovon die anderen Gelehrten sich nichts träumen lassen, er macht Gold, Farbe, Essig ...“

In demselben Augenblicke wurde von der Turmgalerie ein Zeichen mit der Trompete gegeben, eine Bewegung im Volke entstand, und die Studenten besetzten den Toreingang, da man soeben vom großen Turme herab die fürstlichen Wagen auf der Chaussee nahe vor Helmstedt erspäht hatte.

Wir versetzen uns zur Zeit der auf dem Collegienplaze und dessen Eingänge belauschten Volksszenen in die inneren Räume des Juleum, wo sich die Professoren versammelt hatten.

Der große, akademische Saal mit seinen hohen gotischen Pfeilern bot einen feierlichen Charakter dar. Vor den unter einem Säulenportale amphitheatralisch sich übereinander erhebenden Kathedern, welche mit Girlanden geschmückt waren, standen die Lehrer der Hochschule in ihren mittelalterlichen Gewändern und dem Doktorbarett, und auf zwei symmetrisch aufgestellten Tischen, mit grünem Tuch behangen, lagen über rotseidenen, mit Gold besetzten Kissen die beiden akademischen Zepter. Das große Oelbild des Herzogs Julius, des Stifters der Universität, schmückte die Wand, von welcher auch die Bildnisse der ältesten Professoren auf die jüngere Gelehrten generation freundlich niederschauten, während die von den mittleren Bogenstellungen des Gewölbes in den Saal herabhängenden Kronleuchter, gleich den Gemälden, mit frischen Eichenkränzen umschlungen waren. Auch hier an dem großen Eingange zum Auditorium hielten Studenten mit blanken Schwertern Ehrenwache und der Prorektor schritt bald ordnend, bald einsam über seine Rede nachsinnend, durch die festlichen Räume.

Als die Zeit des Harrens allmählich länger, und immer noch nicht die nahe Ankunft des fürstlichen Besuches gemeldet wurde, fanden sich die Professoren zu Unterhaltungsgruppen zusammen, traten zwischen die Pfeiler und an die hohen Fenster, oder wandelten im Gespräche durch die Länge des Saales. — In der Nähe der Fenster bildete sich eine größere Gruppe, zu welcher sich auch der Prorektor Henke gesellte, indem er unwillig sagte: „Alle Kollegen sind da, nur der Beireis fehlt noch!“

„Der verläßt sich auf die Gnade Seiner Durchlaucht“, meinte einer der Professoren.

„Er tut nichts ohne Absicht, darauf können Sie sich verlassen, Herr Kollege“, sagte ein anderer. „Kommt er heute nicht, so bezweckt er etwas dabei, was ihm nützt und uns schadet. Am Ende ist er den hohen Herrschaften entgegengefahren.“

„Ich erkläre mir sein Ausbleiben ganz einfach“, nahm Professor Bruns das Wort, „es ärgert ihn, daß unser Herr Prorektor ihn nicht aufgefordert hat, die zweite Anrede zu halten, er verlangt immer der Erste und Bevorzugte zu sein.“

„Das habe ich absichtlich nicht getan“, sagte Henke, „denn ich mag seine Aufschneidereien und Lobrednerei auf sich selbst nicht hören.“

„Warum soll er auch immer der Wortführer sein, um ihn dem Herzog bemerkbar zu machen und erst recht in der Gunst zu festigen?“ murmelte einer.

„Es ist sein einziges Streben, seine Kollegen zu verdunkeln und sich in den Ruf des Wunderbaren zu bringen.“

„Wobei ihm der Aberglaube des Volkes, wie seine Schlaueit und Erfindung zu Hilfe kommen.“

„Ja, erfinden kann er, das heißt: lügen und renommieren.“

„Seine berühmte Vielwisserei ist nur Schein, seine Geheimnisse der Naturwissenschaft halte ich für Betrug ...“

„Wenn er das leichtgläubige Volk damit täuschen und dem Vorurteile ungelehrter Menschen damit imponieren will, so könnte uns das völlig gleichgültig sein und wir brauchten nur darüber zu lachen, aber daß er auch uns für borniert genug hält, daß er glaubt, unsere Bewunderung ertöten zu können, daß er uns schimpft und lächerlich zu machen sucht, weil wir seinen übernatürlichen Künsten und seiner indischen Weisheit weder Glauben noch Bewunderung zu zollen vermögen, das muß uns beleidigen und zur Feindschaft zwingen.“

„Wie ich höre“, versetzte Bartels lachend, „so tituliert er mich und den Kollegen Remer öffentlich in seinen

Kollegien als „Schweineschwänze“, und nennt alle anderen Professoren „halbe und dreiviertel Köpfe“ — ha! ha! ich muß wahrhaftig darüber lachen.“

„Er kann“, setzte Remer hinzu, „nicht vergessen, daß ich den Studenten erklärt habe, nur ein Scharlatan könne sich mit Goldmachen abgeben, und Sie, lieber Kollege, haben seinen ehrgeizigen Zorn erregt, weil Sie ihn im botanischen Garten in die Verlegenheit brachten, seine Unwissenheit in der Botanik zu verraten.“

„Und weil ich ihm nachgewiesen habe, daß er von der portugiesischen und orientalischen Sprache, die er gründlich zu kennen vorgibt und womit er vor den Studenten renommirt, auch nicht viel wisse, so hat er mich ebenfalls in die Klasse der Schweineschwänze geworfen“, lachte Professor Bruns.

„In der Botanik ist er wahrhaftig, trotzdem, daß er darin unterrichtet und in seinem eigenen Garten seltene Pflanzen zieht, nur höchst mittelmäßig vertraut“, sagte Bartels; „er verriet das vielfältig bei seinen Besuchen im botanischen Garten, wo er, wenn wir ihn auf die Probe stellen und die Rede auf diese oder jene weniger bekannte Pflanze und ihre Kräfte bringen wollten, jedesmal mit schlauer Geschicklichkeit das Gespräch abzubringen und auf andere Gegenstände zu lenken mußte; auch haben die klügeren Zuhörer in seinen Vorlesungen über Pflanzenkunde und besonders auf den botanischen Wanderungen, die er alljährlich einmal in die blumenreichen Umgebungen anzustellen pflegt, die Unvollkommenheit seiner botanischen Kenntnisse längst abgemerkt.“

„Er besitzt eine famose Gabe, sich durch geschickte Worte aus der Verlegenheit zu ziehen, und soll er auch dreist und keck die erste beste erfundene Erklärung einem geradezu mit ernsthaftester Miene ins Gesicht lügen.“

„Ich werde immer ganz angst und bange, wenn er halbjährlich seine Vorlesungen ankündigt“, sagte der Prorektor lächelnd. „Da ließ er Ostern wieder anschlagen: Vorlesungen über Naturbeschreibung der Fossilien, Experimentalphysik, Kammeralwissenschaft, metallurgische Chemie, gesamte Naturbeschreibung, über die Aphorismen des Hippokrates, Heilkunde, gerichtliche Medizin, Bota-

nik, Pathologie, Geburtshilfe, Physiologie, Physik mit Anwendung auf die Landwirtschaft u. s. w., aber von allem kommt nicht die Hälfte zustande.“

„Nun, wenn alle diese Kollegia zustande kämen“, lächelte Bartels, „dann würden Crell, Remer und ich ganz überflüssig sein.“

„Die Studenten laufen nur aus Neugierde und um sich an seinem Hokusfokus zu amüsieren in sein Auditorium, nachher aber hören sie Chemie bei Crell und die medizinischen Fächer bei Remer, Bartels und Lichtenstein, und was die Botanik betrifft, so hilft der akademische Gärtner Elster aus“, sagte einer der Professoren. „Natürlich muß es die Studenten anlocken, wenn Beireis mit seinen Titeln hervortritt, die er ihnen sogar vom Ratheder herab verkündigt, so daß die Zuhörer sie bald auswendig wissen — ha! ha! — herzoglich braunschweig-lüneburgischer Hofrat, erster Professor der Anatomie, Medizin, Chemie, Chirurgie, Pharmacie, Physik, Botanik und Naturgeschichte, Präsident des braunschweigischen Medizinal-Kollegiums, Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften, wahrlich, der alte Paracelsus und Bombastus von Hohenheim kann nicht besser ausgerüstet gewesen sein.“

„Bei mir läuft er noch einmal an“, sagte Professor Sander mit deutlichem Ingrim. „Nicht umsonst soll er mich durch hämiſche Aufdeckung eines kleinen, verzeihlichen Irrtums in meinem überall beifällig aufgenommenen Werke bitter gekränkt haben. Er kann ja selbst nicht einmal ein Buch schreiben und will andere mit Verachtung bekritteln.“

„Darüber trösten Sie sich mit mir, lieber Kollege“, sagte Bruns, „übrigens habe ich Sie schon gerächt, indem ich ihm neulich vor den Studenten einige portugiesische Ausdrücke korrigierte.“

„Er schreibt aus Klugheit nicht, denn das Gedruckte bleibt, und in seinen Reden, worin er seine Kraft hat, kann er immer leugnen, lügen, widerrufen und ändern. Außer seiner Dokterdissertation 1755, „de utilitate et necessitate historiae naturalis“ hat er nichts drucken lassen und trotz der silbernen Buchstaben auf himmelblauem Atlas ist die Dissertation doch höchst unbedeutend.“

„Er kann von Glück sagen, wahrlich, der alte Heister hat ihn wie seinen eigenen Sohn protegiert.“

„Da muß mehr mitgewirkt haben, sonst wäre er nach Heisters Tode nicht so schnell in dessen sämtliche Ämter und Würden eingesetzt. Die frühe Gunst des Herzogs ist und bleibt ein Rätsel und das umsomehr, da Beireis aus seiner Herkunft ein Geheimnis macht. Er hat seine Jugend in ein Mysterium eingekleidet, das er uns früher so oft vorgelogen hat, daß er jetzt selbst daran glaubt.“

„Ich weiß noch, daß er als ärmlicher Mensch nach Helmstedt kam, sich ein Privatlaboratorium anlegte, damals schon chemische Geheimnisse zu besitzen vorgab und durch Heister und die seltsame Gunst des Herzogs zum außerordentlichen Professor der Physik gemacht wurde, ehe er Doktor geworden war.“

„Er ist aus Mühlhausen gebürtig, wo sein Vater ein durch viele Streitigkeiten in dürftige Lage gekommener Bürgermeister war. Später hat er in Jena studiert; was er aber vorgibt, in der zwischen Jena und Helmstedt liegenden Zeit alles erlebt, gesehen und getan zu haben, das halte ich für eine Lüge, denn in der kurzen Zeit kann er nicht die großen Reisen in Holland, England, Frankreich und Italien gemacht und in Paris studiert haben.“

„Er erzählt von den Öertlichkeiten und Abenteuern in Venedig, Rom, Neapel und Palermo so sicher, daß er selbst Leute, welche dort gewesen sind, in Zweifel läßt, ob er nicht Jahre lang in jenen Städten zugebracht habe.“

„Das hat er gelesen und ein gutes Gedächtnis nebst erfinderischer Phantasie besitzt er, dagegen aber hat er kein Geld zu solchen Reisen gehabt.“

„Kann der Herzog ihn nicht auf Reisen geschickt haben? Er muß seinem fürstlichen Gönner schon vor seiner Ankunft in Helmstedt bekannt gewesen sein.“

Ein bisher in einer entfernten, anderen Professorengruppe gestandener Kollege war während der letzten Worte der Unterhaltung herangetreten und fragte lächelnd „Sie reden gewiß von Beireis?“

„Ah, unser Kollege Lorenz von Crell“ rief Remer, „nun, da dürfen wir wohl nichts Schlimmes von Ihrem Freunde sagen, aber Sie müssen doch wissen, ob er die

großen Reisen wirklich gemacht hat, oder ob sie mit in das Reich seiner Wunder gehören?“

Der Professor und Oberberggrat von Crell, selbst ein berühmter Lehrer der Chemie, sah mit gutmütiger List seine Kollegen an und zuckte die Achseln. „Das ist mir selbst ein Geheimnis“, sagte er, „aber das stört mich nicht, dennoch Vergnügen an seinen Erzählungen zu finden.“

„Aber da Sie mit ihm umgehen, so müssen Sie doch sein Vertrauter sein.“

„Ich würde nicht sein Freund geblieben sein, wenn ich auf Ergründung seiner Geheimnisse ausginge, ich nehme ihn, wie er sich gibt, denn er ist ein interessanter Mensch und wenn man seine Schwäche des Ehrgeizes und der Sucht, bewundert zu werden, unberücksichtigt läßt, so erkennt man hinter der Eitelkeit auch sein gutes, menschenfreundliches Herz und hinter der Scharlatanerie seine vielseitigen, gediegenen Kenntnisse.“

In den Gesichtern der Kollegen zeigten sich Zweifel und Spott und es entstand ein ironisches Geslüster. Crell, ein durchaus offener, natürlicher Charakter, dessen gründliches Wissen und bekannte Biederkeit ihm Achtung und Freundschaft aller Kollegen erworben hatten, sah die Miene des lächelnden Spottes im Antlitz der flüsternden Professoren mit scharfem, ernstem Blicke an und schien die ehrenhafte Pflicht zu fühlen, den angefeindeten und belächelten Freund zu verteidigen.

„Ich weiß, liebe Kollegen, daß ich ziemlich der Einzige in unserem akademischen Kreise bin, welcher mit Beirath verkehrt, aber ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß derselbe Ihre Empfindlichkeit nicht in dem Maße verdient, wie es wirklich der Fall ist.“

„Fordert er nicht durch feindselige und höhnische Angriffe unsere Opposition mutwillig heraus?“ fiel Professor Sander ein.

„Nimmt er doch an unseren kollegialischen Versammlungen niemals Anteil, ruft er nicht durch seine unwürdige Scharlatanerie unsere Wissenschaftslehre, durch seine Schimpfreden unsere persönliche Nothwehr und durch seine Zurückgezogenheit unsere Gleichgültigkeit gegen ihn in die Schranken?“

„Hand aufs Herz, liebe Kollegen“, versetzte Crell mit dem ihm eigenen Freimute, „ist er allein Schuld daran? Haben Sie die zwischen Ihnen und Beireis eingetretene Spaltung nicht selbst mit hervorgerufen, indem Sie ihn mit Hohnlächeln betrachteten, wenn er in Ihre Kreise eintrat, indem Sie ihn mit offenkundiger Mißgunst behandelten, wenn er an Ehre und Bewunderung und Vermögen zunahm? Haben Sie nicht seine guten Eigenschaften mit seinen Schwächen in Bausch und Bogen zusammengeworfen, seine wirklichen, gediegenen Kenntnisse und Verdienste über seinen Scharlatanerien unbeachtet gelassen und hat es nicht zu seinen Ohren kommen müssen, daß Sie ihn belächeln und scharf beurteilen? Sehen Sie, liebe Kollegen, das verträgt ein so lebhafter und ehrgeiziger Mann wie Beireis nicht, und da er selbst keine Bücher und Rezensionen schreibt, so hat er keine andere Gelegenheit, sich zu rächen und gegen Ihre Angriffe Vergeltung zu üben, als in seinen Vorlesungen, wo er sich dann öfters gegen Sie ausschüttet.“

Die so angeredeten Professoren waren eine Weile still, dann murmelte der eine oder andere und endlich fragte Henke: „Finden Sie das denn in der Ordnung, gegen Studenten seine Kollegen herabzusetzen?“

„Nun, was tut er denn im eigentlichen Grunde?“ erwiderte Crell mit gutmütiger Milde, „er redet nicht das mindeste gegen seine Kollegen als Menschen, sondern mäkelte nur den Gelehrten in den kleinen Schwächen und Lücken, die sein Scharfsinn schnell auffindet, und was er da spricht, das ist wahrhaftig mehr possierlich als beleidigend. Machen Sie es wie ich und unser würdiger Abt Pott, wir sind immer seine Freunde geblieben, weil wir anspruchslos seine wahren Kenntnisse und Verdienste nicht verkennen und seine ehrgeizigen Schwächen betrachten, ohne insgeheim darüber zu spotten.“

„Ist es aber nicht eines Professors unwürdig, als Arzt und Physiker den Wundermann zu spielen, den Aberglauben zu fördern und sich mit Habgucht Reichthümer zu verschaffen durch Betrug?“ fragte Sander gereizt.

„Das ist eine harte Beschuldigung, er ist kein Betrüger“, versetzte Crell nachdrucksvoll; „er belacht den Aber-

glauben im stillen, aber läßt es sich gefallen, von ihm bewundert zu werden, er ist nicht geldgierig, denn die großen Summen, welche er, freilich auf eine der Welt unverständliche Weise, einnimmt, verwendet er fast verschwenderisch an seine großartigen Sammlungen, er gibt ungesehen manchem armen Studenten und mancher notdürftigen Familie Geld und unterstützt ganz im stillen auswärtige, notleidende Anverwandte.“

„Ein Physiker sollte sich schämen, die Volksmeinung, als sei er ein Faust oder Apollonius, der seine geheimen Naturkenntnisse durch Hilfe des Teufels erworben habe, noch zu begünstigen, wie er es tut“, sagte Remer.

Lorenz von Crell lächelte und sah den Kollegen und darauf den Prorektor Henke heiter an. — „Unser hochwürdiger Freund Henke leugnet den Teufel aus moralisch-rationellen Gründen seines theologischen Bewußtseins“, sprach er, „auch Sie, meine naturwissenschaftlichen Kollegen, haben durch die Kenntnisse von den Gesetzen der physikalischen Kräfte den vermeintlichen Teufel, der die Willkür der Natur beherrschen sollte, zu Schanden gemacht, aber...“, hier sah sich Crell schalkhaft nach einer entfernt stehenden Gruppe anderer Universitätslehrer um, zeigte dann über die Schulter weg mit dem Daumen dorthin und fuhr fort: „aber dort stehen auch noch Theologen und Juristen, welche an die Macht des Teufels glauben und auch ihr Auditorium finden; kann Veireis deshalb getadelt werden, daß er den Aberglauben von Kollegen, die ihm feindlich gesinnt sind, sich zu Nutzen kommen läßt, zumal in einer Zeit, wo das Volk noch mit Wohlgefallen am Aberglauben hängt?“

Die umstehenden Professoren mußten augenblicklich nichts darauf zu antworten, ohne aber, wie ihre Mienen verrieten, wenig günstigere Gefühle für Veireis zu gewinnen, da sich die meisten selbst verschwiegen, daß ihre Opposition gegen ihn von Neid, Mißgunst und großer Empfindlichkeit geleitet werde.

Endlich trat Remer hervor und sprach: „Eins kann ich bei Ihrer dauernden Freundschaft zu Veireis mir nicht erklären, mein lieber Crell, Sie sind selbst ein anerkannter Chemiker und Geologe, wie benehmen Sie sich dabel,

wenn Beireis mit wichtigstem Ernste behauptet, daß er Gold zu produzieren verstehe?“

Crell lächelte. —

„Ober“, fuhr Remer schnell fort, „sind Sie vielleicht eingeweicht in diese Augenverblendung?“

„Nein, das bin ich nicht, ich lasse ihn gewähren und er vermeidet auch, mit mir darüber zu sprechen. Uebrigens ist es eine Tatsache, daß Beireis auf chemischem Wege zu seinem Reichtum gelangt.“

„Als Chemiker“, erwiderte Remer, „würde ich nicht ein vertrauter Freund eines anderen Chemikers sein können, der meine eigene Wissenschaft belöge und mich für fähig hielte, das Unmögliche zu glauben.“

„Ich merke“, sagte Crell, ohne seine gutmütige Laune zu verlieren, daß Sie, mein werter Kollege, noch immer keine Ahnung davon haben, daß Beireis wirklich Goldeswert zu produzieren versteht. Ich bin davon überzeugt, daß er in der Chemie, worin er schon als Jüngling viel und vorzugsweise gearbeitet hat, zu besonderen Kenntnissen, Resultaten und praktischen Anwendungen gelangt ist, die uns anderen Chemikern zur Zeit noch völlig fremd sind, ich weiß, daß er auf chemischem Wege Stoffe bereitet, die bedeutenden Wert haben müssen; worin diese Stoffe bestehen, das weiß ich nicht und als sein Freund bin ich ehrlich genug, ihm das Geheimnis nicht listig rauben zu wollen.“

Remer schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe und sprach: „Seine starken Auditorien, wo er aus weitester Ferne die Leute anlockt durch seine vorgeblichen Künste und sie mit der Enthüllung derselben gegen einstweiliges Kollegehonorar vertröstet, ferner seine bedeutende ärztliche Praxis in Stadt und Land, und auch wohl ein mutmaßlicher, stiller Farbenhandel, das mag ihm das Gold einbringen.“

„Sie müssen eingestehen, liebe Kollegen“, lachte Crell, „daß Ihnen selbst Beireis ein Rätsel ist, und Sie wollen ihn deshalb tadeln, daß er sich vom Volke bewundern läßt, dem er doch ein doppeltes Rätsel sein muß.“

„Nein“, fiel Professor Bartels ein, „mit ist es ganz offenkundig, daß er Farben bereitet und auswärts ver-

kauft, ein Bekannter in Holland, der seinen Sohn hier Theologie studieren lassen will, teilte mir mit, daß Beireis eine große Menge Ultramarin bereite und nach Amsterdam verkaufe, man wäre verwundert darüber, woher er den seltenen, kostbaren Lapisstein nehme, der doch seiner Seltenheit wegen den Wert und Preis des Goldes hat.“

„Davon kann er sich keine Schätze erwerben“, meinte Remer, „da Ultramarin aus pulverisiertem Lapisstein besteht, so wäre die Ausgabe dafür zu hoch, um viel daran zu verdienen, außerdem macht es die Seltenheit des Lapissteines in der Natur durchaus unwahrscheinlich, ja platterdings unmöglich, große Quantitäten Ultramarin zu bereiten.“

„Man spricht davon, daß Beireis einen neuen Essig zu fabrizieren entdeckt und das Geheimnis dem Kornhändler Schlosser am Markte mitgeteilt habe“, sprach ein anderer Professor.

„Er muß überhaupt ein neues chemisches Gesetz entdeckt haben; denn die Studenten erzählten davon, daß er im Auditorium plötzlich und aus verschiedenen Stoffen sogleich Essig hergestellt habe, ohne das Zeitgesetz der sauren Gährung zu erfüllen.“

„Sie räumen also doch selbst ein, daß er gründliche Kenntnisse hat?“ sagte Crell ernstlich.

„Aber warum teilt er sie der Welt nicht mit? Warum fördert er die Wissenschaft nicht dadurch, sondern behält alles als Geheimnis, um Schatulanerie damit zu treiben?“

In diesem Augenblicke erscholl von der Galerie des Turmes herab das Trompetensignal, welches die nahe Ankunft der fürstlichen Herrschaften verkündigte. Der Prorektor verließ schnell die Gruppe, wo er ein aufmerksamer Zuhörer der Unterredung über Beireis gewesen war, und die übrigen Professoren suchten ihre Plätze, um in festlicher Ordnung den Landesherrn zu empfangen.

Es verstrich etwa eine Viertelstunde, als eine große Unruhe auf dem Collegienplatze entstand; von der Porta coeli, der auf dem Markte stehenden Universitätskirche her, hörte man das eben begonnene Geläut, das Volk rief ein Hurra und die Trompeter auf der Turmgalerie

bliesen schmetternd einen Choral. Jetzt hörte man das rasselnde Einfahren der Equipagen auf den Collegienplatz, ein Student meldete dem Prorektor die Ankunft des Fürsten. Sogleich verfügte sich der Prof. Henke, von den Dekanen der Fakultät begleitet, aus dem großen Promotionsaale auf die Treppe, um den Herzog zu empfangen, welcher, von dem Herzog von Dessau, dem braunschweigischen Erbprinzen, einigen Hofmännern und dem Bürgermeister Fein nebst den Magistratsmitgliedern umgeben, eben in das Zuleum eintrat, und die Ehren und Huldigungen freundlich entgegennahm. Beim Eintritte in das große Auditorium begrüßte er die versammelten Professoren mit leutseliger Güte, wies freundlich dankend die ihm auf roten Kissen dargereichten akademischen Zepter zurück, faßte den weit jüngeren Herzog von Dessau an die Hand und führte ihn zunächst vor das große Bild des Herzogs Julius. „Hier sehen Eure Liebden meinen würdigen Vorfahren, der diese Hochschule 1576 stiftete“, sprach er unter gerührtem Anschauen des Gemäldes „er war ein großes Werkzeug der protestantischen Kirche und zugleich ein gelehrter Herr, er liebte die Bücher und trieb mit Eifer die Scheidekunst.“

Der Herzog von Anhalt-Dessau war ein etwa sechs- unddreißig Jahre alter schöner Mann von großem, wohlgefälligem Wuchse und in seiner ganzen Erscheinung lagen Anstand und Geschmack. Obgleich sein Gesicht den Charakter der Sanftmut trug, so war er doch in seinen Bewegungen rasch und lebhaft, in seiner Sprache schnell, kurz und polternd und er schien ungeduldig zu werden, wenn man seine hastig und stoßweise hingeworfenen Worte nicht sogleich verstanden hatte. Seine lebendigen Blicke waren von dem Bilde sehr bald über die Versammlung der Professoren und von da ab über die anderen Bilder des Saales geeilt und rasch fragte er: „Wer sind diese? Wohl Professoren, nicht wahr, Liebwertester?“

Der alte Herzog von Braunschweig wendete sich zu dem nahe stehenden Prorektor und sprach: „Erkläre Er Seiner Durchlaucht diese Porträts“, und zum Dessauer Fürsten gekehrt, zeigte er auf den Prorektor und setzte hinzu: „Das ist Unser Henke, der Theologe.“

„Sie haben einen guten Ruf“, erwiderte der Dessauer freundlich, „wer ist jener?“ Mit dieser Frage lenkte er schnell die Aufmerksamkeit auf die Bilder.

„Neben dem Porträt des hochseligen Herzogs Julius“, erklärte Henke, „hängen außer dem Chrysostomus aus dem sechsten Jahrhundert die Bilder der Lehrer, welche der durchlauchtigste Stifter dieser Universität zuerst hierher berief, hier: Tilemann Hesshusius, dort: Jacob Andreaä, da: Peter Ulnar, daneben: David Chyträus, gegenüber: Johannes Caselius, dort: Martin Chemnitz, durch den Herzog Julius das „Corpus doctrinae Julium“ abfassen ließ.“

Die Blicke des Herzogs von Dessau waren bereits von den Gemälden auf die Säulen und Architektur des Saales übergesprungen, die seine besondere Aufmerksamkeit fesselten, da die Baukunst seine fast leidenschaftliche Lieblingsneigung war. Der leutselige Erbprinz Carl Wilhelm Ferdinand, welcher sich unterdessen mit dem Professor Lichtenstein unterhalten hatte, trat jetzt an seinen Vater, den Herzog Carl, heran und flüsterte ihm einige Worte zu, deren Inhalt man erraten konnte, da der Herzog den Dessauer Gast einlud, mit ihm auf den Sesseln vor den bekränzten Rathedern Platz zu nehmen. Man sah es dem Prorektor an, daß er dadurch aus einer stillen Verlegenheit gebracht wurde, denn die Ablenkung der hohen Personen von den Empfangsfeierlichkeiten auf die alten Bilder hatte ihn noch nicht zu seiner lateinischen Anrede gelangen lassen. Er bestieg deshalb sogleich den Ratheder und begann seine Bewillkommungsrede. Nach einer Viertelstunde war sie beendet, als jetzt Professor Bruns einen unteren Ratheder einnahm, um seine kurze wissenschaftliche Rede zur Ehre der hohen Anwesenden zu halten.

„Ist das Beireis?“ fragte der Dessauer den Herzog Carl.

„Nein, ich begreife nicht, warum er nicht redet“, war die Antwort, welche dem Ohre einiger Professoren in der Nähe nicht entgangen war und in ihre Miene den Zug des spöttischen Neides führte.

Professor Bruns hatte ein Thema gewählt, welches den Herzog Carl schnell fesselte, er gab nämlich eine kurze Geschichte der Universität, erklärte, wie Herzog Julius das Anno 1574 gestiftete Pädagogium zu Sandersheim nach dem Plane seines Kanzlers Joachim Wynsinger von Frundek zwei Jahre später nach Helmstedt verlegt und zur Universität umgeschaffen habe, eigentlich zu dem anfänglichen Zwecke, die reine, evangelische Lehre aufrecht zu erhalten, weshalb er namentlich die Theologen Kirchner, Heshusius, Satler und Hofmann, die rüstigen Streiter der protestantischen Kirche, berufen habe, denen in der Zeit der gewaltige Kämpfer für vernünftige Denkfreiheit und gegen geistliche und weltliche Despotie, Hermann Conring, und die Forscher in der heiligen Schrift, Schindler, Saubert, Hermann von der Hardt, Calixtus, und andere auf dem Helmstedter Lehrstuhl gefolgt seien; er wies darauf hin, wie der Sohn des Herzogs Julius, Heinrich Julius, bei der Einweihung der Universität am 15. Oktober 1576, in seinem zwölften Lebensjahre zum beständigen Rektor ernannt worden und mit seiner ersten lateinischen Rede hier aufgetreten sei, wie er namentlich die juristische Fakultät begünstigt und aus Liebe zur Anatomie das anatomische Theater gestiftet und die berühmten anatomischen Gemälde von Christoph Bortner bewirkt habe, wie wiederum sein Sohn und Regierungsnachfolger, Friedrich Ulrich, ein großer Geschichtskenner, die Universität Helmstedt reicher fundiert und sie mit seiner Privatbibliothek beschenkt, wie endlich mit dem Herzoge August dem Jüngeren eine andere Linie der Regentenfamilie, die bis auf die Gegenwart in allen ihren Gliedern eine hohe Geistesbildung bewährte, begonnen und die Universität mit vielen berühmten Lehrern und gelehrten Schätzen bereichert habe. — So deutete der Redner darauf hin, daß Heinrich der Jüngere ein intimer Freund von Calixtus und Conring gewesen sei, daß sein Sohn, der nachsinnende, mit Schottelius und Leibnitz umgehende Herzog Rudolph August die Universität mit neuen Bücherschätzen bedacht, die auf eigene Kosten erbaute Collegienkirche der Hochschule geschenkt und in seinem Bruder Anton Ulrich einen Nachfolger er-

halten habe, welcher schon in seinem siebenzehnten Jahre die Würde eines Prokanzlers der Universität zu bekleiden und eine theologische Doktorpromotion zu leiten fähig gewesen sei. So ging der Redner auch die Verdienste um Wissenschaft, Kunst und Universität durch, welche die Nachfolger Anton Ulrichs sich erworben hatten, und kam endlich auf den anwesenden Herzog Carl zu sprechen, der gleichsam ein zweiter Schöpfer dieser Hochschule durch Hergabe größerer Mittel, Stiftung der „deutschen Gesellschaft“ und Berufung neuer Lehrer gemorden sei und dem zu Ehren die Universität sich auch mit seinem Namen geziert und „Julia-Carolina“ getauft habe.

Der Herzog von Anhalt-Deßau drückte während dieser Andeutungen des Redners dem Herzoge Carl freundlich die Hand, welcher mit Wohlgefallen nickte, und der Anstand zwang ohnehin den unruhigen, lebhaften Deßauer, dieser Rede seine größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Professor Bruns hatte geschlossen, der Herzog Carl winkte den Prorektor heran und befahl die Vorstellung der akademischen Lehrer.

„Wo ist Beireis?“ fragte der Deßauer laut und schien zu erwarten, daß der Gesuchte sogleich vortreten würde. Als es aber nicht geschah, wiederholte der Landesherr dieselbe Frage und sah ernst in die Versammlung.

„Durchlaucht“, antwortete der Prorektor, „trotz geschehener Aufforderung ist der Hofrat Beireis nicht erschienen, um Eurer Durchlaucht aufzuwarten.“

Der Herzog sah flüchtig den Deßauer an, dann verfinsterte sich seine Miene und er fragte: „Er ist doch nicht krank?“

Während Henke verneinte, entstand eine stille Schadenfreude in den Gesichtern und Gebärden der Professoren, und der besonders ingrimmige Sander flüsterte seinem Nachbar ins Ohr: „Jetzt wird der Scharlatan und übermütige Adept übel anlaufen; das gönne ich ihm.“

In demselben Augenblicke wurde eine unruhige Bewegung bemerklich, die Augen vieler Professoren waren auf die Thür des Saales gerichtet, mancher Mund lächelte spöttisch und schadensfroh, denn soeben war Beireis im

Eingänge des Saales sichtbar geworden und seine Feinde weideten sich an der gewissen Aussicht, daß er jetzt vom Herzoge selbst eine derbe Zurechtweisung erhalten werde. Professor Lorenz von Crell eilte auf ihn zu, sah ihn bedenklich und verwundert an und sagte: „Mein Gott, Beireis, was machen Sie? Sie kommen so spät und ohne feierliche Amtstracht?“ Und in der Tat war Beireis in seiner gewöhnlichen Tracht erschienen, nur hatte er den müllerblauen Rock und die gleichfarbige, langschößige Weste mit schwarzer Kleidung von demselben Zuschnitte vertauscht. Ehe Crell eine Antwort auf seine Frage des Erstaunens erhielt, trat plötzlich der Erbprinz Carl Wilhelm Ferdinand hinzu, sagte Beireis lächelnd bei der Hand, sah heiter seine Erscheinung vom Kopfe bis zu den Füßen an und sprach: „Er hat es wohl auf eine Verwandlung abgesehen? Nun folge Er mir.“ Mit diesen gnädigen Worten führte er den Hofrat, dessen Augen mit listiger Lebhaftigkeit bligten, den beiden Herzögen entgegen, die ihn groß ansahen. „Hier ist der neue Doktor Faust“, sagte er zum Herzoge von Anhalt-Dessau, „der Wundermann Beireis!“

Während in der Miene des Herzogs Carl ein deutliches Erstaunen hervortrat, als er Beireis nicht in der akademischen Festkleidung erblickte, betrachtete ihn der Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau mit neugieriger Aufmerksamkeit und seine Miene schien Wohlgefallen zu verraten. „Warum kommt Er so spät und in dieser Weise?“ fragt Herzog Carl mit einem Ernste, welcher durch den prüfenden Blick noch erhöht wurde und mit der freundlichen Neugier des Dessauers auffallend kontrastierte.

Beireis blickte den Landesherrn mit unerschrockener Sicherheit an und sprach: „Euer Durchlaucht werden meine Entschuldigung zu Gnaden aufnehmen, das weiß ich, da sie an den Prorektor der Wissenschaft und an ein edles Fürstenherz appelliert; ich komme zu spät, weil ich der Wissenschaft und der Menschenpflicht unaufschiebbliche Dienste zu leisten hatte.“

„Wie meint Er das?“ fragte der Herzog Carl schon weit milder und gnädiger.

„Ich war in meinem Laboratorium einer großen Naturentdeckung auf der Spur, welcher ich bereits mehrere Tage und Nächte geopfert habe, und die verloren gewesen sein würde, wenn ich früher, als es geschehen ist, den chemischen Ofen verlassen hätte, dann aber wurde ich zu einem Schwerkranken gerufen, dem ich durch rechtzeitige Hilfe das Leben gerettet habe.“

„Dann entschuldige ich Ihn gern, aber Er wird nun seine Zeit so eingerichtet haben, daß Er uns Seine Merkwürdigkeiten zeigen kann, denn Seinetwegen sind wir eigentlich heute nach Helmstedt gekommen.“ Und zum Dessauer gekehrt, während Beireis eine devote, dienstfertige Referenz machte, fuhr er fort: „Euer Liebden sehen hier den seltsamen Mann, von dem ich gestern bei Tafel die Wundergeschichten erzählte, welche Euer Liebden Neugier geweckt haben.“

„Auch in Dessau habe ich viel Merkwürdiges von Ihm, mein lieber Hofrat, erzählen hören und ich bin gekommen, um mich selbst davon zu überzeugen“, setzte der Herzog Leopold Friedrich Franz hinzu. „Ich hege eine große Neugierde, seine weltberühmten Sammlungen zu sehen und eine Probe seiner geheimen Künste zu erfahren.“

Diese Äußerungen übten auf die anwesenden feindlich gegen Beireis gesinnten Kollegen eine Wirkung aus, welche sich in ihren Mienen und ihrem Geflüster nicht verleugnete; die anfängliche Schadenfreude über die gehoffte Ungnade war plötzlich der Verwunderung und Mißgunst gewichen, als der Herzog geradeaus erklärt hatte, daß vorzugsweise Beireis ihn diesmal nach Helmstedt geführt habe. Der beneidete Mann genoß hier abermals eine Ehre und Auszeichnung, welche ihm diejenigen am wenigsten gönnten, welche sich bisher von seinen wirklichen Verdiensten nicht hatten überzeugen wollen.

„Er macht auch Gold?“ fragte der Herzog von Dessau. Beireis verneigte sich schlaue lächelnd, während die Professoren spöttisch flüsternten.

„Er ist auch ein berühmter Botaniker und Sachverständiger in Anlage von geschmackvollen Gärten“, fuhr der Herzog fort, „da könnte Er mir guten Rat und neue

Ideen für meine Gartenanlagen in Wörlitz zukommen lassen.“

Beireis verbeugte sich dienstwillig — und Professor Bartels lächelte spöttlich.

„Er versteht auch seltsame Ueberraschungen mit seiner geheimen Kenntniss von der Natur der Farben darzubieten“, redete der Dessauer mit steigendem Interesse an dem Manne, von welchem die fabelhaftesten Gerüchte in Nähe und Ferne umliefen. — „Ich lade Ihn hiermit ein, mich in Dessau zu besuchen und Er wird für eine besondere Unterhaltung bei Hofe meine beste Gastfreundschaft gewärtigen können.“

„Ich rühme mich, Durchlaucht, alles zu können, was ein Mensch zu wissen vermag“, antwortete Beireis stolz, indem sein angeregter Ehrgeiz die hohe Meinung von sich selbst begünstigte und seine Blicke spöttlich über die flüsternden Kollegen flogen.

„Versteht Er auch die Jagd?“ fragte der Dessauer.

„Zu Befehl“, antwortete Beireis, „ich schieße, jage, fachte, tanze und reite mit jedem Kavaliere um die Wette.“

Diese Antwort steigerte das Wohlgefallen des jungen Herzogs an Beireis noch höher, da er selbst ein großer Liebhaber der Jagd und aller gymnastischen Künste war.

„Gut das“, sagte er freundlich, „am Subertustage, den ich weidmännisch feiere, ist Er mein Gast, aber da Er Teufelskünste treibt, so bringe Er nur keine Freikugeln mit.“

Beireis lächelte pfliffig.

„Er hat große Reisen gemacht, wie ich höre, auch ich bin weit umher gewesen und habe bei den Kunstwerken Italiens das Verlangen geschöpft, auch in Dessau ein deutsches Athen zu gründen, wozu Er mir ebenfalls raten kann. Er kennt auch Gemälde?“

„Wenn Euer Durchlaucht später meinem Hause die Ehre geben werden und meine Sammlungen in Augenschein nehmen, dann können die seltenen Bilder, welche ich besitze, Zeugnis meiner Sachkenntnis abgeben.“

Da Beireis auch in diesem Punkte der Kunst mit dem Herzoge übereinstimmte, so war er schnell in die höchste

Gunst desselben gekommen, denn der Dessauer war ein Mann, welcher viel Geschmack an Wissenschaft und Kunst fand, auf früheren Reisen durch Europa den Sinn für Schönheit und Seltenheit genährt hatte und nun mit einer gewissen eleganten Verschwendung Gelehrte und Künstler nach Dessau zog, kostbare Werke ankauft und die Hände der Maler, Bildhauer und Architekten vielfach beschäftigte, um in einer deutlichen Rivalität es dem benachbarten Weimar zuvorzutun.

Während er sich mit Beireis besonders unterhielt, hatte der Herzog von Braunschweig verschiedene andere Lehrer angeredet und sich nach den Zuständen der Universität erkundigt. Als er jetzt zu dem Dessauer Fürsten zurückkehrte und dessen Wohlgefallen an Beireis bemerkte, sprach er mit froher Laune: „Nun? haben Euer Liebden erfahren, wie der Beireis die Verwandlungen hervorbringt? Wenn ich daran denke, macht es mir heute noch Spaß, wie der Bischof von Hildesheim, der gerade in Braunschweig die Kirche zum heiligen Nikolaus inspizierte, und bei Tafel auf dem Schlosse neben Beireis gesetzt wurde, mit Furcht und Schrecken wegrückte, als des Professors schwarzer Rock sich binnen einer halben Stunde in Scharlachrot verwanelte — hil hil — und wie er dem hochwürdigen, katholischen Herrn den Weißwein schnell zu Essig machte.“

„Hört Er wohl, mein Lieber“, fuhr er dann gegen den still lächelnden Beireis fort, „daß Er uns ja nachher ein Kuriosum aufischt, damit Er meiner Empfehlung auch Ehre macht.“

„Wann befehlen Euer Durchlauchten, meine Sammlungen in Augenschein zu nehmen?“ fragte Beireis schnell.

„Wir wollen um fünf Uhr wieder zur Tafel in unserem Schlosse zu Braunschweig sein — ist es Euer Liebden gefällig, die Sammlungen sogleich anzusehen?“

Der Dessauer bejahte diese Frage des Herzogs Carl mit Bereitwilligkeit.

„Dann bitte ich um Erlaubnis, mich jetzt entfernen zu dürfen, um mein Haus auf die Ehre des hohen Be-

suches vorzubereiten“, sagte Beireis. Der Herzog entließ ihn gnädig, und als in diesem Augenblick die Trompeter auf der Turmgalerie das Landesherrnlied bliesen und die im Collegienhofe versammelten Studenten in ein lautes Vivat ausbrachen, trat Herzog Carl, in der Mitte des Dessauers und des Erbprinzen, welcher sich bisher mit Crell lebhaft unterhalten hatte, an das geöffnete Fenster und empfing mit wohlwollender Handbewegung die Huldigung der Studenten, denen sich beim Anblick des regierenden Fürsten ein bis weit auf den Markt fort-schallendes Hoch der Bürgerschaft anschloß.

Die Professoren, welche früher in ihrer Unterredung über Beireis sich ohne Rückhalt feindselig gegen ihn ausgesprochen hatten, fanden sich jetzt, nachdem der Herzog vom anwesenden Bürgermeister eine Einladung nach dem Rathause angenommen, wo ihm der Stadtmagistrat und die Gerichtsbeamten ihre Devotion darzubringen wünschten, wiederum zusammen, um dem stillgenährten Aerger nunmehr Worte zu geben.

„So, nun wissen wir doch, warum wir heute in der akademischen Kleidung haben warten und huldigen müssen, weshalb die Julia Carolina die Ehre des hohen Besuches hat“, sagte Professor Sander verdrießlich; „weil der berühmte Scharlatan Beireis die hohen Herrschaften amüsieren soll.“

„Weil er die Ehre hat, daß der Dessauer ihn persönlich kennen lernen will, darum standen wir hier wie stumme Zeugen seines Ruhms“, setzte Bartels hinzu.

„Zum Hanswurst der Gelehrsamkeit kommen die Fürsten weit eher, als zum stillen, unscheinbaren Weisen.“

„Man sollte wahrhaftig selbst Kenommist werden, um nicht stets der Unbeachtete zu bleiben.“

„Glauben Sie, daß Beireis wegen einer chemischen Entdeckung und der Lebensrettung eines Kranken so spät in die Versammlung gekommen ist?“

„Nein, das fällt mir nicht ein; er hat nur Aufsehen machen wollen, das ist alles bei ihm berechnet, seine Eitelkeit hat den schlauren Verstand zum Begleiter.“

„Kann man ihm die Eitelkeit noch zur Last legen, wenn alle Welt, selbst Fürsten, ihn eitel machen?“

„Die Welt will unterhalten und ergötzt sein, das dumme Volk findet diese Befriedigung in der Nahrung, welche Beireis dem Aberglauben darbietet, die vornehme Welt aber in dem Reize am Ungewöhnlichen.“

„Der Herzog von Anhalt-Deßau findet — das können Sie überzeugt sein, liebe Kollegen — nicht an der Naturwissenschaft, sondern nur an der Originalität des Beireis sein Vergnügen; diese gewährt Unterhaltung, das ist das ganze Interesse, was jene hohen Personen am Gelehrten überall nehmen.“

„Der Deßauer ist aber ein Mann von ganz besonderer Bildung; er selbst hat geschriftstellert, er korrespondiert mit vielen Gelehrten . . .“

„Was will das sagen?“ fiel Remer ein, der erst kurz vorher hinzugetreten war, „so wenig wie das gesamte Volk, verstehen auch die meisten hohen Herren nichts von Naturwissenschaft; ein einziges gründliches Kolleg über Ursache, Wirkung und Möglichkeit derselben würde sie plötzlich aufklären und damit ihr ferneres Interesse daran abkühlen, da sie nicht mehr durch magische Ueberraschungen gereizt und unterhalten würden. Darum verschweigt auch der listige Beireis alle seine neuen Entdeckungen, damit sie in der gelegentlichen Anwendung zur magischen Kunst ihm die Gunst überraschter und amüsiertter Langeweile oder den pekuniären Tribut der Einfalt einbringen. Ich bin davon überzeugt, daß Beireis heimlich sich über die Einfalt und Dummheit seiner freigebigen Bewunderer ins Häufchen lacht.“

„Das ist Tatsache, er macht sich über die einfältige und betrogene Welt lustig, verachtet im Stillen die Getäuschten und fühlt um so mehr, was er selbst ist und bedeutet.“

„Er wird den Herzögen heute in seinem Hause wieder Märchen und Wunder genug aufstischen, nun ja, deshalb gehen sie zu ihm.“

„Seine Sammlungen sind allerdings der Mühe wert, er kauft für ungeheure Summen jährlich zusammen.“

„Aber als ein guter Oekonom weiß er auch, daß sich ihm diese Kosten für seltene Dinge vorteilhaft verzinsen.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Während er den Leuten die Ueberzeugung beizubringen sucht, daß er Eudämonist sei, das heißt: daß ihm nichts zu teuer und kostspielig erscheine, um den Schöpfer in seinen Naturwerken und den Menschen in seinen Kunstwerken so deutlich als nur irgend möglich kennen und verehren zu lernen und darin seine Glückseligkeit zu finden, dienen ihm alle jene Sammlungen doch eigentlich nur, um in der Lage, worin er sich einmal befindet, seinen Ruf des Sonderbaren zu vermehren, der ihm Ziel und Freude seines Lebens ist und den er zu Gold zu machen versteht. Wenn er keck genug ist, seinen naturwissenschaftlichen Kollegen gegenüber zu behaupten, daß er Gold produziere, so kann er nur damit bildlich den großen Nutzen meinen, den er durch seinen klug erworbenen Wunderruf aus dem Unverstande und Aberglauben der großen Menge zieht. Deshalb fördert er auf alle erdenkliche Weise die Ueberschätzung und das übertriebene Gerücht von seinen merkwürdigen Besitztümern, lacht heimlich über die Leichtgläubigkeit des gelehrten und ungelehrten Mannes und setzt sich über das Urtheil seiner scharfsichtigen Zeitgenossen hinweg, indem er sich am Beifalle seines eigenen Ehrgeizes und seiner Klugheit schadlos hält.“

Diese Ansicht hatte ein in der Gruppe stehender Professor der Theologie ausgesprochen.

„Ich bin mit Ihnen, lieber Kollege,“ nahm Bartels das Wort, „insofern einverstanden, daß Beireis durch seine großen, jedenfalls aber auch durch viele Märchen vergrößerten Sammlungen einträgliche Zinsen für seine Eitelkeit und Täuschung des Publikums einnimmt; doch beruht sein Goldmachen und der Erwerb der Summen, welche er für seine Seltenheiten verwendet, auf anderen Umständen. Da er auf chemischen Wege zweifelsohne zu Produkten von geldeswerten Stoffen gekommen ist, womit er Handel treibt und die er als chemische Geheimnisse betrachtet, so muß er hierdurch viel Geld verdienen; in dessen können die Summen, welche er für merkwürdige Natur- und Kunstgegenstände ausgibt, lange nicht so bedeutend sein, wie er selbst auszusprengen sucht, denn man will wissen, daß er von Zuhörern, Patienten, Bewun-

derern und dann namentlich von Leuten, die sich um Mitkenntnis seiner chemischen Geheimnisse beworben, viele Prachtstücke für höchst geringen Preis oder zum Geschenk erhalten hat.“

Es schlug ein Uhr. Einige Professoren, hierdurch an die Zeit erinnert, traten an das Fenster und schauten auf den Kollegienplatz nieder, wo es bereits still geworden war, da sich die Studenten im Aufzuge mit den Trompetern an der Spitze nach dem Markt begeben hatten, um von hier aus noch einige Straßen in Parade zu durchziehen, da die flüchtige Erscheinung der Herzöge im Juleum dem Jugendmuth und der Lust am Durchfeiern des einmal begonnenen Tages nicht genug Befriedigung dargeboten hatte. Das Publikum war ebenfalls von den Fenstern der Gebäude und von den Eingängen des Platzes verschwunden und die Freitischglocke schrie jetzt plötzlich ihren gellenden, durch die akademische Empfangsfeierlichkeit um eine halbe Stunde verspäteten Ton in die Stadt, der diejenigen Studenten rief, welche bereits mit hungrigem Magen in und vor dem Konviktharrten.

„Gehen Sie mit?“ fragten mehrere der Professoren, welche sich nach dem Ausgang des Saales bewegten.

„Ja, wir haben ja nichts mehr zu repräsentieren und sind in Gnaden schnell entlassen.“

„Was taten wir denn eigentlich?“

„Ei, wir mußten die Glorie und Ehre des Hofrats Beireis verherrlichen helfen.“

„Es wird Zeit, daß wir dem Manne unsere Reverenz machen.“

„Wenigstens wird ihn die heutige Auszeichnung und fürstliche Anerkennung seiner Scharlatanerie nicht demüthigen stimmen.“

„Ja, ja, Kollege, was meinen Sie, sollen wir uns auch auf Augenverblendung und Wunder legen?“

Unter diesen spöttischen Reden entfernten sich die noch zurückgebliebenen Universitätslehrer unbefriedigt aus dem Juleum.

Als Beireis sich vom Herzog Carl beurlaubt hatte, war er schnell nach seinem Hause auf den Edelhöfen gegangen, um die nötigen Vorbereitungen zum Empfange des fürstlichen Besuches zu treffen. Stolz und triumphierender als je schritt er über die Straßen, denn er hatte einen Sieg über die neidischen Kollegen gewonnen, welcher seiner Eitelkeit und Klugheit eine doppelte Befriedigung gewährte. In seinen Gedanken stiegen kühnere Projekte auf, er fühlte die ganze Bedeutung, welche der Besuch der fürstlichen Personen, die, wie sie offen ausgesprochen hatten, seinetwegen nach Helmstedt gekommen waren, auf seine künftige Stellung haben mochte. — Die Bewunderung, das Anstaunen, die blinde Zuversicht der Menge zu ihm mußten zunehmen und den Erfolg steigern, den er daraus für seine Selbstschätzung und sein Vermögen zu ziehen verstand. Es war nicht das erste mal, daß hohe Personen in sein Haus kamen, um seine berühmten Sammlungen zu bewundern; der Chemiker, Botaniker, Gemädeliebhaber, Münzenkenner, Bücherfreund oder der Bewunderer von Automaten, Instrumenten und Mechanismen fand in seinen Sammlungen jederzeit die vom Gerüchte bereits vergrößerten Merkwürdigkeiten, er war aber so schlau, mit dem Chemiker vorzugsweise in der Gemäldegalerie, mit dem Maler bei den Mineralien, mit dem Botaniker bei den Automaten, mit dem Anatomen bei der Pflanzensammlung und mit dem Geologen bei den anatomischen Präparaten zu verweilen, damit jeder immer etwas Neues, Unbekanntes sehen und Beireis dieses noch durch Märchen und Uebertreibung bewunderungswürdiger machen konnte. Kein wißbegieriger Reisender kam durch Helmstedt, ohne Beireis zu besuchen, Wunderbares bei ihm zu sehen, sich durch seine gewandte abenteuerliche Erzählung des Unwahrscheinlichen angenehm angeregt zu fühlen und den Ruf des Merkwürdigen weiter in die Welt zu tragen. Auch der braunschweigische Hof hatte Wohlgefallen an seinen interessanten Erzählungen und Wunderbarkeiten gefunden, Beireis wurde vom Herzoge Carl öfters zur Tafel eingeladen, wo er jedesmal durch magische Experimente ergözte und von sich reden machte und obgleich der ein-

sichtsvolle, ernste und wissenschaftlich gebildete Erbprinz Carl Wilhelm Ferdinand oft recht gut mußte und fühlte, daß Beireis übertrieb, erfand und Wahres mit Unwahrem verschmolz, so ließ er sich doch gern die Originalität und Kunst des interessanten Erzählers gefallen und bewunderte seine Geistesgaben, chemischen Geheimnisse und überraschenden Experimente, während der Herzog wohl wußte, daß der Name „Beireis“ viele Studenten nach Helmstedt zog und der Stadt nützte.

Beireis hatte sein großes stattliches Haus auf den Edelhöfen, wo es, vom Markt aus linker Hand, frei und von einem Garten begrenzt nahe vor dem alten hohen Stadtturme lag, unter dessen Bogengewölbe die Straße fortlief, mit froher Eile erreicht und den Famulus Leonhard nebst dessen Frau in große Geschäftigkeit gebracht, um in den Räumen des mittleren Stockes, wo die Sammlungen sich befanden, die Gardinen aufzuziehen, abzustäuben, Schränke und Koffer zu öffnen und die Hausflur schnell mit einigen grünen Zweigen festlich zu schmücken, während Beireis die Uhrwerke seiner Automaten aufzog und dann in Geschwindigkeit noch in sein Privatlaboratorium ging, um einige chemische Stoffe zu präparieren, womit er die hohen Herrschaften zu überraschen gedachte. Als er hiermit noch beschäftigt war, trat der treue Leonhard herein und sah mit seinem blassen, immer noch unzufriedenen Gesichte auf die chemische Arbeit des Herrn. „Was willst du, Leonhard?“ fragte dieser in großer Geschäftigkeit, ohne von dem Porzellanmörser aufzuschauen, worin er ein gelbliches Pulver zerrieb.

„Soll ich Ihr Studierzimmer nicht auch ein bischen in Ordnung bringen? Es ist seit zwei Jahren nicht rein gemacht, Bücher, Kasten, Schachteln, Instrumente und Papiere liegen ganz wüst durcheinander . . .“

... „Aber in vollkommenster Ordnung“, fiel Beireis lächelnd ein, „das verhält sich so damit, wie in der Natur, wo der Laie nichts als Kraut und Rüben durcheinander sieht, aber der Kenner mit sicherer Hand jedes Ding am rechten Platze sucht und greift.“

„Der Staub liegt so hoch, daß man mit dem Finger auf Tischen und Büchern zeichnen kann“, sagte Leonhard.

„Du hast doch alles im Laboratorium bei Seite gebracht, was auf unsere geheimen Fabrikate Bezug hat?“

Leonhard sah in diesem Augenblicke recht grämlich aus.

„Nun?“ fragte Beireis, unwillig aufblickend.

„Was ich aufräume, das kramt der Studiosus Schmidt wieder hin, es ist keine Ordnung mehr“, murmelte Leonhard mit einer inneren Aufregung.

„Könnt Ihr euch noch nicht vertragen?“, fragte Beireis schnell. „Sei doch vernünftig, Leonhard, du sollst ohne Nachteil bleiben, nun gehe hin, daß Schmidt mit wegräumen hilft, die fertige Farbe schließe in den Schrank im Gewölbe.“

„Schmidt ist eben ins Konvikt gegangen und hat heute morgen nicht gearbeitet, da er die Herzöge auf dem Kollegienplatz sehen wollte.“

Jetzt entstand ein Geräusch auf der Straße vor dem Hause; man hörte ein entferntes Rollen von Wagen rasch näher kommen, Beireis trat hastig an das Fenster und Leonhard eilte davon, um seinen Sonntagsrock anzu ziehen und sich dann bei der Besichtigung der Sammlungen zum Dienste zu stellen. Die Wagen rasselten vor das Haus und hielten still, es waren die fürstlichen Equipagen. Beireis schritt an die Haustür und empfing den hohen Besuch mit respektvoller Reverenz; seine Blicke flogen mit heimlichem Wohlgefallen über die zusammengelaufene Volksmasse, welche die Herzöge wollte aussteigen sehen; er wußte, daß binnen einer halben Stunde die ganze Stadt davon reden würde, daß der Landesherr bei ihm verweile. Der Erbprinz, welcher früher schon öfter in diesem Hause gewesen war, kannte die Räume und Sammlungen bereits und wollte die beiden Herzöge geradeswegs die breite Treppe hinaufführen, der Dessauer aber gab deutlich zu erkennen, daß er mit einer neugierigen Spannung in das Haus des Mannes getreten war, über den die Welt soviel Wunderbares berichtete. Er blickte deshalb forschend und prüfend umher und sagte: „Mein lieber Hofrat, es macht mir immer ein großes Vergnügen, wenn ich die Gelehrten in ihren Studierstuben über-

raschen kann, führe Er mich hinein, damit ich einen Blick in den Raum werfe, wo Er die Gedanken spinnst, welche Ihn auf so viele Geheimnisse geleitet haben.“

Beireis war zu sehr Menschenkenner, um nicht gleich zu merken, daß der neugierige Herzog von Anhalt-Deßau die stille Absicht habe, in der Studierstube irgend eine Spur des Geheimnisses zu belauschen; da Beireis aber klug und vorsichtig auch darauf vorbereitet war, so öffnete er pfeffrig lächelnd die Tür des Vorzimmers, in welches der Herzog hastig eintrat und seine Blicke überall umher-schweifen ließ.

„Welche seltsamen Figuren!“ rief er aus, indem er an die Wände zeigte, die mit wunderlichen, dämonischen Gestalten und kabbalistischen Zeichen bemalt waren. „Und dort steht wohl sein Schutzpatron?“ fragte der Herzog lachend, als er auf eine Figur hinwies, welche den leibhaftigen Teufel mit Hörnern und einer roten, langausgestreckten Zunge darstellte und in einer Wandnische stand. „Hal ich merke schon, er will die Leute durch solche Bilder ängstlich machen, damit sie in der Furcht noch mehr sehen.“

„Befehlen Euer Durchlaucht, daß ich den Teufel einmal zur Kurzweil agieren lasse?“ fragte Beireis mit verstelltem Ernste.

„Ja, mache er seinen Herrn und Meister nur dienstwillig“, lachte der Deßauer, indem er nahe an die Figur herantrat und mit dem Finger daran klopfte. Beireis gab sich die Miene, als nehme er das erste beste Streifchen Holz, welches auf dem Tische lag, und reichte dieses dem Herzoge dar, welcher nach den Braunschweigischen Fürsten schelmisch hinsah, als wollte er ihnen seine Ungläubigkeit zu verstehen geben.

„Dieser Teufel spendet mir das Feuer, welches ich zur Scheidung geheimer Naturkörper gebrauche“, sagte Beireis, „ich bitte Euer Durchlaucht, mit diesem Hölzchen über die rote Zunge der Figur zu streichen.“

Ohne weiter zu antworten nahm der hastige Herzog das Hölzchen aus Beireis Händen und strich heftig damit über die Zunge des Teufels. In demselben Momente führen blaue und weiße Flammen aus dem Holze und aus der Zunge, scharfe, leuchtende Dämpfe stiegen auf,

die Flamme ergriff mit großer Schnelligkeit das ganze Hölzchen, so daß der Herzog von Dessau dasselbe erschrocken aus der Hand warf und einige Schritte zurücksprang, während immer noch ein flackerndes Leuchten von dem züngelnden Munde der Figur ausfuhr.

„Beireis! Was ist das? Er ist ein Mann der schwarzen Kunst, das ist Hölle Feuer, das riecht zum Ersticken!“ rief der Dessauer, indem er bestürzt den Herzog Carl ansah.

Mit ruhiger Miene legte Beireis seine Hand auf die flammende Zunge des Teufels und blickte die Personen schweigend an, welche nicht wenig erstaunt waren, als Beireis nicht die mindeste Schmerzensäußerung verriet, obgleich auch seine Hand zu brennen anfang. Da er zufällig gewahrt wurde, daß das vom Dessauer Fürsten zu Boden geworfene Hölzchen in die Dielen einzufangen begann, so trat er mit dem Fuße darauf, um es zu löschen und man sah zu neuer Verwunderung, daß der Schuh des Hofrates ebenfalls zu leuchten anfang, ohne zu verbrennen.

„Beireis!“ rief der Dessauer, „Er ist feuerfest, ich habe das immer für ein Märchen gehalten, daß es eine solche Kunst gebe.“

„Es ist“, lächelte der Erbprinz, „ein Seitenstück zu der Verwandlung des schwarzen Rockes in einen roten.“

„Jetzt glaube ich auch daran, daß, wie mir ein Mann aus Mühlhausen vorigen Herbst auf der Jagd erzählt, der Vater des Beireis das Feuer hat besprechen können.“ Diese Worte sprach der Dessauer mehr flüsternd zum Erbprinzen, während der Hofrat schnell alle Flammenerscheinung an sich und der Figur zu tilgen mußte.

Der alte Herzog Carl hatte diesem Ereignisse mit stillem Ernste zugeesehen, jetzt hob er aber den Finger drohend auf und sprach mit bedenklicher Miene:

„Beireis bleibe Er hübsch bei der Religion!“

Diese ernste und gnädige Warnung übte eine merkwürdige Wirkung auf den Hofrat aus; der ruhmredige, von seinen Kenntnissen und Schätzen so gern erzählende Mann trat demüthig vor seinen Herzog und sprach: „Euer Durchlaucht können überzeugt sein, daß die Religion eine tägliche Nahrung in meinem Umgange mit Natur und

Menschen findet; wenn ich im steten Streben nach Enthüllung der Weltgeheimnisse die Beschränktheit des Menschen in Einsicht und Können recht lebhaft empfinde, dann staune ich mit Ehrfurcht den Schöpfer an und meine eigene Schwäche macht mich vor Gott demütig und dienstfertig zur Ausübung guter Werke gegen andere Menschen.“

„Gut das, bleibe Er dabei, ich weiß, daß Er viel für Arme und Kranke tut, aber Er muß das in Gottes Namen vollbringen; nun führe Er uns nach seinen Sammlungen.“

Es hätte scheinen können, als ob Beireis hier geheuchelt habe, um die Gunst des Landesherrn nicht zu gefährden, indessen war es in ihm ein merkwürdiger Zug des Charakters, daß er wirklich, bei allen seinen Täuschungen der Menschen, wodurch er seine Eitelkeit befriedigte und sich absichtlich in den Ruf eines Verbündeten böser Mächte brachte, doch ein religiöses Gefühl in sich bewahrte, welches freilich nicht kräftig genug war, die Selbstsucht zu beherrschen, aber doch sein Gemüt zum uneigennütigen Mitleid und Wohltun, zur Dienstwilligkeit und stillen Andacht vor dem Ewigen hinzureißen vermochte, was seinen wenigen nächsten Freunden auch nicht verborgen geblieben war.

Während der kurzen Ansprache des alten Herzogs war der in allen seinen Gebärden und Reden hastige Dessauer in das offene Studierzimmer getreten, hatte mit neugierigem Blicke das Chaos der gelehrten Gegenstände überflogen und auch in das mystische Privatlaboratorium gespähet, wohin ihm der Erbprinz aus Rücksichten der Höflichkeit gefolgt war. „Hier wird gewiß das Geheimnis getrieben“, sagte der Dessauer, „ein seltsamer Mensch ist der Beireis, ich muß ihn bald an meinem Hofe sehen, wo er die Leute ergötzen und zum Erstaunen bringen wird.“

„Die Welt nennt ihn den Faust unseres Jahrhunderts“, erwiderte der Erbprinz, „und in der Tat besitzt er ungewöhnliche Wissenschaft, die er zu gebrauchen versteht.“

„Wo mag er das alles gelernt haben? Was wissen Sie, Liebster, von seiner früheren Karriere?“

„Davon weiß ich zufällig mehr, als Beireis der Welt selbst eingesteht, um nicht zu verraten, daß er auf ge-

wöhnlichem Wege studiert hat“, antwortete der Erbprinz. „Als ich im letzten Kriege in Gefahr kam, Freiheit und Leben zu verlieren, rettete mich ein Offizier meines Korps aus den Händen der Feinde, aber er wurde dabei so stark verwundet, daß er am anderen Tage starb. Ich forderte ihn an seinem Sterbelager auf, einen Beweis meines Danks zu fordern, und er empfahl mir seinen jüngeren Bruder, diesen Beireis, der damals in Jena wegen Mangel an Geld seine Studien nicht vollenden konnte. Ich ließ ihn unterstützen, nach Italien reisen und dann nach Helmstedt kommen, wo ich Heister beauftragte, ihm weiter zu helfen.“

Der Dessauer wollte, über diese Mitteilung verwundert, noch weiter nachfragen, da ihm Beireis jetzt doppelt interessant geworden war, als plötzlich Herzog Carl in der offenen Thür erschien und mit dem spanischen Rohre auf die Schwelle klopfte.

„Gefällt es Euer Liebden, die Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen?“ fragte er.

Sogleich folgte der Dessauer mit dem Erbprinzen dem Rufe des alten Herrn, und Beireis öffnete ehrerbietig die Thür des Vorzimmers, um die fürstlichen Besucher in die oberen Räume seines Hauses zu führen. Draußen auf der Straße hatte sich unterdessen mehr Volk eingefunden, welches auf die Rückkehr der Herzöge wartete und neugierig sowohl die herrschaftlichen Equipagen und Livrebedienten anstarrte, als auch mit scheuen Blicken in die Haustür spähte, morin zwei reichbetreffte Leibbediente in gepuderten Perücken und mit steifer Gebärde Wache standen.

An der Treppe hatten sich den Herzögen noch einige Adjutanten und Kammerherren aus dem fürstlichen Gefolge angeschlossen und teilten die Begierde des hastig voraufsteigenden Dessauers, die weltberühmten Schätze des merkwürdigen Mannes zu sehen. —

Zunächst führte Beireis seinen hohen Besuch in die Bibliothek, welche das vorderste Zimmer der oberen Lokalität anfüllte. Die Neugierde wurde aber durch den Anblick der Bücher wenig befriedigt, weshalb der unruhige Herzog von Anhalt-Dessau, mit oberflächlichem Blicke über die Repositorien, beiläufig und in seiner

eigentümlichen schnellen, polternden Weise fragte: „Wie viel Bücher hat Er?“ und dann, ohne eigentlich die Antwort zu erwarten, dem zweiten Zimmer sich nähern wollte.

Beireis war nicht gewohnt, seine Bücher nur vorübergehend gewürdigt zu sehen und es regte sich deshalb sein Ehrgeiz. „Durchlaucht“, sprach er mit wichtiger Miene, „in diesen achttausend Büchern steckt mehr Wert und Geheimnis, als in mancher Bibliothek von hunderttausend Bänden.“

Der Dessauer Herzog sah den Hofrat fragend an, während der Erbprinz seinen Vater auf einige, ihm bereits bekannte Folianten aufmerksam gemacht hatte und jetzt Beireis mit der Frage anredete: „Nicht wahr, lieber Hofrat, die Bücher hat Er größtenteils vom seligen Heister angekauft?“

„Halten zu Gnaden, die bedeutendsten Werke habe ich selbst gegen unglaubliche Summen erworben, keinen Zweig gelehrter Forschungen finden Durchlaucht hier vernachlässigt, da steht eine Reihe wertvoller Handschriften, selbst chinesischen und japanischen Ursprungs, hier findet sich eine ununterbrochene Folge von Inkunabeln, vom ersten Anfange der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1520, außer jenen seltensten und kostbarsten Schriften über Anatomie, Medizin, Chirurgie, Astronomie, Mathematik und Physik besitze ich hier auch die Werke griechischer und arabischer Aerzte nebst ihren Erklärern, hier die Schriften des Hevelius, Kircher und Galilei, dort eine große Sammlung von Büchern und Handschriften über meinen Lieblingshelden Gustav Adolph.“

Diese Mitteilungen verfehlten ihren beabsichtigten Zweck nicht, der lebhafteste Dessauer war aufmerksam geworden, er trat an die Repositorien heran und fragte: „Hat Er auch Bücher geschrieben?“

„Durchlaucht“, versetzte Beireis mit aller Kühnheit seines Selbstbewußtseins, „wo andere schreiben, da spreche ich mündlich aus, denn ich habe genug Zuhörer, Sokrates und Faust schrieben auch nichts.“

„Da muß Er es auch so machen, wie Faust“, lächelte der Erbprinz, und der Dessauer Fürst verlangte einige

seltene Schriften zu sehen, welche Beireis sogleich vorlegte. Er sah seinen durch die anfängliche Oberflächlichkeit, womit der Herzog von Dessau die Bibliothek durch-eilen wollte, heimlich gereizten Ehrgeiz völlig zufrieden-gestellt, denn nach näherer Bekanntschaft mit den selte-nen Handschriften wollte der Herzog immer noch mehr sehen, so daß ihm endlich der Erbprinz, welcher seinen Vater in das andere Zimmer weiterschreiten sah, an die Zeit und die noch bevorstehenden Reichthümer der Kunst und Wissenschaft flüsternd erinnern mußte.

Sie traten in die Gemäldesammlung ein, wofür der Dessauer eine besondere Neigung hatte, da er selbst Bilder kaufte und viele Maler beschäftigte. Hier stieg dessen Be-wunderung von neuem, als ihn Beireis vor Bilder von Albrecht Dürer, Lucas Cranach, Rubens, Correggio und vielen anderen berühmten italienischen, deutschen, fran-zösischen und belgischen Meistern führte und ihm sogar eine Reihe Zeichnungen und Kupfer vorlegte, die als eine vollständige Geschichte der Zeichen- und Kupferstecher-kunst, von den rohesten Anfängen des achten Jahrhun-derts an, ebenso lehrreich wie kostbar waren. — Sätte der Herzog von Anhalt-Dessau nicht schon seine volle Zunei-gung dem Beireis geschenkt, so würde er jetzt demselben seine Verehrung nicht länger verborgen gehalten haben, denn da er selbst ein Freund und Beförderer der Kupfer-stecherkunst war und in Dessau mit großen Opfern eine Chalkographische Gesellschaft gegründet hatte, aus welcher viele treffliche Kupferstiche, namentlich in Aquatinta-Manier, hervorgegangen waren, so wurde er durch diese Kunstschätze so gefesselt, daß er jedes einzelne Blatt sehen wollte und mehreremale ausrief: „Er muß nach Dessau kommen und meine Anstalt kennen lernen!“

Man trat in das nebenliegende Münzkabinett ein, welches viele alte Goldmünzen enthielt und dessen Wert Beireis selbst auf sechstausend Taler schätzte. Nunmehr öffnete er den größeren Saal, welcher von Instrumenten und Kunstfachen aller Art überfüllt erschien. — Hier be-fand sich nicht allein die berühmte chirurgische Instrumen-tensammlung des verstorbenen Professors Heister, nicht nur die Anzahl der berühmten Pieberkühnischen Präpa-

rate, welche in zarten, von jenem Leydener Professor mit Wachs ausgespritzten Blutgefäßnezen verschiedener Teile des menschlichen Körpers bestanden und in sechs Abteilungen in Mahagonikästchen, mit Mikroskopen von vergoldetem Messing versehen, aufgestellt waren, sondern hier befanden sich auch die alten, physikalischen Instrumente des berühmten Magdeburger Otto von Guericke, namentlich die berühmten beiden Halbkugeln, welche, obgleich locker aneinander gelegt, doch vierundzwanzig Pferde nicht wieder zu trennen vermocht hatten, als die Luft aus ihrer inneren Höhle vorher herausgepumpt worden war. Ferner interessierte die fürstlichen Besucher ein Mikroskop, welches, wie Beireis behauptete, 64 Millionen mal vergrößerte, und der Herzog von Dessau, welcher selbst viele Antiken in Italien angekauft hatte, fand bald den hohen Wert einer alten Büste des Deus Lunus und einer kleinen Bildsäule des Herkulus heraus, welche die Wand zierten. — Mehrermale rief er in seiner Bewunderung der seltenen Kunstschätze aus: „Beireis! welch' ein reicher Mann ist Er!“

Jetzt führte der in seinem Selbstgeföhle still triumphierende Hofrat die hohen Gäste an ein Postament, auf welchem eine von seinen Messingstäben gebildete Ente saß, welche plötzlich anfang, sich zu bewegen, mit den Flügeln zu schlagen, dieselben auszubreiten, zusammenzuziehen, den Hals zu drehen, den Schnabel aufzusperren, zu schnattern, vorgehaltene Körner aufzunehmen, zu verschlucken, Wasser zu schlürfen und unter den natürlichsten Bewegungen einer lebendigen Ente verdaute Exkremente von sich zu geben.

„Das ist die berühmte Baucansonische Ente, ein unbezahlbares Wunder der Mechanik“, sprach Beireis.

War die Bewunderung der Fremden schon hier zu einer bedeutenden Höhe gestiegen, so fand sie jetzt eine zu neuem Erstaunen anregende Ueberraschung, als plötzlich im Saale auf kunstfertige und angenehme Weise eine Flöte ertönte und aller Augen auf einen sitzenden Flötenspieler gerichtet waren, welcher, mit natürlicher Bewegung der Lippen und Zunge, auf einer Querflöte nach allen Regeln der Musik ein schmelzendes Lied blies und

dabei mit den Fingern die Löcher öffnete und schloß, wie es der Ton erforderte. Mit schweigender Bewunderung horchten die Lieberraschten der Melodie zu, als nach dessen Beendigung unerwartet eine andere, stehende Figur mit provenzalischer Schäferpfeife und einer Trommel zu blasen begann und mit der rechten Hand dazu trommelte.

„Wahrhaftig!“ sagte Herzog Carl kopfschüttelnd, „man glaubt in einer Märchenwelt zu sein.“

„Wie kann das alles mit rechten Dingen zugehen?“ flüsterte man sich in der Begleitung der Fürsten bedenklich zu.

Der Herzog von Anhalt-Dessau konnte sich nicht mit Erstaunen begnügen, er wollte die Postamente, worauf die Figuren ruhten, geöffnet wissen und rief mit Eifer: „Beireis, diese Wunderwerke muß Er mir verkaufen!“

„Durchlaucht,“ erwiderte Beireis stolz, „wenn jemand käme und böte mir die halbe Erde an, er könnte diese Schätze nicht bezahlen.“

Der Herzog von Braunschweig schüttelte wieder mit dem Kopf und sprach dann mit Ernst: „Deffne Er die Kasten und gebe Er uns die Erklärung.“

Beireis mußte gehorchen und schloß die Türen der Postamente beider Flötenspieler auf, wo eine dicke Holzwalze mit unzähligen Ketten, Rädern, Pedalen und ein Blasebalg sichtbar wurden. Da der sitzende Flötenspieler zwölf, der stehende aber zwanzig Stücke vorzutragen vermochte, so ließ Beireis neue Melodien ertönen, während die Fremden neugierig in das bewegte wunderbare Uhrwerk schauten.

„Erkläre Er uns, wie ist Er darangekommen?“ fragte der alte Herzog.

„Der Verfertiger dieser sinnreichen Kunstwerke“ sprach Beireis, „ist unbekannt, doch soll er sie zuerst im Jahre 1738 in Paris vorgezeigt haben. Ein gewisser du Moulin hatte sie später erworben und ließ sie im Jahre 1754 gegen eine Verpfändung von 3000 Gulden im Pflügerschen Kontor zu Nürnberg zurück, um nach Petersburg zu reisen und sie dort zu verkaufen. Du Moulin verschwand spurlos, das Nürnberger Kontor erwarb sich die Kunstwerke als Eigentum und dreißig Jahre später

kaufte ich sie für eine bedeutende Summe. Du Moulin hatte aber absichtlich den Mechanismus vermirrt, um sich selbst bei der Wiederherstellung unentbehrlich zu machen, mir aber ist es nach unfäglichen Mühen und Berechnungen gelungen, die Kunstwerke mit den größten Kosten wieder instand zu setzen und allein jene Walze von Mahagoniholz hat mich über 1100 Gulden gekostet.“

„Nun, dann wäre das Werk doch zu bezahlen“, meinte der Herzog von Anhalt-Deßau, der große Lust zu haben schien, diese Automaten zu kaufen.

„Ehe ich selbst große Summen daran wandte, bot mir der durchlauchtigste Herr Markgraf von Bayreuth 12 000 Gulden dafür, aber jetzt ist es gar nicht mehr zu bezahlen“, antwortete Beireis heck.

Der Herzog sah den Erbprinzen an, und mochte es sein, daß dieser den Hofrat aus der Verlegenheit bringen oder vielleicht dem eigenen Lande die Kunstwerke nicht entziehen lassen wollte, der Erbprinz führte schnell den kauflustigen Herzog an eine andere Seltenheit, die er als Rechenmaschine bezeichnete. Rasch war Beireis gefolgt und zur Erklärung bereit. Diese Rechenmaschine war von dem geschickten Künstler Staudt, nach der Erfindung eines Pfarrers Hahn angefertigt und berechnete durch Räderwerk und Federn, innerhalb des geringen Raumes von einem Fuß im Durchmesser, jede Zahl von 1 bis 10 000 Millionen durch alle vier Spezies.

„Wo hat Er denn den berühmten Diamanten, womit Er ein Kaiserreich zu kaufen vorgibt?“ fragte der alte Herzog, dem die Besichtigung der Automaten zu lange währte und der mit der Zeit, als alter Mann, zu geizen schien.

Beireis stutzte.

„Er hat wohl nur eine Fabel aufgetischt, als Er in Braunschweig davon erzählte?“ fragte der Herzog Carl.

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht, ich besitze diesen Schatz, aber noch nie habe ich ihn gezeigt, er hat einen Wert, den alle Fürsten der Welt nicht bezahlen können und alles gemünzte und ungemünzte Gold der Erde nicht zu ersetzen vermag.“

„Dann soll Er ihn mir versteuern!“ rief der alte Herzog hitzig.

„Dann würde ich in die Notwendigkeit versetzt werden, ihn dem Richte zurückzugeben, das ihn geschaffen hat.“

„Wie meint Er das?“

„Ich würde ehrlich genug sein, bei einer befohlenen Besteuerung den wahren Wert dieses größten Kleinods der Erde nicht zu verkleinern — da aber dann die Steuer den Wert des ganzen Landes übersteigen würde, so wäre ich gezwungen, den Diamanten durch einen Tschirnhausenschen Brennspiegel zu vernichten und in Racht aufzulösen.“

„Bringe Er ihn!“ befahl der alte Herzog, dem es etwas verdroß, daß sein Untertan reicher sein wollte, als er selbst.

Ein Gemurmeln der Bewunderung entstand in dem fürstlichen Gefolge, als Beireis sich in ein Nebenzimmer entfernte und man ihn mehrere Schlösser öffnen hörte.

„Wahrlich,“ sagte der Dessauer regierende Herr, „ich habe des Seltenen und Wunderbaren so viel gesehen, daß ich ganz betäubt bin und alles glaube, was der merkwürdige Mann noch bringen wird.“

„Je näher man ihm kommt, um so wunderbarer wird er“, lächelte der Erbprinz.

„Er muß Geheimnisse der Natur besitzen, die man nicht auf gewöhnlichem Wege erlangen kann“, sprach der alte Herzog nachdenklich. „Hm! Hm! die Leute reden so manches, ich hoffe, er wird seine Seele rein bewahren.“

Jetzt kehrte Beireis mit einem eisernen Kästchen zurück, welches er behutsam, aber mit imponierendem Blick auf die erwartungsvollen Herzöge, vor sich trug, auf den Tisch stellte und noch einmal mit einem kleinen Schlüssel, den er bei sich führte, vorsichtig öffnete.

„Es ergreift mich Andacht, wenn ich dieses Kleinod erblicke“, sprach er feierlich, „es ist eine Qual des Lebens, ein Königreich in diesem Kästchen zu behüten.“

Mit ungeduldrigen, erwartenden Blicken standen die anwesenden Personen vor dem Tische, die letzten aus dem fürstlichen Gefolge streckten die Hälse vor und es

war eine Stille, als würde in dieser Minute eine neue Welt sich öffnen. Jetzt hob Beireis das Kleinod hervor und legte es auf die Hand, den Blicken der Neugierigen aussehend, während ein lachender, schlauer Stolz aus seinem Antlitz leuchtete. Es war ein anscheinend roher, durchsichtiger Körper von der Größe eines Hühnereies, ohne irgend etwas Strahlendes. Der alte Herzog nahm ihn schnell in die Hand, prüfte ihn nach Gewicht und Aussehen und reichte ihn dem Dessauer Fürsten hin. „Der sieht ja aus, wie ein Kiesel“, sagte dieser, und der Erbprinz setzte lächelnd hinzu: „man findet bei Emmerstedt, einem Dorfe nahe bei Helmstedt, Kiesel, welche, wie unser Hofjuwelier behauptet, alle Zeichen eines Diamanten haben sollen.“

Diese Aeußerung reizte Beireis Ehrgeiz und mit heckem Tone sprach er: „Mein Diamant hat 6400 Karat Gewicht, wenn er geschliffen wäre, so würde er auch dem Nichtkenner seinen unermesslichen Wert verraten.“

„Wie ist Er daran gekommen?“ fragte Herzog Carl, indem er den Stein wieder in die Hand nahm.

„Der Kaiser von China hat ihn an mich verkauft“ antwortete Beireis kühn.

Der alte Herzog sah mit scharfem Blick vom mißtrauisch betrachteten Stein auf in das Antlitz des Hofrats und schien ihm diese Prahlerei durch ernstes Anschauen verweisen zu wollen; dieser blieb aber ruhig und heck, indem er hinzusetzte: „Meine Agenten ziehen durch die ganze Welt, Durchlaucht, und auch in Indien und China lasse ich das Seltene erwerben.“

„Neulich“, sagte der Erbprinz, „behauptete ein Gelehrter, Sein Diamant sei ein Madagaskarischer Kiesel.“

„Warum läßt Er ihn nicht schleifen?“ fragte der Herzog von Dessau.

„Das würde eine Million Taler kosten, aber wenn ich diese auch anwenden möchte, so könnte der Diamant doch nicht unter fünfzehn Jahren fertig geschliffen werden und so lange wage ich nicht den Schatz aus den Händen zu geben.“

Der Erbprinz war unterdessen an den nächsten Tisch getreten, wo er ein Stück Kreide hatte liegen sehen,

welches er ergriff und womit er eine Windmühle auf den Tisch zeichnete. Beireis hatte alles mit seinem lebhaften, scharfen Blick bemerkt und seine Eitelkeit fühlte sich im stillen verletzt, da er wohl verstand, was der Erbprinz mit seiner Zeichnung hatte sagen wollen, wenn dieser auch jetzt nicht herangetreten wäre und flüsternd zu ihm gesagt hätte: „Lieber Beireis, ich habe Ihm dort die Mühle zum Schleifen Seines Kleinodes entworfen.“

„Es ist ein kostbares Mineral dieser Art durchaus kein Solitär in meinem Hause“, sagte Beireis imponierend, indem er schnell den Diamant wieder in den Kasten schloß und diesen in den nächsten Schrank schob. „Hier sehen Sie“, fuhr er fort, als er aus demselben Schranke einen großen Glaskasten mitbrachte, „ein wertvolles Stück chemisch gereinigtes Gold aus Japan, ferner viele kostbare Erzstufen edler Metalle, hier biegsame Steine aus Island, Ungarn und Sibirien...“

„Beireis!“ ertönte mit einem Male die würdige Stimme des regierenden Herzogs von Braunschweig, „Beireis, wodurch ist Er so reich geworden?“ Der Ton dieser Worte war weniger bewundernd als befehlend und warnend zugleich. Der so kräftig Angeredete sah den Herzog mit geheimnisvollem Lächeln an.

„Wahrlich, Er kann ein Königreich kaufen, so viel Sachen von Wert hat Er“, polterte der Herzog von Dessau hastig und zum Erbprinzen gewandt, heraus.

„Man redet davon, daß Er Gold machen könne und Er hat sich dessen selbst gerühmt“, fuhr Herzog Carl ernsthaft fort, „ich frage Ihn, wodurch ist Er so reich geworden?“

Statt der Antwort eilte Beireis vor den festen Schrank, worin der angebliche Diamant einstweilen aufbewahrt wurde und holte eine gediegene, rohe Goldstange und eine Schale ganz neuer holländischer Dukaten hervor. „Hier sehen Euer Durchlaucht das rohe Gold, woraus ich diese Dukaten prägen lasse“, sprach er mit Ruhe.

Der Herzog nahm die Goldbarre in die Hand, wog sie nach dem Gefühle der Schwere, reichte sie dem Dessauer mit bedeutungsvollem Blicke hin und ließ die neugemünzten

Dukaten wohlgefällig durch die Finger spielen, indem er forschende Blicke auf den Hofrat richtete, welcher lächelnd zusah.

„Hat Er dieses Gold selbst gemacht?“ fragte der Herzog nicht ohne eine finstere Miene.

„Ich habe das Gold auf chemischem Wege gewonnen“, antwortete Beireis keck und frei, „es hat mich fast die Hälfte meines Lebens gekostet, ehe ich das große, einträgliche Geheimnis erkannte.“

Die finstere Miene des Herzogs ging in die Züge eines mißtrauischen Erstaunens über, womit er flüchtig seinen Sohn ansah und dann die Blicke fest auf Beireis heftete. „Ich frage Ihn im Namen Christi, kann er das Gold, welches der Herr Gott in der Erde wachsen ließ, durch freie Kunst aus unscheinbaren Elementen nachmachen?“

Beireis verbeugte sich in feierlicher Weise und sprach mit Nachdruck: „Es ist mir kein Geheimnis der Natur verborgen geblieben.“

„Aber ich will, daß es auf guten Wegen geschehe“, setzte der alte Herzog im Eifer hinzu und den Finger hebend fuhr er im Tone gnädiger Mahnung fort: „Beireis! Beireis! bleibe Er bei der Religion!“ Dann drehte er sich schnell zum Dessauer, welcher, neben dem Erbprinzen stehend, über das Unbegreifliche des seltsamen Mannes geflüstert hatte, und sprach: „Gefällt es Euer Liebden, an die Rückfahrt zu denken?“ Als der Herzog von Anhalt-Dessau sich dazu bereit zeigte, eilten sogleich einige Herren aus der fürstlichen Begleitung aus dem Saale, um die unten harrende Dienerschaft zu benachrichtigen, während Beireis mit Geschwindigkeit die wertvollen Sachen in den Schrank zurücktrug, diesen verschloß, dem im Hintergrunde stehenden Leonhard einen Wink gab und dann mit siegreicher Miene an den Herzog Carl herantrat.

„Es ist mir, als käme ich aus einem Traume zu mir“, sagte der Dessauer, „ich danke Euer Liebden, mich mit diesem wunderbaren Manne bekannt gemacht zu haben“, und zu Beireis sich wendend und ihm vertraulich auf die Schulter klopfend, fuhr er fort: „Er vereinigt die Wissen-

schaft der ganzen Welt in sich, ich lade Ihn ein, mein Gast in Dessau zu sein, ich versichere Ihn meiner vollen Gnade, Adieu!“

Dem alten Herzog merkte man jetzt an, daß er einen gewissen Stolz fühlte, den bewunderten Mann in seinem Lande und an seiner Universität zu haben, denn er warf dem Hofrat einen sehr gnädigen Blick zu und schritt nach dem Ausgange der Gemächer. Der Erbprinz, dessen Charakter ein durchaus ernster und besonnener war, trat noch einmal an Beireis heran, flüsterte ihm zu: „an seine Alchymie glaube ich nicht“, und schritt dann schnell den beiden Herzögen nach, welche bereits die Treppe erreicht hatten.

Beireis begleitete pfiffig lächelnd die hohen Gäste bis an die Haustür, wo das versammelte Volk dem Landesvater ein fröhliches Lebehoch brachte; der Dessauer warf dem Professor noch aus der Equipage gnädige Handgrüße hin und nach wenigen Sekunden rollten die Wagen davon, dem Kirchthore zu.

Beireis verriegelte seine Haustür und eilte in die Räume seiner Sammlungen zurück, wo der alte Leonhard bereits beschäftigt war, Bücher und Kupferstiche wieder an den gehörigen Platz zu stellen. Beireis redete kein Wort, mit einer lächelnden Miene, welche ebenso viel siegreiches Selbstgefühl, wie Spott ausdrückte, öffnete er den Schrank wieder, wo er die Kleinodien hineingelegt hatte und trug dieselben einzeln an ganz verschiedene, unscheinbare Orte. Er hatte nämlich eigens für den Besuch der hohen Herren seine kostbarsten Metalle und Steine in diesen Schrank aus allen geheimen Verschlüssen seines Hauses zusammengetragen und brachte nun alles wieder an die alten Plätze zurück, was eine Vorsichtsmaßregel war, da er durch die zerstreute Aufbewahrung der Kostbarkeiten am sichersten einem Diebstahl zu entgehen glaubte, und niemand außer ihm die Stellen kannte, wo dieses oder jenes von Wert lag. — Als er mit dieser Arbeit fertig geworden war, stellte er die Uhrwerke der Automaten wieder in Ruhe, überblickte die von Leonhard bereits geordneten Sachen und antwortete abermals nicht, als der Famulus, mit gesteigertem Respekte vor seinem Meister,

sagte: „Die hohen Herrschaften haben aber große Augen gemacht und werden viel Wunderbares erzählen.“

Die Miene des Hofrats schien hohnlächelnd und triumphierender zu werden.

„Das Goldmachen hätte der allergnädigste Herr gern gelernt“, sagte Leonhard.

Beireis sah seinen Famulus streng an und fuhr dann weiterlächelnd bei seiner aufräumenden Beschäftigung fort; der Famulus beobachtete mit Seitenblicken und verdrießlicher, blasser Miene den Eifrigen, dessen große Tätigkeit von einer inneren Aufregung zeugte. Noch einmal lief derselbe alle Räume durch, winkte dann dem Famulus, ihm zu folgen und schloß den Zugang zu den Sammlungen mit einem Schlüssel zu, den er in die Tasche steckte.

Als er in das Vorzimmer seiner Studierstube eintrat und sein Blick auf die Figur des Teufels und das am Boden liegende verkohlte Hölzchen fiel, welches der Herzog von Anhalt-Dessau im Schreck niedergeworfen hatte, trat der Zug des spöttischen Lächelns entschiedener in seine Miene zurück und als er in seine Studierstube kam und die Tür hinter sich zugeschlagen hatte, lachte er laut auf, rieb sich pfeffig die Hände und murmelte: „Mundus vult decipi!“

Aufgeregt schritt er, die Hände in die langen Westentaschen gesteckt, auf und nieder, blieb zuweilen stehen, sah kichernd durchs Fenster, schob sich die weiße Ziegenhaarperrücke mit selbstzufriedenem Gefühl auf dem Kopfe zu recht und setzte dann seinen Gang durch das Studierzimmer triumphierend fort. — Er wußte, daß er heute einen großen Sieg errungen hatte, nicht nur über seine feindlich gesinnten Kollegen, sondern auch in Erreichung seiner eigenen, eitlen Zwecke; er wußte, daß der Besuch der hohen Herrschaften in seinem Hause und das Gerücht von seinen Wundern wie ein Lauffeuer bereits durch ganz Helmstedt besprochen und weit ins Braunschweigische und Anhalter Land verbreitet werde, mit Schadenfreude dachte er daran, wie die anderen Professoren so ganz unbeachtet geblieben waren, wie sie sich ärgern mußten, und doch jetzt nicht wagen dürften, gegen ihn zu handeln, da er die Bewunderung der Herzöge zum Verbündeten hatte. —

„Ha!“ rief er im stolzen Uebermut, „wer will es mir gleich tun? O, Ihr sogenannten Naturforscher, was wißt Ihr von der Natur? Nur mir sind die Naturkräfte gehorsam und da das Volk zu dumm ist, um das Geheimnis zu ergründen, so soll es mich anstaunen, bewundern und mir den Tribut meiner Kenntnisse bezahlen!“

Er warf sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch und überließ sich ganz dem frohen, siegreichen Selbstgeföhle, wobei seine blasse Miene den Zug einer schelmisch glücklichen, triumphierenden Eitelkeit deutlicher als jemals annahm.

Jetzt trat die Frau Leonhard herein und ihre Schüchternheit und respektvolle Gebärde zeugten davon, daß ihr Mann bereits von den hohen Ehren erzählt haben mußte, welche dem Hofrat widerfahren waren. „Befehlen Sie jetzt Mittagbrot zu essen?“ fragte sie den vergnügt sie anschauenden Herrn.

„Ja, was gibts heute zu essen?“

„Sie haben Mohrrüben verlangt.“

„Gut — ich will schnell Mittag halten, um die verlorene Zeit der Arbeit wieder einzuholen.“

Die Frau Leonhard zog aus der Schublade eines kleinen leeren Tisches ein weißes Drelltuch hervor, womit sie den Tisch bedeckte, legte Löffel, Gabel und Messer von Silber auf, ging dann fort und kehrte bald mit einer Schüssel Mohrrüben, einem Teller voll Obst und einem anderen mit feinem Backwerk zurück. Beireis holte aus seinem Wandschranke eine Flasche mit einem Weinreste nebst einem weißen, großen Medizinglase voll Birkenwasser hervor, die er ebenfalls auf den Tisch setzte und dann vor demselben Platz nahm. Hier verzehrte der weltberühmte Mann, dessen Reichtum und Wunderkraft angestaunt wurde, binnen wenigen Minuten sein einfaches Junggesellen-Mahl, indem er höchst mäßig eine Portion Rüben, aber viel Obst und feines Backwerk aß, etwas Wein mit Birkenwasser vermischt trank und, schnell gesättigt, bald wieder aufstand, die Flaschen nebst Obst und Backwerk in seinen Wandschrank trug, um daran sein genügsames Abendbrot wiederzufinden, und dann an den

Schreibtisch zurückkehrte, um zu lesen. Wenn man das dürftige Tischservois und die geringe, einfache Speise, die den Mann oft für einen ganzen Tag sättigen konnte, betrachtete, dann ahnte man nicht, daß in diesem Hause sich mindestens für 800 Taler Silbergeschirr befand und eines der reichsten Männer des Landes zu Tische saß. Es war aber nicht Geiz, der ihn zu dieser Einfachheit und Mäßigkeit des Lebensgenusses veranlaßte, sondern vielmehr ein diätetisches Prinzip, welches er aus ärztlichen Gründen mit großer Strenge befolgte und das er auch von allen seinen Patienten treu erfüllt wissen wollte. Sein reiches Silbergeschirr kam jedoch dann auf den Tisch, wenn er Freunde und Fremde zum Gastgebote bei sich eingeladen hatte und auch hier mit seinem Besitze Aufsehen machen wollte, während er aber selbst von allen den Gästen vorgesetzten Speisen nur ein wenig Gemüse, Obst und Backwerk nahm und auch hier sein Birkenwasser zum Weine trank.

Die Frau Leonhard kannte die kurze Zeit, in welcher Beireis zu speisen gewohnt war und kam schon nach einer Viertelftunde zurück, um den Tisch abzudecken. „Es ist draußen ein Bauer vom Kloster Sankt Ludgeri, der einen Brief abzugeben hat und auf Antwort warten soll“, sagte die Frau beim Eintreten.

„Er mag hereinkommen“, antwortete Beireis, ohne vom Buche aufzusehen. Die Frau Leonhard ging mit dem Tischgeschirr hinaus, und nach einer Weile hörte Beireis den schweren Gang des Bauern im Vorzimmer. Da dessen Schritte bald näher und bald entfernter hörbar wurden, so schloß Beireis, daß der Bauer neugierig die Gegenstände im Vorzimmer betrachte und mit schalkhaftem Lächeln erhob er sich, um das Auge an eine kaum merkliche Oeffnung in der Thür zu halten, wodurch er einen Strich des Vorzimmers zu erspähen vermochte. Hier gewahrte er einen stämmigen jungen Burschen, welcher, den Hut unter dem Arme und einen Brief in der Hand tragend, mit einer scheuen Neugier das Teufelsbild betrachtete und nach einiger Ueberlegung und mit dem Zögern der Vorsicht, allmählich den Mut faßte, die Hand nach der Figur auszustrecken, um deren Natürlichkeit zu prüfen.

Diesen Mut eines Bauern bemerkte Beireis nicht ungern, da er seine Gründe hatte, jede derartige Dreistigkeit im unteren Volk durch neue Furcht zu tilgen. Als der Bauer wirklich mit der Hand die Figur betastete und nun immer mutiger in seiner Gebärde und kecker in seiner prallen Gesichtsmiene wurde, flog über die Züge des Hofrats eine hohnlächelnde Schadenfreude, er schob einen kleinen eisernen Schieber der Tür so weit vor, daß er einen an der Hand befestigten Draht berührte, eilte dann an die nahe in der Zimmerecke auf einer von vielen physikalischen Instrumenten belasteten Tische stehende Elektrifizierungsmaschine und drehte die große Glaskugel hastig durch den Griff eines Schwungrades um. Von dieser Maschine liefen zwei Drähte an der Wand weg und getrennt von einander nach der Tür, der eine endete in der Nähe des Schlosses, dessen kleiner soeben vorgeschobener Riegel, ohne das Öffnen der Tür zu hindern, diesen ersteren Draht berührte, während der zweite Draht tiefer an der Wand nach der Türschwelle lief und jenseits derselben mehrmals am Boden hin und hergezogen und hier eingienietet war, so daß Jeder, welcher die Tür öffnete, ohne es zu bemerken, auf diesem Drahte stand. Indem Beireis eilig die Maschine drehte, erhob sich an der Tür ein leises Knistern und da der kleine vorhin vorgeschobene Riegel nicht dicht an den oberen Draht stieß, sondern ein schmaler Zwischenraum übrig geblieben war, so sprangen kleine Feuerfünken knisternd vom Drahte nach dem Riegel über. Beireis hatte dieses schnell bemerkt, als er hinzueilte, den Riegel mit dem Drahte unmittelbar in Berührung brachte, die knisternde Funkenerscheinung damit aufhob, dann an die Maschine zurücksprang und fortfuhr zu drehen. Unmittelbar darauf klopfte die schwere Hand des Bauern an die Tür, Beireis rief laut „Herein!“ und in demselben Momente schrie eine rohe ängstliche Stimme: „O! Jesus, Maria, Joseph!“, ein furchtbares Gepolter entstand und die Tür wurde im Niederstürzen eines schwerfälligen Menschen heftig erschüttelt. Mit Schadenfreude eilte Beireis an die Tür, hob die Berührung des Drahtes mit dem kleinen Riegel auf, nahm eine würdige finstere Miene an und öffnete das Zimmer.

Der Bauer lag behebend am Boden, raffte sich bei des Professors Erscheinen auf die Knie, faltete die Hände und blickte mit Schreck und Grauen in die finstere Miene des gefürchteten Beireis auf. „O! Herr Jesus Christus!“ betete er, „O! rette meine arme Seele!“

„Was treibt Ihr hier?“ fragte Beireis mit einer Milde, welche kaum das heimliche Lachen zu verbergen imstande war.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ fuhr der Bauer fort und blickte mit der Miene des Entsetzens umher.

„Seid Ihr krank und bedürft Ihr meiner Hilfe?“

„Ach! der Böse hats mir angetan und mich niedergeworfen.“

„Treibt keine Possen, steht auf und sagt mir, was Ihr wollt und was Euch hierher führt?“

Der Bauer erhob sich, suchte Hut und Brief wieder vom Boden auf und blickte auf die Thür, in welche er dem zurücktretenden Beireis folgen sollte. Zögernd und mißtrauisch näherte er sich der Schwelle.

„Was fehlt Euch denn?“ fragte Beireis sich ungeduldig stellend.

„O! Herr, wie ich den Drücker der Thür erfaßt, fährt ein Höllenschlag durch alle meine Glieder, daß mir die Beine zusammensinken und ich nicht anders glaubte, als daß ich sterben müßte. Barmherziger Gott, stehe mir bei!“

„Hm! besinnt Euch einmal, lieber Freund, habt Ihr nichts getan, wodurch Ihr den Teufel erzürnt hättet?“

„Nein, bei Leibe nicht, ich habe noch vor der Thür draußen ein Vater-Unser gebetet, weil die Leute sagen, daß es hier im Hause nicht richtig wäre.“

„Ihr müßt aber doch den Geist, der mir dient, durch kecke Neugier herausgefordert haben, gesteht nur ein, habt Ihr die Figur im Vorzimmer berührt?“

„Ja — ich faßte daran ... aber ich habe dabei im stillen den Spruch gebetet, den uns der Herr Vikarius auf dem Kloster gelehrt hat, um dem Bösen die Gewalt zu nehmen.“

„Seht Ihr, der Spruch nützt nichts, inskünftige rührt nichts an hier im Hause.“

„O! hier lasse ich mich nicht wieder herschicken.“

„Wer schickt Euch denn? Von wem ist der Brief? Gebt her!“

Der Bauer reichte den Brief behutsam hin, um dem Professor nicht zu nahe zu kommen und trat, als Beireis den Brief schnell ergriffen hatte, scheu zurück, indem er vorsichtig hinter sich sah und möglichst mit dem Rücken die Wand zu erreichen suchte, um gewiß zu sein, daß ihm rücklings nichts widerfahren könne. Während Beireis las, betrachtete der Bauer alle ihm gänzlich neuen Gegenstände des Zimmers mit furchtsamen Blicken und besah mitunter die Hand, womit er vorhin die verhängnisvolle Türklinke berührt hatte und durch welche der plötzliche Schlag in alle Glieder gefahren war. Er bekreuzigte sich und seine Lippen schienen eine Gebetformel zu plappern. Beireis gewahrte während des Brieflesens alles dieses im Spiegel und ergözte sich heimlich an der bangen Unruhe des Bauern.

„Liegt der Pater Marianus zu Bette?“ fragte er.

„Nein, der ehrwürdige Herr hat mir selbst den Brief im Klostergarten gegeben.“

„Ihr könnt einen Brief wieder mitnehmen“, sagte Beireis und setzte sich an den Schreibtisch.

Der Pater Marianus im Benediktinerkloster St. Ludgeri vor dem Magdeburger- oder Ostertore gehörte zu den wenigen vertrauten Freunden des Hofrats Beireis und hatte heute demselben geschrieben, daß er sich erkrankt fühle und um ärztliche Hilfe bitte. Da Beireis keine Zeit hatte, den Weg nach dem Kloster außerhalb der Stadt anzutreten, so wollte er dem Freunde, der ohnehin nicht bettlägerig war, einen vorläufigen brieflichen Rat erteilen. Der Bauer verfolgte aus der Ferne jede Bewegung des gefürchteten Mannes mit Neugierde und Scheu. Plötzlich entstand in der Wand, wo der Bauer weilte, ein Rassel und Schnarren, so daß dieser erschrocken sich bückte und einen Sprung in die Mitte der Stube tat, um, wie sein verzweiflungsvoller Blick verriet, das Wette zu suchen. Die angeborene Neugierde hielt ihn aber zurück, als er sah, wie eine Klappe sich von selbst in der Wand öffnete, eine schwarze Figur hervortrat und auf

weißer Tafel die Ziffer II emporhielt, während gleichzeitig zwei dumpfe summende Glockenschläge ertönten. Mit Erstaunen, Furcht und unter stillem Herlagen einer Gebetformel betrachtete der Bauer diese flüchtig vorübergehende, mit dem Schließen der Wandklappe spurlos verschwindende Erscheinung, er fühlte sich nirgend mehr in der Stube sicher, befühlte sich selbst, untersuchte, ob ihm auch der Teufel nichts in die Taschen gehegt habe, das seiner ewigen Seligkeit gefährlich werden könne, blickte schüchtern nach allen Seiten um sich und spähte unruhig nach dem schreibenden Manne, der keine Notiz von ihm zu nehmen schien. — Jetzt war der Brief fertig, Beireis salzte ihn, nahm ein Schwefelhölzchen, trat damit schelmisch lächelnd an die Wand, strich es flüchtig daran entlang und im Augenblicke brannte das Hölzchen hell auf und diente zum Anzünden eines Nachtlichtes. Dieses übernatürliche Geheimnis setzte den Bauern in neues, schreckhaftes Erstaunen, er verfolgte jede Bewegung des Professors mit gefalteten Händen. Der Brief war versiegelt, Beireis reichte ihn dem Boten hin, welcher mit spitzen Fingern, als fürchte er, sich zu verbrennen, das Schreiben erfaßte, dann aber, ohne weiter zu hören und zu sehen, aus der Thür durch das Vorzimmer, dem Teufelsbilde in großem Halbbogen ausweichend laut murmelte und von draußen noch einmal ängstlich das unheimliche Haus mit andächtiger Miene ansah. Vom Fenster ab bemerkte Beireis, daß der davonlaufende Bauer den Brief weit vom Leibe abhielt.

Solche Späße mit furchtsamen Menschen machte Beireis oft, aber nicht ohne kluge Berechnung des ihm daraus erwachsenden Erfolges; sie diente ihm zur Verbreitung seines Wunderrufes und seiner Teufelskünste, die er für sich einträglich zu machen wußte, da er als scharfer Menschenkenner die Natur des Volkes richtig verstand; denn das Wunderbare zieht durch die Furcht geheimnisvoll an und der Kranke hofft, trotz aller seiner Frömmigkeit, gern auf seine Genesung durch Wunderkräfte, welche das Abwarten des langsamen Ganges der Natur unnötig machen. Deshalb hatte Beireis einen weit verbreiteten Ruf als glücklicher und wundertätiger Arzt.

Wenige Minuten waren verstrichen, als eine bescheidene Hand an die Tür klopfte. Beireis hatte bereits wieder seine Lektüre fortgesetzt und rief gleichgültig ein kaum hörbares: „Herein!“ In der Stubentür erschien ein junger Mann in Studententracht, dessen blasses, leidendes Antlitz einen höchst anziehenden Ernst trug, welches, durch den seelenvollen Blick aus dunkeln Augen sanft und angenehm gemacht, den Charakter des Nachdenkens und festen Sinnes verriet. Sein violetter, abgetragener Rock von unechtem Samt, seine in den Händen gehaltene Mütze mit dem geschwärzten Silberstreifen, sein übergeschlagener Hemdkragen deuteten ebensowohl auf Entbehrung, als auf eine gewisse Idealität hin, aber in der Bescheidenheit sprach sich zugleich ein entschiedenes bewußtes Wollen aus. —

„Herr Hofrat“, nahm er das Wort, „Sie wollten mir meine gewisse Arbeit im Laboratorium anweisen, gefällt es Ihnen heute, meine Wünsche zu erfüllen?“

„Ha! Sie sind es, mein lieber Schmidt, setzen Sie sich zu mir, ich habe seit den acht Tagen, wo Sie in meinem Hause freien Zutritt fanden, schon immer mal mit Ihnen über Ihre Zukunft sprechen wollen, da meine Zeiteinteilung durch den Besuch der durchlauchtigen Personen einmal gestört worden ist, so lassen Sie uns jetzt davon reden.“

Eine stille Freude leuchtete in dem blassen Antlitz des jungen Mannes auf. Beireis befand sich in derjenigen guten Stimmung, welche besonders geeignet war, dem Studenten Schmidt Hoffnung und Lebensmut zu erwecken. Es war nämlich in Beireis durch die Vorgänge des heutigen Mittags der eitle Ehrgeiz in vollem Maße befriedigt, der Stolz gesättigt und ein Sieg über alle gefeiert worden, die er im stillen verachtete oder denen er imponieren wollte. Dieses Gefühl der nach Bewunderung strebenden völlig befriedigten Eitelkeit machte ihn allerdings übermütig, herrschsüchtig und kühn in seinen Forderungen, aber es verband sich immer in ihm mit einem andern Elemente seiner ursprünglichen Natur, mit der Menschenfreundlichkeit, dem Mitleide und der Gefälligkeit, namentlich gegen diejenigen, welche ihn bewunderten.

Seine Freunde wußten recht gut, daß Beireis niemals gefälliger, leutseliger und teilnehmender war, als in Momenten, wo seine Eitelkeit einen stolzen Triumph feierte, und dieses war seine gute Seite, für die ihm mancher Hilfsbedürftige Dank wußte. Zu dieser natürlichen oft in Menschencharakteren angetroffenen Vereinigung der Selbstsucht und der Menschenfreundlichkeit, kam in Beireis' Natur noch der eitle Sporn hinzu, daß er den Ruf des Wohltäters haben wollte, dem er, da er durchaus bei seinem Bereicherungstreben keinen Geiz kannte, auch vielfältige Opfer brachte, zumal, wenn er mit einem seiner verhaßten Kollegen in diesem Wohltun konkurrieren konnte.

In dieser günstigen Stimmung fand heute der Student Heinrich Schmidt den Mann, auf dessen Hilfe er eine große Lebenszukunft still gestützt hatte. Als Beireis ihn wiederholt auf den nächsten Stuhl gewiesen, dann mit sichtlichem Wohlgefallen den Studenten scharfblickend verfolgt und in seinem Arbeitsessel eine behagliche, zur vertraulichen Unterredung einladende und ermunternde Haltung angenommen hatte, sprach er wohlwollend: „Sie haben mir gesagt, daß es ein Bedürfnis bei Ihnen sei, über alles, was Ihr Interesse erregt, anhaltend nachzudenken und dasjenige zu erreichen, was andern möglich werde.“

Schmidt sah bedeutsam mit leichter Erhitzung der blassen Wangen den Professor an und wollte im inneren Bogen seiner Gefühle ein großes Geheimnis des Lebens zur Erklärung seines Dranges nach besonderem Wissen in die Hände des bewunderten Mannes legen, als dieser fortfuhr: „Sie sagten mir vor acht Tagen an dem späten mondhellen Abend, wo ich Sie vor meiner Tür traf, daß Sie darauf ausgingen, es mir nachzutun und Stoffe zu entdecken, die nicht jeder zu finden vermöge — was haben Sie seitdem gefunden, daß ich Sie im Laboratorium beschäftige?“

„Herr Hofrat, dort habe ich Stoffe gesehen, die ich auf chemischen Wege zerlegte, aber ich weiß, daß sie mir ohne Ihr ferneres Geheimnis nichts nützen können. Ich flehe Sie an, lehren Sie mich die Armut überwinden, oder gestehen Sie mir offen, daß Sie Ihr Vermögen nicht

durch chemische Produkte haben, daß es unmöglich sei, Gold zu machen.“

„Sie wollen das Goldmachen lernen, das macht Ihrem Verstande Ehre“, erwiderte Beireis mit spitzigem Lächeln, „aber was haben Sie in meinem Laboratorium zerlegt und erkannt?“

„Ich bin zu ehrlich, um Ihnen nicht eine treue Rechenschaft über alles zu geben, was ich in dieser Beziehung tue. Sie lassen eine braune Substanz in großen Qualitäten verarbeiten und ich suchte mit den mir bereits dienstbaren Kenntnissen von der Chemie diesen Stoff zu scheiden in seine Bestandteile, ich glaubte früher, er nütze zur Goldmischung, aber daran zweifle ich, da ich in dem braunen Stoffe nichts anderes als Schwefelnatrium erkannt habe.“

„Was sagen Sie?“ rief Beireis hitzig und seine scharf und fein markierten Gesichtszüge zu einem Ausdrucke verdächtigen Forschens anspannend, „was haben Sie gefunden? Was reden Sie von Schwefelnatrium?“

Schmidt fürchtete schon, durch diese unvorsichtige, aber von seiner Ehrlichkeit geforderte Aeußerung die Gunft des Hofrates aufs Spiel gesetzt zu haben und sprach absichtlich zu seiner Entschuldigung: „Sie werden keinen Mißbrauch Ihres Vertrauens darin erkennen, denn ich gestand Ihnen offen mein Dichten und Trachten ein, Naturgeheimnisse zu entdecken und mir ein Vermögen dadurch zu verschaffen; aber ich empfinde die heilige Pflicht in mir, nichts vor Ihnen, meinem Lehrer, zu verheimlichen.“

„Woher haben Sie die Kenntnisse der Chemie, um einen Stoff in seine Bestandteile scheiden zu können?“ fragte Beireis zwar listig aushorchend, aber doch das stille Wohlgefallen am jungen Manne zu erkennen gebend.

„Ich sitze manchen Abend bis in die späte Nacht bei chemischen Versuchen und bin bemüht, was ich von Ihnen höre und sehe, durch eigenes Nachdenken und Probieren nachzumachen.“

„Da Sie eine Anlage zur Scheidekunst und wie ich weiß, ein Geschick in Behandlung äußerer Krankheiten

haben, so will ich für Ihre Zukunft sorgen und Sie zum tüchtigen Arzte ausbilden. In meinem Laboratorium habe ich an dem alten Famulus Leonhard eine hinreichende Hilfe, ich will Sie aber zu meinem chirurgischen Famulus machen, der zur Not statt meiner die Patienten besuchen und die Schäden kunstgerecht verbinden kann.“

Schmidt hatte mit großer Aufregung zugehört und man merkte ihm an, daß seine eigentlichen Lebenswünsche durch das wohlwollende Anerbieten des Hofrates nicht wirklich verstanden und befriedigt waren; er schien innerlich zu kämpfen, seine Miene wurde leidenschaftlich und schmerzlich, der zunehmende Drang seiner Gedanken und Gefühle, das Bewußtsein, daß in diesem Augenblicke die selten dargebotene Gelegenheit gegeben sei, dem einflußreichen Manne ins Herz zu kommen, machte ihn mutig, und als er sich mit den Blicken eines Seelenkenners betrachtet sah und an dem feinen Lächeln, welches um des Hofrates Mund spielte, zu erkennen glaubte, daß er bereits durchschaut sei, da ergriff er kühn die auf dem Knie ruhende Hand des Mannes und sprach heftig: „O! ich flehe Sie an, helfen Sie mir, machen Sie zwei Menschen glücklich, erbarmen Sie sich meiner Armut, meines Schicksals, meiner Liebe!“

Beireis horchte neugierig auf und da Schmidt an dem wohlwollenden Lächeln desselben erkannte, daß er durch seine leidenschaftliche Ansprache den Mann nicht von sich abgewandt habe, fuhr er flehentlich fort: „Ja! Herr! An mein Schicksal, an meine Armut ist das Wohl und Wehe eines anderen Menschen gekettet, ich werde ein schuldloses Mädchen glücklich oder unglücklich machen.“

Beireis lächelte in diesem Augenblicke mehr spöttisch, denn er konnte als Junggesell das Gefühl der ersten Liebe nicht beurteilen und seine scheinbare Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht hatte ihm sogar in Helmstedt in den Ruf des Weiberfeindes gebracht. „Ei“, lachte er, „Sie girren auch schon nach dem Töubchen? Hm! dafür habe ich Sie für zu ernst und wißbegierig angesehen, also Sie sind verliebt?“

Heinrich Schmidt war betroffen über die Verhöhnung, welche sein erregtes Gefühl weit reizbarer fühlte, als sie

in den lachenden Worten des Hofrats selbst gelegen haben mochte, er vergaß alle anderen Rücksichten und sprach heftig: „Ich habe mich nicht gefragt, ob und wen ich lieben soll, die Liebe ist eine Macht, die uns überfällt und beherrscht und der wir hingegeben sind, wie die Elemente, die sich in chemischer Verwandtschaft suchen und immer wieder zu vereinigen streben, wenn sie geschieden werden.“

„Nun? Wer ist denn das Mädchen?“

Schmidt starrte den mehr gleichgültigen Hofrat mit einer Art von Bestürzung an, er zögerte, als er denselben wieder lächeln sah, plötzlich überwältigte ihn aber die Leidenschaft und er sprach glühend: „Sie können mich nicht tadeln, o! bemitleiden Sie wenigstens mein Schicksal und erbarmen Sie sich meines Vertrauens, Ihnen allein kann ich das Geheimnis meines Lebens offenbaren, Sie nur können mir helfen, in Ihrem Willen steht es, mich und ein gutgefinntes Mädchen glücklich zu machen oder elend werden zu lassen.“

„So reden Sie“, sprach Beireis mit plötzlichem Ernste.

Der Student fuhr neu ermutigt fort: „Im letzten Frühjahr behandelte ich, um mir etwas Lebensunterhalt zu verdienen, unter mitleidiger Erlaubnis des Doktor Wagner, einen Bauern auf benachbartem Dorfe; dort begegnete ich in einer Weidenallee täglich einem jungen Mädchen, welches bei einem Verwandten zeitweise die Landluft genießen sollte, und mich durch Unschuld und Schönheit fesselte. Wir wurden bekannt, ich ging täglich zu ihr, wir konnten beide keine Rechenschaft über den Drang geben, der uns unruhig zu einander führte, wir faßten eine rasches, glückliches Vertrauen zu unserem beiderseitigen Gefühle und ohne weitere Ueberlegung schwuren wir uns ewige Liebe.“

Beireis lächelte wieder.

„Meine Braut ist reich, ihr Vater stolz und geizig, ich bin arm, ohne Aussicht“, fuhr Schmidt schmerzlich fort, „unsere Liebe ist hoffnungslos, denn niemals wird der reiche Mann seine Tochter einem mittellofen Studenten geben; da nahm ich mir vor, daß ich durch unermüdliches Nachsinnen es Ihnen nachtun, daß ich Entdeckungen in den

Naturkräften machen wolle, die mich zu einem wohlhabenden Manne herausbringen könnten, ich mußte Tag und Nacht an Sie denken, Ihr Anblick ermunterte mich, daß es möglich werden könne, Geheimnisse zu enthüllen, in der Natur Schätze zu graben, die von der Welt begierig gesucht werden, ja, wenn es wahr ist, daß Sie Gold zu machen verstehen, dann muß ich es herausgrübeln und sollte ich nicht Ruhe finden im Leben, bis ich es entdeckt habe.“

Beireis hatte mit einer seltsamen Miene zugehört, teils drückte sich Wohlgefallen an dem jungen Manne in seinem Blicke aus, teils hatte sein Mund den Zug eines bemitleidenden, vornehm belächelnden Selbstgefühls. Mit dieser Mischung von Mitleid und Geringschätzung eines jugendlichen Strebens, das keck genug war, es ihm leicht zu wollen, sprach er hochmütig herablassend: „Sie haben ein keckes Beginnen, junger Mann, Sie trauen sich Kräfte zu, die nur wenigen Menschen verliehen worden sind, Sie hoffen auf die Natur, daß sich diese Ihrem Sinne bereitwillig offenbaren werde, ich aber sage Ihnen, daß andere Kräfte dazu gehören, als diejenigen, welche Sie begreifen. Sie wollen es mir nachtun, mein lieber Freund, das belustigt mich, wie hätte ich der Mann werden können, der ich bin, wenn nicht eine andere, als die gewöhnliche Kraft des Verstandes mir volle Macht über die Natur verliehen hätte.“

Als Beireis diese Worte gesprochen hatte, blickte er den Studenten scharf an, um die Wirkung zu erspähen. Das offene, vertrauensvolle Wesen Schmidts blieb unverändert; seine freie, alles Truges unfähige Seele sprach sich in seinem Antlitze aus. „Herr Hofrat“, begann er, „in der gesamten Natur kann es nur Ursache und Wirkung geben und ich bin der Meinung, daß hier ähnliche Gesetze walten, wie in der Denklehre, wo der eine Begriff aus dem andern entspringt, wo zwei Sätze durch einen dritten notwendig verbunden werden und jegliche Willkür aufhört, und so wie ich im Denken durch Satz und Schluß zu neuen Begriffen gelange, so muß ich auch in der Natur aus zwei erkannten Kräften die dritte neue Kraft finden.“

Beireis sah den Studenten sehr ernsthaft an. „Saben Sie im Volke noch nicht sagen hören, daß man mir geheime Kräfte zuschreibt?“ fragte er mit einem ebenso vorsichtigen als prüfenden Blicke.

„Ich weiß, was die Welt spricht“, erwiderte Heinrich Schmidt freimütig, „aber ich glaube an eine ewige Notwendigkeit in der Natur und daß der Mensch die Naturkräfte nur dann zu seinem Vorteile dienstbar machen kann, wenn er sich selbst ihrer Geseze bewußt ist und diese erfüllt. Ich kenne erst ein Unbedeutendes von der Natur, aber dies Wenige hat mich an die Konstruktion des Ganzen gemahnt, ebenso wie ich aus dem kleinsten Segmente eines Kreises den ganzen Zirkel zu berechnen vermag.“

„Sie gefallen mir, ich will für Sie sorgen“, rief Beireis schnell, indem er dem Studenten freundlich die Hand darbot, „Sie sind arm?“

„Ich bin der Sohn eines armen früh gestorbenen Leinewebers aus der Nähe von Wolfenbüttel; daß ich eine Schule besuchen und nach Helmstedt zum Studium der Medizin gelangen konnte, verdanke ich der Munizipal eines bereits verewigten Landpredigers, der früher selbst in Helmstedt studiert hatte und mich mit Empfehlungsschreiben an seine alten Lehrer sandte. So erhielt ich den Freitisch, ein kleines Geldstipendium durch den Hofprediger Dreißigmark am Dom zu Braunschweig, und während der zwei Jahre, die ich hier bin, habe ich auf den Dörfern eine stille, chirurgische Praxis getrieben, die mir die Professoren mitleidsvoll nachsehen.“

„Ich weiß, Sie gelten für einen fleißigen, stillen Menschen“, sagte Beireis, „ich will für Sie sorgen.“

Mit glühender Dankbarkeit preßte Schmidt die Hand des Hofrates, dieser aber winkte ihm zur Ruhe auf seinen Stuhl zurück und fragte ernst: „Wie kamen Sie auf die Vorliebe zur Chemie?“

„Ihr Wissen, Ihr Ruf und Beispiel hat die Neigung in mir rasch geweckt“, antwortete Schmidt; „da ich nicht die Mittel besaß, das teure Kolleg bei Ihnen zu bezahlen, so haschte ich bei anderen Studenten nach allem, was sie in Ihrem Hörsaale und Laboratorium erfahren hatten und ich grübelte und experimentierte in meiner Stube still

weiter. Neulich sagte ich den Mut, Sie um freien Besuch Ihres Kollegs zu bitten und Sie haben mir an jenem Abend vor acht Tagen mehr gewährt, als ich gebeten, aber seit langem innerlich gewünscht hatte. O! ich flehe Sie an, lehren Sie mich, wie ich das Vermögen durch chemische Kunst erwerben kann, welches genügt, dem reichen Vater meiner Braut zu imponieren!“

„Das ist ein wunderlicher Wunsch von Ihnen, in der Tat, den hat Ihnen wohl das Mädchen eingegeben, die Liebe soll ja närrisch machen“, sagte Beireis, indem sein spöttisches Lächeln auf den Mund zurückkehrte.

„Die Liebe macht mich kühn, um das Größte zu ringen, was das Ziel meines Herzens von mir fordern sollte“, antwortete Schmidt mit schmerzlicher Begeisterung. „Aber es liegt auch in mir der natürliche Drang, die Geheimnisse der Natur zu ergründen und gewiß darüber zu werden, was die Menschen ein Wunder nennen.“

„Wer ist das Mädchen, welches Sie lieben?“ fragte Beireis ablenkend.

„Indem ich Ihnen dies anvertraue, gebe ich mein Schicksal in Ihre Hände; würde der stolze, reiche Vater meiner Verlobten von mir, dem armen Studenten hören, dann ...“

„Nun, er könnte Ihnen ja das Studium erleichtern?“ fiel Beireis ein, dem die Wichtigkeit nicht behagte, womit Schmidt das Geheimnis seines Herzens ihm anvertrauen wollte.

„Gretchen, die Tochter des reichen Kornspekulanten und Essighändlers Schlosser am Markte, hat mir ewige Liebe geschworen ...“

„Freilich“, sagte Beireis schnell und mit bedeutsamem Lächeln, „da sind Sie an den un rechten Mann gekommen, seine Tochter Gretchen habe ich selbst damals aufs Land zur Stärkung geschickt, als sie von mir an einem Fieber behandelt worden war.“

Jetzt fühlte Schmidt, daß er mit dem Geständnisse eine große Last abgewälzt hatte und wurde mutiger in der eigentlichen Absicht seiner Wünsche. „Niemals“, sprach er feurig, „niemals wird der reiche Mann unser Verständnis billigen und lieber unsägliches Elend über

seine Tochter und mich verhängen, darum will ich selbst erst Vermögen erwerben, ehe ich ihm unter die Augen trete. Das aber ist auf chemischem Wege möglich, das weiß ich.“

Beireis sah den in seiner inneren Bewegung so freimütigen Studenten listig an und fragte etwas flüchtig: „Woher wissen Sie das?“

„Das Beispiel Ihres eigenen Lebens hat mich davon überzeugt“, antwortete Schmidt glühend, „ich habe gehört, daß auch Sie hilflos nach Helmstedt gekommen, von Heister liebevoll aufgenommen sind und alsbald Chemie getrieben haben. Ich habe erfahren, daß Sie zu chemischen Resultaten gekommen sind, die viel Geld einbringen, die Welt sagt, daß Sie Alchimie treiben, auf wunderbare Weise Essig bereiten, den Schlosser unter seinem Namen verkauft, daß Sie herrliche Farben herstellen, die mit großen Summen bezahlt werden, das muß und will ich auch herausbringen und sollte ich es jahrelang mit Hunger und schlaflosen Nächten erkaufen.“

„Junger Mann, Sie dauern mich“, sagte Beireis ernst, „Sie trauen sich etwas zu, welches eigener Wille und Mut allein niemals erreichen werden.“

„O! darum flehe ich Sie an, erbarmen Sie sich meines Strebens, üben Sie an mir die Güte, die Ihnen einst der berühmte Heister erwiesen hat, führen Sie mich ein in die Wissenschaft und das Leben!“

„Dazu darf man nicht leidenschaftlich sein“, versetzte Beireis, „man muß nur für die Wissenschaft leben.“

„Bedarf aber der Mensch nicht des Sporns zur Ausdauer im Ringen nach Ungewöhnlichem? Ist es nicht erforderlich, daß bei dem einen der Drang nach Ruhm, bei dem andern das Ziel des liebebegehrenden Herzens, bei dem dritten die Habgier oder eine andere Leidenschaft die guten Kräfte in Spannung erhalte?“

Plötzlich stand Beireis auf, schritt einmal durch die Gänge seiner Studierstube und es schien, als ob er eben aus dem Munde des jungen Mannes eine Wahrheit gehört habe, die er nicht vernehmen wollte. „Ich will für Sie daselbe tun, was Heister an mir getan hat“, sagte er, vor dem Studenten mit einem stolzen Ausdrucke seiner

Würde stehen bleibend. „Sie sollen mein ärztlicher Famulus werden, ich will Sie zum tüchtigen Arzte herausbilden und dadurch Ihren Lebensboden gründen helfen. Gehen Sie nebenbei auf Entdeckungen von Naturgeheimnissen aus, nun so tun Sie es mir nach, grübeln Sie, probieren Sie Ihre Kräfte und sehen Sie zu, was Sie herausbringen.“

„Ich habe Mut gefaßt, der Natur neue Kräfte abzugewinnen“, sagte Schmidt mit der ihm eigenen Offenheit, „ich werde nicht ruhen und rasten, dasjenige kennen zu lernen, was andere, was namentlich Sie der Natur als Geheimnis abgewonnen haben. Zwei Dinge sind es aber vorzugsweise, die ich mir zum Ziele des Lebens gemacht habe, chemische Fabrikate und Gold zu produzieren.“

Beireis lachte laut auf und sah nach der Uhr. —

„Ich bin auf dem Wege zu den Fabriken“, fuhr Schmidt mit Nachdruck und ernstem Blicke fort, da er glaubte, daß der unaufmerksam gewordene Hofrat ihn verspotte. Diese Aeußerung bestimmte den Hofrat, in seinem fortgesetzten Gange durch das Zimmer plötzlich stehen zu bleiben und den Studenten mit seitwärts schielenden, stehenden Augen zu betrachten. „Was haben Sie fabriziert?“ fragte er geringschätzend.

„Der Drang, irgend einen Essig zu erfinden, der nicht die Zeit der Gährung nötig habe, wie man es von dem Essig behauptet, welchen Schloffer verkauft, hat mich auf den Gedanken gebracht, Weingeist zu verändern und da habe ich gefunden, daß derselbe, auf Platinaschwamm getropfelt, augenblicklich zu scharfem Essig wird.“

Beireis horchte gespannt auf, sein Lächeln wurde ein gezwungenes, als er mit verstellter Gleichgültigkeit fragte: „Nun? Und was weiter?“

„Bis soweit bin ich erst gelangt“, antwortete Schmidt mit einer so lebenswürdigen Aufrichtigkeit, daß Beireis selbst davon mild und berührt zu sein schien. „Weiter — weiter?“ rief er ungeduldig.

„Ich wollte mich in der analytischen Chemie üben“, fuhr Schmidt fort, „ich nahm die braune Masse, welche Leonhard in großen Quantitäten für Sie anfertigen muß; ich zerlegte sie in dieselben Bestandteile, aus welchen

Schwefel und Natrium bestehen, und da habe ich gefunden, daß, wenn man diesen Stoff, dessen chemische Bereitung ich noch finden muß, wozu ich vielleicht Glaubersalz und einen Stoff nehme, der im Feuer den Sauerstoff aus dem Salze zu ziehen vermag, mit Tonerde zusammen glühe, eine schöne blaue Farbe entsteht, die mit derjenigen Ähnlichkeit hat, welche Sie in großen Massen von Leonhard bereiten lassen.“

„Wo haben Sie diese Experimente gemacht? Woher nimmt ein armer Student Platinaschwamm?“ fragte Beireis mit einer Heftigkeit, die ein deutliches Mißtrauen zu erkennen gab.

„Herr Hofrat, das waren meine bisherigen Studien in Ihrem Laboratorium, dessen Besuch Sie mir gestattet haben“, gab Schmidt ruhig zur Antwort.

„Waren andere Studenten dabei? Redeten Sie über Ihre Experimente mit andern?“ fragte Beireis finstern.

„Nein, ich forsche allein, ich suche ja ein Geheimnis zu finden.“

Beireis lachte gezwungen, nahm seine heitere Miene wieder an, setzte sich, mit listigem Zuge des Mundes, auf den vorhin verlassenen Sessel am Schreibtische und sprach absichtlich in guter Laune: „Also beinahe sah Ihr Produkt meiner blauen Farbe ähnlich, beinahe, hm! mein lieber Freund, wenn Sie von dieser blauen Farbe jährlich viele tausend Pfunde zu fabrizieren vermöchten, so würden Sie nicht reich daran werden, da das Fabrikat kaum höheren Wert hat, als die Zutaten . . . , doch weil Sie Talent und Vorliebe zu chemischen Arbeiten haben, so will ich Sie zu meinem Gehilfen machen, der mir in meinen Farbe- und Essigproduktionen die Mühe abnimmt, aber ich fordere vorher einen schweren Eid der Verschwiegenheit.“

Eine glückliche Freude strahlte über Schmidts Antlitz, er wäre fast vor dem gütigen Manne auf die Knie gefallen, um ihm die Gefühle des Dankes und der Verehrung so auszudrücken, wie er sie lebhaft empfand. Beireis beobachtete ihn ebenso schlau als freundlich. „Ich bin zu jedem Schwure bereit“, rief Schmidt, „bei meiner Liebe zu dem edlen Gretchen schwöre ich Ihnen, daß ich mich ganz Ihrem Dienste weihen will.“

Die Erwähnung der Liebe zwang Beireis ein spöttisches Verziehen der Mundwinkel ab. „Wer ein Gehilfe meiner Geheimnisse werden will, muß, so fern er an Gott glaubt, bei Gott schwören und seine eigene Seligkeit verpfänden“, sprach Beireis mit dem stehenden Blicke eines schlauen Menschenkenners.

„Ja! ich glaube an Gott!“ sagte Schmidt feierlich.

„Fühlen Sie sich stark genug, dem eigenen Vorteile unbedingt so lange zu entsagen, bis ich dereinst Ihnen erlaube, sich selbst zu nützen?“

„Ja! ich habe ja dann die Gewißheit, die Geliebte zu besitzen.“

„Gut, das Mädchen verspreche ich Ihnen, kraft meines Einflusses auf den Vater, als Lohn für Ihre Treue gegen mich und Ihren Schwur; so schwören und geloben Sie bei Gott und Ihrer Ehre und Seligkeit von allem, was Sie in meinem Hause erfahren und tun, kein Wörtlein gegen einen andern über die Zunge zu bringen, nur für meinen Vorteil zu leben und ruhig abzuwarten, wann ich Sie belohne.“

Schmidt schwur dieses mit großer Bewegung seiner Gefühle in die Hand des Hofrats.

„Gut denn“, sprach dieser, sich erhebend, „ich werde Sie auf die Probe stellen, Sie sollen mir hilfsreiche Hand in der Bereitung meiner ordinären Fabrikate, wie Farben und Essig, leisten.“

„Herr Hofrat“, nahm der Student nach einigem Zögern das Wort, „ich habe einen Schwur vor mir selbst getan, meine Ruhe und Zeit daran zu setzen, wenn es möglich ist, das Geheimnis des Goldmachens herauszubringen; damit ich nicht vergeblich meine Ruhe und Zeit verschwende, so bitte ich Sie, sagen Sie mir, kann der Mensch es der Natur nachtun und Gold machen?“

Beireis stutzte, sah den jungen Mann scharf an und antwortete dann: „Ja — ich kann es“. Als er bemerkte, daß Schmidt eine große innere Bewegung zeigte, fuhr er mit berechneter Ruhe fort: „Wenn Sie mir treu sind und sich in den übrigen Geheimnissen bewähren, so will ich Ihnen einst zur Hochzeit die Kunst des Goldmachens lehren, das sei meine letzte Aussteuer für das Leben.“

Der Student war in eine glückliche Verwirrung geraten, Beireis beobachtete ihn mit einem geheimnisvollen Lächeln.

Jetzt trat Leonhard in die Stube, sah den Studenten grämlich an und sagte: „Herr Hofrat, draußen stehen mehrere Patienten, welche Sie sprechen möchten; ich hätte sie schon längst zu Ihnen eingelassen, wenn ich nicht der Meinung gewesen wäre, daß sich schon ein Patient in Ihrer Stube befände.“ Diese absichtlich betonten Worte begleitete Leonhard mit einem neidischen, feindseligen Blicke auf den Studenten Schmidt. —

Beireis wendete sich schnell zu diesem, sah ihn noch einmal scharf und ernst an, faßte seine Hand und sprach: „Vergessen Sie nicht, was Sie gelobt haben, nun gehen Sie in das Laboratorium, ich werde Ihnen sogleich Arbeit geben.“

Schmidt erwiderte diese letzte Ansprache des Professors mit der Gebärde großer, dankbarer Gefühlsaufregung und ging hinaus; Leonhard sah ihm verwundert nach und blieb absichtlich bei dem Professor zurück, als erwarte er eine Erklärung des Vorgefallenen.

„Ich habe den jungen Mann zu meinem medizinischen Famulus gemacht, damit er mir in der Folge manchen Krankenbesuch abnehmen und äußere Schäden verbinden lernt; inzwischen will ich ihn im Laboratorium mit Anfertigung von Arzneistoffen beschäftigen, er soll Sal mirabile und Pflanzenextrakte bereiten für meine Reiseapotheke auf der Landpraxis.“

Leonhard schien durch diese Mitteilung befriedigt zu sein, da er nun hoffen durfte, in den geheimen, chemischen Arbeiten der allein vertraute Gehilfe des Meisters zu bleiben.

„Mein Wille ist, daß du ihn fortwährend still beobachtest, ihn allmählich auskundschaftest, aber ruhig gewähren läßt, freundlich gegen ihn bist und mit ihm Gespräche führst, die dir Gelegenheit geben, sein Dichten und Trachten zu erfahren; alles berichtest du mir wieder, hörst du!“

„Er hat mich schon oft, und auch mit einer flehenden Gebärde und geheimer Untruhe gefragt, ob es wirklich

wahr sei, daß Sie gutes, münzfähiges Gold produzieren könnten, da es ihm zweifelhaft sei, auch hat er bei mir auszukundschaften gesucht, wodurch Sie so viel Geld einnehmen und ob die schöne blaue Farbe, die ich aus Lasurstein und geheimer Erde zusammenglühe, noch zu etwas anderem diene, und als ich ihm sagte, daß ich das selbst nicht wisse, da hat er mich um nichts wieder gefragt.“

„Beobachte ihn, nun gehe in das Laboratorium, ich werde gleich ebenfalls dort erscheinen.“

Leonhard entfernte sich. Beireis lächelte schlau. — „Diesen Studenten Schmidt muß ich unter meinen Augen behalten“, sprach er zu sich selbst, er könnte mir mit der Zeit gefährlich werden. — Er soll seine Zeit und Kräfte am Goldmachen abmühen, der Gedanke daran wird ihn immer wieder dahin treiben, das ist eben der Teufel, der ihn packt; er wird es mir in der Alchimie, trotz Schwur und Ehrlichkeit, in stiller Stunde nachtun wollen, hi! hi! er wird Gold zu machen suchen, gut das, dann schadet er meinen anderen Geheimnissen nicht. Ueberlasse ich ihn sich selbst, so wäre es möglich, daß er durch Grübeln und Talent auf Dinge käme, die nur mir enthüllt bleiben sollen... darum will ich ihn hinhalten, irreleiten und am Ende auf andere Weise entschädigen.“

Diese letzten Worte dachte Beireis mehr, als er sie sprach, denn er öffnete währenddem die zum Vorzimmer führende Tür, wo sich bereits die Patienten eingefunden hatten, welche ihn konsultieren wollten. Dieses Geschäft war bald beendet, zumal einer der Hilfesuchenden gekommen war, um den Hofrat schleunigst an das Bett eines plötzlich erkrankten angesehenen Gutsbesizers in der Nähe Helmstedts zu rufen, dessen Wagen bereits im Gasthose für Beireis bereit stand. Nachdem er deshalb die Patienten schnell befriedigt hatte, eilte er in das Laboratorium, gab dem Studenten Schmidt auf, ein Extrakt aus den heute frisch angekommenen, bereits gereinigten Pflanzenwurzeln zu kochen und befahl dem alten Jamulus, dazu die nötige Anweisung zu geben. Dann ging er wieder in seine Stube zurück, wo er nur noch Zeit hatte, sich für den Krankenbesuch reisefertig zu machen,

da bald die Chaise des Gutsbesizers vorfuhr und die Frau Leonhard erschien, um den Medikinkasten in den Wagen zu tragen.

In den Nachmittagsstunden befanden sich Leonhard und Schmidt allein im Laboratorium, dessen vergitterte Fenster in dickem Mauergerölbe nur durch die oberen Scheiben vom Garten her ein kärgliches Licht einfallen ließen, während die Kohlenglut unheimlich einen rötlichen Schein über die Wände warf. Leonhard hatte den Studenten in der ihm aufgetragenen Arbeit unterrichtet und der Pflanzenast befand sich bereits im Einkochen auf dem Feuer. Schmidt schritt still durch den unfreundlichen Raum, sah nach dem Fenster auf, wo er nur ein Stückchen vom blauen Himmel und die Spitzen der grünen Bäume erspähen konnte, dann seufzte er und schritt gedankenvoll weiter. Leonhard hatte ihn schon längst beobachtet und redete ihn jetzt an.

„Diese Arbeit behagt wohl nicht? Aber wer Gold machen will, muß beim Wurzelschaben anfangen.“

Es lag in dieser Anrede so viel Bitterkeit, daß Schmidt plötzlich stehen blieb und dem Famulus scharf in das kränkliche, grämliche Gesicht sah.

„Ich meine nur“, setzte Leonhard schnell hinzu, „daß man so leicht nicht in die Geheimnisse eingeweiht wird.“

„Was nennen Sie Geheimnis?“ fragte Schmidt mit schmerzlichem Lächeln, „was heute die ganze Welt weiß, das war vor fünfzig Jahren noch ein Wunder, welches man anstaunte, was heute noch ein Rätsel ist, das wird in fünfzig Jahren von allen Rathedern doziert werden.“

„Das sollen die Herren aber mit den Geheimnissen des Hofrats Beireis wohl bleiben lassen“, sagte Leonhard mit einer so wichtigen Miene, als sei er in alles eingeweiht, denn sein einziger Ehrgeiz war der, ein Vertrauter von dem berühmten Professor und Chemiker zu sein.

„Was nennen Sie Geheimnis?“ fragte Schmidt mit dem Tone der Ueberlegenheit wiederholt.

„Nun? Sie werden es dem Herrn Hofrat doch in seinen Wundern nicht gleichgütig wollen?“

„Es gibt kein Wunder, mein lieber Mann, in der Natur geht alles natürlich zu.“

„Also glauben Sie nicht an seine höhere Gewalt über die Geister und unheimlichen Naturmächte, nicht an seine geheime Kunst, die Stoffe nach Willkür zu trennen und zu binden und die bösen Wesen, die in den Stoffen wohnen, zu beherrschen und zu bannen?“

„Der Hofrat ist ein Mensch wie wir, darum kann er keine Wunder tun, in der ganzen Natur gibt es keine Willkür, sondern eine ewige Despotie und tyrannische Macht der Gesetze, weder Gott noch ein Sterblicher vermag auch nur eins dieser Gesetze aufzuheben, und „ihr Herr sein“, heißt nichts anderes, als sich der Notwendigkeit fügen und diese zum Nutzen der Wissenschaft und des Lebens anwendbar zu machen.“

Leonhard starrte den Studenten groß an. „Sie haben wunderliche, freigeistige Vorurteile“, versetzte er, „Sie wollen, wie ich weiß, Wunder und Geheimnisse lernen und glauben nicht daran, hm! das verstehe ich nicht.“

„Glauben Sie denn daran, daß der Hofrat seine geheimen Kenntnisse durch übernatürliche Macht gefunden habe?“

„Ja, das ist gewiß, das glaube ich“, gab Leonhard fast trotzig zur Antwort.

Schmidt lächelte auf seine schwermütige Weise. Dies reizte den Jamulus erst recht, denn sein eigener Stolz gründete sich auf den Ruhm seines Herrn; mit hitzigem Eifer sprach er: „Wo die ganze Welt den Hofrat anstaunt, Herzöge ihn bewundern, Gelehrte vor ihm schweigen, täglich neue Wunder von seiner Hand an Kranken und im Auditorium geschehen und der Teufel selbst zum dienstbaren Knechte wird, da wollten Sie zweifeln? Gehören Sie etwa zu der Clique, welche die neidischen Zweifel der Professoren Bartels und Remer nachbetet?“

„Mein lieber Leonhard“, erwiderte Schmidt sanft und mit der Ruhe geistiger Ueberlegenheit, „die Natur hat Gott geschaffen und alles darin mit Weisheit geordnet, wären wir Wesen Gott gleich, dann würden wir

auch alles auf einmal einsehen und die Naturkräfte uns sämtlich offenbar sein. Aber wir sind Menschen, wir fangen mit unserem beschränkten Verstande immer nur an einem Ende an und knüpfen daran den Faden, an dem wir weiter gehen. So kommen die Forscher mit der Zeit auf immer neue Wahrheiten und Erkenntnisse und lernen die Naturgesetze nutzbar machen. Aber keine Macht der Welt vermag ein Naturgesetz aufzuheben; so wie alle fallenden Körper nach unten fallen und niemand dieses Gesetz umzudrehen imstande ist, wie aber der einsichtsvolle Mensch den Druck der Körper nach unten dienstbar zu machen weiß für seine Zwecke, wie er zum Beispiel durch das fallende Wasser das Mühlrad treiben, durch das Gewicht an der Uhr die Zeiger fortbewegen läßt, so sind auch alle physikalischen und chemischen Naturkräfte unabänderlich, aber sie können menschlichen Zwecken dienen, wenn diese der Kraft unterstellt werden. Der Hofrat weiß mehr von diesen Kräften, als alle anderen Gelehrten, deshalb nennt ihn die Welt, die ihn nicht versteht, einen Wundermann oder Teufelsbündner, aber das ist alles nur ein Volksglaube, es gibt weder Teufel noch schwarze Kunst.“

„Und doch möchten Sie verteuftelt gern das Gold machen vom Professor absehen“, sagte Leonhard ironisch, da die Rede des Studenten ihn nur um so mißtrauischer gemacht hatte, je weniger er die natürliche Deutung der Wunder seines Herrn liebte.

„Was der Hofrat Beireis herausgebracht hat, das muß jedem möglich werden, der seine Talente und Ausdauer, seine Kenntnis von den natürlichen Dingen und das Glück des Zufalls, der in der Naturforschung so viele unerwartete Aufschlüsse gibt, daran wagt, ein Geheimnis zu ergründen. Der Hofrat hat mir die Versicherung gegeben, daß er Gold zu machen verstehe und es nicht bloß Gerücht sei — ich habe mir einen heiligen, stillen Schwur getan, und sollte ich meine Nachtruhe daran setzen, die Hervorbringung des Goldes selbständig und wissenschaftlich zu erzielen, denn dem Verstande und der Beharrlichkeit muß die Natur sich öffnen in ihren geheimsten Tiefen.“

„Ha! ha! glaube das, wer arm ist, wie Sie, der braucht Gold, aber das bißchen Wissenschaft tuts allein nicht, dazu müssen Geister beschworen werden.“

„Ja, ich bin arm“, murmelte Schmidt und sah leidenschaftlich in die Kohlenglut, „ich habe geschworen, dem Manne zu dienen, der mich glücklich machen will. O Gretchen, ich diene um dich, ich soll dich zum Preis haben.“

„Was sagten Sie?“ fragte Leonhard näher tretend, da er das Gemurmel nicht verstanden hatte, „Sie wollen wohl das Feuer besprechen, hi, hi, das hilft noch nicht zum Goldmachen.“

Jetzt erforderte der kochende Pflanzensaft die volle Aufmerksamkeit der beiden Laboranten und Leonhard mußte fernere Anweisung geben, das Extrakt zu bereiten. So war es Spätnachmittag geworden und die Zeit gekommen, wo Schmidt nach Hause zu gehen pflegte. Nachdem er noch hilfreiche Hand beim Auspressen, Durchsieben und Einfüllen des gekochten Wurzelsaftes in die Gefäße dargeboten hatte, entfernte er sich, um seiner armseligen kleinen Wohnung zuzueilen.

In einer engen Straße, im obersten Stockwerke des bescheidenen Häuschens, welches einem unbedeutenden Schuhmacher zugehörte, wohnte der Student Schmidt mit großen Entbehrungen im kleinen Raume seines Dachstübchens, das an die Rauchkammer des Wirtes stieß. Als er über den Weg auf die Haustür zuschritt, reckte der Geselle des Schuhmachers den Hals aus, um über die hohe Fensterbank wegzusehen und sagte: „Meisterin, da kommt der Schmidt wieder, heute mittag war er auch auf dem Kollegienplatze, um die Herzöge zu sehen.“

„Lieber Gott, der unglückliche Mensch, wenn er doch noch eine fromme Mutter hätte!“ seufzte mitleidig die Meisterin, welche in der Ecke am Fenster saß und Hans spann, „wie elend sieht er aus, seitdem er seine Seele vergeben hat.“

„So ein Bursche müßte einen ordentlichen Lehrmeister haben“, sagte der Schuhmacher, indem er mit beiden Fäusten heftig den Pechdraht auszog und währenddessen einen flüchtigen Blick über die Gasse warf. „Der Beizreis soll, wie ich im Wirtshause vernommen

habe, alle Jahre einen jungen Menschen an den Bösen ausliefern, damit sein Pakt noch immer wieder verlängert werde.“

„Das Feuermachen bei Nacht habe ich dem Studenten gestern ein für allemal verboten“, fuhr die Wirtin fort, als Schmidt gerade die Haustür öffnete und am Flurfenster der Stube vorüberschreitend flüchtig grüßte, „Himmel! wie blaß und wirr sieht er aus, wenn er uns nur kein Unglück ins Haus bringt, vorige Nacht schrien die Eulen auf unserem Dache. Ich behalte den bösen Gast nicht zwischen unseren vier Pfählen, denn so lange der Student mit dem Beireis verkehrt, ist uns der Buchfink tot vom Stocke gefallen und die Totenuhr pickert alle Nächte in der Wand, und ich habe Angst, daß unser Schwein krepirt.“

„Ei was“, sprach der Schuster, indem er wieder mit den beiden Händen kräftig den Pechdraht auszog, „das sind nur Pöffen, daran glaube ich nicht mehr, aber das junge Blut dauert mich, daß es auf böse Gedanken kommt, doch ehe er nicht seine rückständige Miete bezahlt, wird er auch vom Bösen noch kein Handgeld bekommen haben.“

„Grundgütiger Himmel! Gottlieb, worauf bringst du mich!“ rief die fromme Frau, über deren Haupt auf einem Brette an der Kalkwand stets Bibel und Gesangbuch bereit lagen, „wenn er uns die Miete in solchen Geldstücken bezahlte, die verflucht wären und uns jeder Groschen Unglück brächte oder in der Hand verschwände, ich habe einmal gelesen, daß der Teufel seinen Leuten einen Hocketaler gäbe und in guter frommer Menschen Tasche sich das Geld in Dreck verwandle.“

Der Schuster hatte eben wieder den Draht mit beiden Händen ausgezogen und verharrte eine zeitlang in dieser Stellung mit weit ausgebreiteten Armen, während er die Knie fester um den Schuh, welchen er arbeitete, zusammendrückte. Es schien ihm diese eben geäußerte Bemerkung seiner Frau durch den Kopf zu fahren. „Hast du den Menschen wieder behorcht und weißt du mehr von ihm?“ fragte er, indem seine Augen unter den langen, zottigen Brauen nach seiner Frau aufglotzten.

„O ja, heute, als er vom Freitische auf kurze Zeit nach Hause kam und so unglücklich ausah, schlich ich mich wieder auf die Rauchkammer und da hörte ich ihn mit sich selber sprechen, was ganz schauerlich war. Da sagte er: arm zu sein, ist schlimmer als des Teufels zu werden — heute will ich mit Beireis ernsthaft reden, und sollte ich ihm dienen müssen, so will ichs tun, um zu finden, was ich suche.“

Der Schuster hatte währenddessen die schwarzen Hände schnell aus dem umgewickelten Pechdraht gelöst. Seine vor ihm auf dem niederen Tische stehende alte Schnupftabaksdose mit dem abgegriffenen Bildnis des Königs von Preußen geöffnet und eine Prise unter die Nase gerieben. Das Geheimnis mit dem Studenten schien ihm doch bedenklich geworden zu sein und er horchte mit Aufmerksamkeit zu, als der Gesell erzählte, daß die Herzöge heute nach dem Hause des Professors Beireis gefahren wären und die Leute vor der Tür eine merkwürdige Musik wie von Flötenspielern gehört hätten, die seltsam geklungen habe, da doch keiner hätte einen Musikanten hineingehen und herauskommen sehen.

Jetzt griff der Schuster wieder mit Eile nach Ohm und Draht und sprach weiterarbeitend: „In der Meisterergesellschaft will ich mich erkundigen, was daran ist.“

Während dieser Unterhaltung in der Stube des kleinbürgerlichen Schuhmachers war Heinrich Schmidt die engen Treppen hinaufgestiegen und in seine ärmliche Dachwohnung gekommen. Ein alter eichner Tisch, zwei Stühle mit hohen, von Reitstroh geflochtenen Lehnen, ein niedriger Ofen mit schwarzglasierten, buntgeformten Backsteinen, ein Brett an der Wand, mit Büchern, Flaschen, chemischen Glasutensilien, einem Tierschädel und einem Stöße geschriebener Schriften beschwert, bildeten die ganze Ausstattung des Stübchens, neben welchem ein schmales Kabinett fast ganz von dem Bette und einem Tische räumlich ausgefüllt wurde. Auf dem alten Eichentische lagen Bücher und Kolleghefte, die, gleich anderen chemischen Gerätschaften, zum öfteren Gebrauche zu dienen schienen, vor dem Dachfenster aber stand in einem Wasserglase ein frisches Sträußchen wilder Feld- und Wiesenblumen.

welche als stilles Zeichen der Erinnerung an den letzten heimlichen Gang nach dem Tannenwäldchen am schwarzen Berge vor der Stadt die schmerzlichsüße Stunde vergewärtigten, in der Heinrich Schmidt mit dem geliebten Gretchen Schlosser Liebe und Hoffnung ausgetauscht hatte. Seit dem letzten mondhellen Spätabend vor acht Tagen, an welchem er im Gärtchen hinter dem Hause am Markte mit dem kindlich furchtsamen, frommen Mädchen zusammengekommen war, hatte er, um dem Aberglauben der Nachbarn nicht eine für seine geheime Zusammenkunft gefährliche Gelegenheit zu Gerüchten zu geben, das ihm vertrauende geliebte Gretchen zweimal in der Nachmittagsdämmerung am Tannenwäldchen gesprochen, wo der stille Ort und das ausgesundene düstere Plätzchen sie beschützten. Jene Wiesenblumen im Fenster hatten sie beide im ebenso glücklichen, als sorgenschweren Gespräche gepflicht und an manchem Halme haftete die Erinnerung eines bongen Gefühls, eines sanften Trostes und einer inbrünstigen Hoffnung. Deshalb saß Heinrich Schmidt auch oft sinnend am Fenster und entzifferte noch einmal die Erinnerungen an das Glück und Jagen in jener Stunde, die Gretchen mit ihm theilte.

Die Schuhmacherfrau unten im Hause hatte ganz richtig gesehen, daß Schmidt am heutigen Spätnachmittage ungewöhnlich blaß und mit wirrer Miene nach Hause gekommen sei; als er oben seine Stube betreten und gedankenvoll eine zeitlang die Wiesenblumen angestarrt hatte, holte er plötzlich aus beklommener Brust tief Atem, blickte fragend die armselige Umgebung seines Zimmers an und seufzte: „Was habe ich denn nun erreicht? Ein Famulus bin ich geworden, eine Hoffnung ist mir gemacht, das Ziel meines Strebens soll der Lohn eines unselfständigen Dienstes sein, Verschwiegenheit habe ich gelobt, dafür muß ich doch ein Geheimnis erfahren, aber was wollte ich denn eigentlich, als ich zu Beireis ging, als ich ihn anflehte? Nur chemische Kenntnisse suchte ich, um selbst Entdeckungen zu machen, um mir die Natur aufzuschließen, wie es der Drang meines Geistes ist. Es hat mich irre gemacht, daß Beireis selbst, daß sein Famulus von Wundern sprechen, während ich doch

das Wunder lösen, das Mögliche und Natürliche allein zu ergründen und anwendbar zu machen suche... Wohl! es sei eine Probe meiner Liebe, erzählt man doch in der Bibel, daß einer sieben Jahre gedient habe, um die Geliebte zu verdienen, ja, so will ich dem Beireis treu und verschwiegen dienen, aber hier in meiner Stube will ich fortfahren, den Stoff zu suchen, der mich aus der Armut reißen kann, ich fühle es, die Chemie ist mein Beruf, nicht umsonst hat der Anblick des Beireis in mir den mächtigen Trieb geweckt, es ihm nachzutun; was er vermag, muß auch ich durch Versuch und Beharrlichkeit erreichen können, es gibt kein Wunder, welches sich dem Verstande nicht in einfache Gesetze auflösen läßt, wie ein aufgeschlagenes Buch lockt mich die Natur, weiter und tiefer darin zu lesen.“

Schmidt warf sich sinnend auf den Stuhl und stützte den Kopf. Seine Miene wurde allmählig lebhafter, die dunkeln, seelenvollen Augen leuchteten — — „Er macht Gold, er hat es mir mit Ernst gesagt, daß er es könne, das muß ein anderer auch können, dazu bedarf es keiner besonderen, übernatürlichen Macht, die ihm das Volk so gern zuschreibt. Kann er Gold machen, dann muß es ihm gelungen sein, das Metall scheidekunstgerecht in seine Elemente zu zerlegen, das muß, das soll mir auch gelingen. Aber woher nehme ich das Gold?“

Mit lebhafter Bewegung fuhr er mehr denkend als selbstredend fort: „Ich will Gretchen um ein Goldstück bitten, Sie wird es mir leihen, daran will ich arbeiten, so lange, bis ich es in seine Bestandteile zerlegt habe.“ — Plötzlich unterbrach er sein Grübeln; „du hast einen Schmirgel geleistet“, redete er sich selbst an, „aber du gelobtest ja nur, nichts gegen andere von seinen Geheimnissen zu offenbaren, geduldig abzuwarten, bis er dich belohne, — wenn ichs herausbrächte, was ich suche, dann will ichs ihm treu offenbaren, und er wird mir früher zum Ziele helfen.“

Auf diese Weise gab sich Schmidt dem herrschenden Gedanken seines Lebens hin. In seinem festen, redlichen Charakter lag neben einer scharfen Beobachtungsgabe und einem entschiedenen Drange nach klarer Anschauung

alles Wahren zugleich eine gewisse Schwärmerei des Geistes, welche durch seine Armut und seine Liebe genährt wurde. Sein dunkles Auge verriet schon diesen Zug seiner nach voller Lebensfreiheit strebenden Seele, er fühlte für alles Mysteriöse und Wunderbare ein glühendes Interesse, nicht aber mit dem Genuße eines angenehmen Schauers und Erstaunens, sondern mit dem Eifer und dem festen Willen, das Dunkle zu durchschauen und zu begreifen. Dieser Trieb des Wissens und Erkennens hatte nun den Charakter eines schwärmerischen Suchens und Sehns, nicht sowohl durch seine Natureigentümlichkeiten allein, als auch durch die äußere Lage, in welcher er sich befand, angenommen. Seine Armut drückte ihn schon lange vorher, ehe er Gretchen kennen gelernt hatte, er fühlte den Stolz seines Geistes durch die Schranken seiner Armut gekränkt, seinen Mut herausgefordert und seine Phantasie durch die Einsamkeit angeregt; er glaubte, daß sein strebender, von Naturerscheinungen schon frühzeitig angezogener Geist die Mission habe, der Natur dasjenige abzugewinnen, was die Geburt ihm versagt hatte; hinzu war die so vielen Menschen unbegreifliche Persönlichkeit des Professors Beireis gekommen, die er nicht in ihrem Scheine des Wunderbaren, sondern in ihrem eigentlichen Kerne des Wissens anstaunte und die ihn anregte, sein Wunderbares zu verstehen, den Schatz seines Wissens für sich zu öffnen und es ihm in kluger Anwendung der Naturkenntnisse nachzutun. Armut und Liebe hatten diesem Verstandesstreben eine schwärmerische Beimischung gegeben, denn er fühlte sich überall zurückgesetzt, er entbehrte die Jugendfreuden, welche andere Studierende verschwenderisch genossen, um so fühlbarer, als ein gesundes auf Wirklichkeit sich stützendes Bewußtsein auch der sinnlichen Welt als Vermittlerin der normalen Lebenserweiterung bedarf — während seine Liebe zu dem wunderschönen, kindlichfrommen, aber im Wunderglauben erzogenen Gretchen nicht allein dieses peinigende Gefühl der Armut erhöhte, sondern in ihm auch den Drang weckte, das innere Leben dieser kindlichen Mädchenseele aufzuklären und in die Naturwirklichkeit durch sein eigenes Leben einzuführen. So war es gekommen, daß

Schmidt in Armut und Liebe zu einem Ziele gelangen wollte, das er durch Verstand und schwärmerische Bewegung seiner Seele erstrebte, er wollte auf natürlichem Wege erreichen, was Beireis zum reichen Manne machte, und in diesem Siege über das Wunder den Preis seiner Liebe verdienen.

Und in dieser Stimmung sprach er denn auch jetzt auf einsamem Dachstübchen, als er sich allmählich aus der wirren Reflexion über sein neues, in leidenschaftlicher Bewegung eingegangenes Verhältnis zu Beireis gesammelt hatte: „Ich will Gold machen, da es ihm möglich geworden ist!“

Eine andere Unterredung fand unterdessen im Beireis'schen Hause selbst statt.

Als der alte Famulus Leonhard nach Schmidts Entfernung noch kurze Zeit im Laboratorium aufgekramt hatte, verschloß er dasselbe seiner Gewohnheit gemäß und ging den langen Korridor hinab nach der anderen Seite des Hauses, wo seine Wohnung lag. Seine Frau Eleonore saß in der dämmerigen Stube und sah nachlässig in den Garten.

„Es kommt einem ganz fremd vor, daß heute keine Gläser und Tiegel aufzumachen sind“, sagte sie bei Leonhards Eintreten, „der Hofrat hat heute keine Studenten im Hörsale gehabt und auch selbst nicht gearbeitet.“

Leonhard gab keine Antwort. Die Frau merkte daran, daß er nicht ganz in zufriedener Laune sein mußte, denn sie erkannte seine Gesichtsmiene nicht deutlich mehr in der Dämmerung. Sie fuhr deshalb fort: „Die Herzöge haben aber die Berühmtheit unseres Hofrats noch recht vermehren helfen, man spricht in der ganzen Stadt davon und die Fürsten werden jetzt auch wohl in Braunschweig viel davon auf dem Schlosse bei Tafel erzählen.“

„Ich begreife den Mann nicht“, sprach Leonhard mürrisch, sein Schweigen unterbrechend, indem er sich auf den Stuhl am anderen Fenster niederließ.

„Meinst du den Hofrat?“

„Ja, den Hofrat, der zu seinem eigenen Schaden einen Narren gefressen hat in dem überklugen Studenten.“

„Ist denn wieder was zwischen euch vorgefallen?“

„Was sollte da vorgefallen sein, ist's nicht genug, daß der Hofrat sich einen Menschen auf die Nase setzt, der seine Augen überall hat, alles gern auskundschaften möchte und dabei ganz freigeistige, verruchte Ansichten hat?“

„Mein Gott! Du kannst einmal den armen Menschen nicht leiden, er scheint aber doch so ehrlich und kummervoll zu sein.“

„Das ist gerade, das unglückselige Mitleid, das der Hofrat gegen die Leute hat, das bringt ihn noch um Ansehen und Vermögen.“

„Pfui, Leonhard, wie kannst du darüber böse sein, daß er arme Studenten unterstützt, und nun gar diesen jungen angenehmen Menschen, den ich selbst von Herzen bemitleide, da er so etwas an sich hat, was einem die Seele weich macht.“

„Nein, ärgern muß ich mich, wo ich ihn sehe“, fiel der Famulus gereizt ein, „ich werde nicht eher wieder meine Arbeit mit Freude verrichten, bis ich ihn aus dem Hause geschafft habe.“

„Aber grundgütiger Himmel, du hast doch heute nachmittag selbst gesagt, daß der Student nur für die Hilfe in der Medizin vom Hofrate angeworben wäre und mit den Geheimnissen nichts zu schaffen haben solle.“

„Er ist ein Freigeist, und solche Leute bringen den Goldsegen aus dem Hause; du weißt, daß der Hofrat auf alle Schimpf, die seine Wunderkraft leugnen, daß er deswegen mit Henke, Remer, Bartels und einigen Juristen in Feindschaft lebt, und dieser Schmidt, der doch hier sich eingenistet hat, um auszukundschaften und wahrscheinlich von einem anderen Professor heimlich aufgekriegt ist, hat vorhin im Laboratorium ganz schändliche Reden geführt, die den Hofrat schon aufbringen werden, wenn ich sie ihm heute abend wiedererzähle.“

„Bester Leonhard, mache den jungen Menschen nicht unglücklich“, bat die Frau, „laß ihn doch glauben, was er will und suche ihn zu belehren.“

„Belehren? ha! das fehlte noch, ich soll ihm wohl die Geheimnisse aufdecken? Und solch' ein Mensch, der

etwas Latein versteht, dünkt sich klug genug, alles besser zu wissen.“

„Was hat er denn eigentlich gesagt, das dich so gegen ihn aufbringt?“

„Er verlächt die Wunder, leugnet die übernatürlichen Kräfte und Kenntnisse unseres Herrn, rühmt sich, daß er auch etwas entdecken könne, nennt den Hofrat einen Menschen wie alle anderen und behauptet, daß seine Geheimnisse über kurz oder lang von allen Rathedern gelehrt würden.“

„Ach, Leonhard, das ist Dummheit von ihm, er weiß es nicht besser, darum sei ihm nicht böse.“

Der Famulus schüttelte heftig mit dem Kopfe und rieb sich verdrießlich die Hände. Er wußte nämlich recht gut, daß es mit den Wundern seines Herrn eine ganz natürliche Bewandnis habe, stellte sich aber nicht nur gegen seine Frau, sondern selbst gegen Beireis, als glaube er an dessen höhere, übernatürliche Macht und fand darin seinen eigenen Stolz, daß die Welt wundergläubig Beireis anstaunte und selbst die Mithilfe des Teufels vermutete. Er übertrug im stillen einen Teil vom Ruhm seines Meisters auf sich selbst, bildete sich allmählich eine geheime Mitwissenschaft ein und redete in seiner Weise in demselben Sinne, in dem Beireis sich zu äußern pflegte. Weil dieser die Existenz des Teufels behauptete und alle, welche nicht an seine Wunderkraft und an Uebernatürliches überhaupt glaubten, „Freigeister“ nannte, so tat Leonhard als getreuer Famulus ganz dasselbe, weil Beireis bewundert sein wollte und Gold zu machen vorgab, so bewunderte ihn Leonhard pflichtschuldigst und glaubte an die Alchimie, und wenn er einmal, was jedoch selten geschah, in die Stadt zu Bekannten seines Standes kam, so wollte auch er den Geheimnisvollen spielen und fühlte sich wohl, wenn man ihn als Mitwisser und Vertrauten des von seltsamen Gerüchten umschleierten Beireis mit einer gewissen respektvollen Unheimlichkeit anstaunte.

Hieraus erklärt sich denn sein Aerger über den Studenten Schmidt, welcher das Wunder an Beireis leugnete, und dem Famulus vollends nicht die geringste Ehrfurcht wegen einer Mitwissenschaft großer Geheimnisse erwiesen

hatte. Dieses war denn auch die wahre Hauptursache seiner Abneigung und er dachte eben ärgerlich daran, als er kopfschüttelnd seiner Frau gegenüber schwieg.

„Leonhard“, begann diese nach einer Pause wieder, „du solltest den jungen Menschen an dich gewöhnen, er hat so viel Offenherzigkeit in seinen Augen; was meinst du, wenn wir ihm zuweilen das Mittagsbrot gäben? Der magere Freitisch ist eben nur auf den Hunger berechnet, und er scheint keine menschliche Seele in der Stadt zu haben, die sich seiner annimmt.“

„Nein!“ rief Leonhard barsch, „Der wird schon wissen, wo ers hernimmt. Ich habe mich auch schon unter der Hand nach ihm erkundigt, der Schuster, wo er wohnt, hat im Wirtshause erzählt, daß er Teufelskünste treibe, also, er verstellt sich hier bei uns nur.“

Die Frau stand unbefriedigt auf, um Licht anzuzünden.

„Ist jemand hier gewesen?“ fragte Leonhard schnell, als er beim aufflammenden Schwefelholze auf dem Tische die Reste von Obst liegen sah.

„Ja, die Eva Müllerin war nachmittags eine Stunde lang hier, seit den acht Tagen, daß sie wieder in Helmstedt ist, das erste mal; das muntere, hübsche Mädchen dauert mich, es hat bei meiner grämlichen Schwester auch keine guten Tage. Eva war recht unglücklich darüber, aber zum Glück hat ihr der Himmel ein so aufgewecktes Temperament gegeben, daß sie mitten in der Verzweiflung lachen und schäkern kann. „Ach!“ seufzte sie, „wenn mich doch ein Mensch heiraten wollte, damit ich nur von Hause wieder fortkäme, wahrhaftig! ich nähme sogar einen Studenten oder den Teufel wohl selbst.“

„Mit solchen Gedanken wird sie bald zu Falle kommen“, brummte Leonhard schläfrig.

„Die Studenten streichen auch schon fleißig vor dem alten Hause an der Stadtmauer vorbei“, fuhr die Frau listig lächelnd fort, da sie große Lust an den Liebesabenteuern ihrer Nichte verspürte; „auch hat sie mir erzählt, daß oft des Abends eine Gestalt am Hause laure, die auf den weißen Kalksteinen der Mauer auch im Dunkeln deutlich zu erkennen sei und starr nach dem Fenster auf-

blicke, auch freundlich winke, wenn Eva sich aus übermütiger Neckerei oder um die Furcht zu überbieten, einmal aus dem Fenster neige; sie beschrieb mir diese Gestalt, die ihr anfangs große Furcht gemacht habe, ausführlich, sie meinte, wenn es einen Teufel gäbe, so wäre es dieser Unbekannte, denn sie empfinde in der Furcht eine so große Unruhe und Sehnsucht, abends ans Fenster zu treten, daß sie jedenfalls durch eine heimliche Macht beherrscht und angezogen werde. Und was meinst du? Aus der Beschreibung kann es kein anderer als unser Junker sein, es paßt alles genau auf ihn.“

„Du hast sie doch gewarnt?“ fragte Leonhard schnell.
„Du hast ihr doch das Unpassende nachdrücklich vorgehalten?“

„Ei bewahre, wenn nur aus der Geschichte etwas würde, der Junker Walter ist reich und vornehm, Evas blaue Augen sind auch Geldeswert, ich habe gesagt, daß ich in jener Gestalt den Junker aus unserem Hause vermute und da hat sie mir lachend eingestanden, daß dieselbe Gestalt sie vor acht Tagen anfangs wie ein Schattenbild auf unserer Hausflur, dann auf ihrem Heimgange durch den Garten erschreckt und verfolgt und auch an demselben Abende unter ihrem Fenster sich gezeigt habe.“

„Das geht platterdings nicht, das dulde ich nicht“, sagte Leonhard mit Nachdruck, „aus solcher Bekanntschaft geschieht beiden Menschen Schaden.“

„Ei, wenn aber Eva das Glück hätte, dem Junker zu gefallen, man hat Beispiele, daß . . .“

„Wenn er nun wirklich der Teufel wäre?“ fiel Leonhard ein, „die Leute in der Stadt glaubens doch.“

„Ach, was sprichst du heute!“ erwiderte die Frau ebenso ungläubig, wie über ihren Mann verwundert, „wenn du nicht gut bei Laune bist, dann machst du es noch schlimmer als unser Hofrat, sobald er die Leute zum besten hat.“

Leonhard sah seine Frau auf diese Antwort groß an.

In der That hatte diese ihren Mann ganz recht beurteilt, denn derselbe war nur dann mißlaunig, wenn seinem Herrn oder ihm als Gehilfen nicht die gehörige Ehre, die jeder auf seine Art forderte, erwiesen wurde.

Dann hatte er keine andere Aeußerung seines Kerkers, als das Wunderbare zu verteidigen und selbst gegen seine Frau das Alltägliche und Wohlbekannte geheimnisvoll zu machen. Aus demselben Grunde, aus welchem er gegen den Studenten Schmidt aufgebracht war, fühlte er auch gegen Eva Müllerin eine Abneigung, auch sie glaubte nicht an die Wunder und verlachte sie sogar mit lieblichem, schelmischem Munde. Hatte Leonhard vor acht Tagen, als Eva zum ersten Male da gewesen war, zu seiner Frau gesagt, daß der Junker ein schlechter Mensch ohne geheime Macht sei, so fühlte er sich heute in seiner verdrießlichen Laune angetrieben, das Gerücht der Leute zu verteidigen und seine Frau an der Person des Junkers selbst irre zu machen.

„Weiß Eva, daß er hier im Hause wohnt?“ fragte Leonhard.

„Ich habe es ihr heute gesagt“, erwiderte die Frau, „aber auch, daß er seit gestern verreist sei und erst nach mehreren Tagen wiederkommen werde.“

In diesem Augenblicke hörte man einen Wagen über das Straßenpflaster rasseln und vor der Haustür still halten.

„Das ist der Hofrat“, sprach Leonhard schnell, indem er von seinem Stuhle am Fenster aufsprang, ein Wachlicht anzündete und eben die vordere Hausflur erreicht hatte, als der Glockendraht gezogen und durch den Drücker in der Jamulus-Stube von der Hand der Frau Leonhard der Kiegel geschoben wurde. Beireis war von seinem Krankenbesuche auf dem Lande zurückgekommen, Leonhard holte Instrumenten- und Medizinkasten aus dem Wagen und trug diese hinter dem Herrn her in dessen Studierstube.

„Ist nichts passiert?“ fragte Beireis, indem er seinen Hut auf den Stuhl im Vorzimmer warf und dann rasch auf die zweite Stube zutrat.

„Wie man es nehmen will“, antwortete Leonhard mürrisch.

Beireis blieb in der Tür stehen und sah den Jamulus erwartungsvoll an. Als dieser nicht gleich mit der Sprache herauskam, fragte er, vollends in die Studier-

stube eintretend: „Was spricht man in der Stadt von dem Besuche der Herzöge bei mir?“

„Ich habe nichts erfahren, da ich nicht aus dem Hause gekommen bin“, erwiderte Leonhard, und nach kurzem Besinnen fuhr er fort: „aber ich habe mich im Laboratorium viel ärgern müssen . . . über den Studenten Schmidt.“

„Was will er?“ fragte Beireis hastig.

„Herr Hofrat, der Mensch ist ein Freigeist“, hob Leonhard mit großer Wichtigkeit an, „er hat gefährliche Reden gegen mich ausgestoßen, er . . .“

„Run?“ fiel Beireis ungeduldig ein, „nur heraus damit!“

„Er hat den Glauben an Ihre Wunderkraft für Volksaberglauben ausgegeben, hat gesagt, daß alle Ihre Geheimnisse natürlich wären und deshalb auch jedem andern Naturforscher früher oder später offenbar werden müßten — daß . . .“

Hier stockte Leonhard plötzlich, da er den Hofrat listig lächeln sah, während er vermutet hatte, daß derselbe in zornige Aufregung geraten würde.

„Run? was weiter?“

Leonhard sah verwirrt und grämlich dem heitern Mann ins spöttisch lächelnde Gesicht. Dann erzählte er mit anklagender, bitterer Betonung und Ausführlichkeit die Unterredung, welche am nachmittag der Student Schmidt mit ihm gehabt hatte und seine Stimme wurde um so feindseliger, je zerstreuter und gleichgültiger Beireis zuhörte, ohne die mindeste Gereiztheit zu zeigen oder seine listige, muntere Miene zu verlieren. Als Leonhard geendet hatte und nun eine Antwort in seinem Sinne erwartete, sagte Beireis schnell und gleichgültig: „Sage deiner Frau, daß sie mir altes Weißbrot besorgt, ich will essen.“

Leonhard sah befremdet den sich abwendenden Hofrat an, seine bleichen Gesichtszüge verrieten eine ungewöhnliche Spannung; plötzlich drehte er sich um und entfernte sich mit stillem Troge aus dem Zimmer. Der Gedanke, daß Schmidt vielleicht ein vertrauteres Werkzeug des Hofrats geworden sei und demselben gar schon näher

stehe, als er selbst, der alte, getreue Famulus, regte seine kränkliche, von Nachtwachen, Laboratoriumdienst und Ehrgeiz höchst reizbare Natur zu einem wirklichen Hass gegen den Studenten auf, aber er verschwieg und verbarg seiner Frau, als er in die Wohnstube wieder eintrat, um die Bestellung auszurichten, die innere Aufregung und ihre Ursache, setzte sich an den vorhin verlassenen Platz am Fenster und überließ sich unter dem Scheine einer mürrischen Laune seinem stillen Aerger.

Als Beireis, nach der Entfernung seines Famulus allein in der Studierstube sich befand, schritt er mit untergeschlagenen Armen umher und schien über etwas nachzusinnen, das seine Klugheit aber mit stillem Triumphe beherrschen mußte, da er eine freudige, schlaue Miene dabei gemann. Inzwischen redete er mit sich:

„In diesem Schmidt steckt ein gut Stück von mir selbst, ich fühle eine besondere Zuneigung zu dem jungen Manne, er würde auch Entdeckungen machen können, die andere auf dem langsamen Wege der Forschung vielleicht erst nach fünfzig Jahren finden mögen — er würde auch klug genug sein, das Wissen zu Gelde zu machen . . . es darf aber nur einen Beireis geben — darum will ich ihn zu meinem Gefangenen machen durch Schmeichelei und Hoffnung. Er liebt, das ist genug, ihn dem nüchternen Verstande zu unterwerfen . . . er ist ehrlich, das ist eine Bürgschaft, ihn zu meinen Zwecken zu gebrauchen, nun, und sein verheißener Lohn? Sm! ich will ihn auf die Probe stellen, bewährt er sich treu gegen mich, dann will ich ihn zum vertrauten Gehilfen meines Essiggeheimnisses machen, dessen eigene Ausführung mir doch zu lästig wird. Der alte Schlosser lernt ihn kennen, das Mädchen wird ihm Ziel und Lohn bleiben — ha! ha! das Goldmachen erfährt er dann später.“

Beireis rieb sich pfeffrig die Hände, summt eine lustige Melodie vor sich hin, ohne sich um das Eintreten der Frau Leonhard zu bekümmern, welche ihm den Tisch servierte, an welchem er, als es eben neun schlug, sein einfaches, sehr mäßiges Abendbrot verzehrte.

Er hatte sich eine Viertelstunde später eben zum Brieffschreiben an seinen Kommissionsär Thiedemann in

Hamburg niedergesetzt, als die Hausglocke ertönte und bald darauf Frau Leonhard in die Stube trat, um zu melden, daß ein Aufwärter aus dem Gasthose zum „Erbsprinzen“ gekommen sei, um ihn zu einer kranken Dame zu rufen. „Ich will den Boten selbst sprechen“, erwiderte Beireis, ohne vom begonnenen Schreiben aufzublicken. Frau Leonhard ging hinaus und wies den Aufwärter in die Stube, deren Vorzimmer er mit furchtsamem Umher spähen betrat, während die Frau ihm leuchtete; mit bangem Respekte vor dem geringfügigsten Gegenstande, wodurch er verriet, daß auch ihn das Gerücht über die Wunder dieses Hauses erfülle, trat er besangen zu dem Hofrat und brachte seine Bestellung vor.

„Was für eine Dame ist das?“ fragte Beireis kurz.

„Eine Fremde, die erst heute nachmittag von weit her gekommen ist und sich sogleich nach Ihnen erkundigt hat.“

„Wie heißt sie?“

„Das weiß ich noch nicht, aber sie soll eine steinreiche Gräfin sein, die nur nach Helmstedt gekommen ist, um bei Ihnen eine Kur zu nehmen.“

Beireis, welcher bei dieser Frage noch geschäftig fortgeschrieben hatte, hielt inne und sah den Boten an.

„Hat sie Bedienung, eigene Equipage?“

„Sie kam ganz allein mit Extrapost vorgefahren und hat sich bald zu Bett gelegt.“

Beireis wollte mit gleichgültiger Miene fortschreiben, während er fragte: „Woher wißt Ihr, daß die Fremde reich ist?“

„Sie hat meinem Herrn gesagt, daß sie das beste Logis wünsche, alles Bettzeug ist ihr nicht fein genug gewesen, sie trägt goldene Ketten und Ringe und hat viel vornehmes Wesen.“

„Ich werde gleich kommen und die Kranke besuchen“, sprach Beireis, und der Aufwärter entfernte sich und wurde von der draußen wartenden Frau Leonhard aus der Haustür gelassen.

Nachdem Beireis den Brief, welcher einmal begonnen war, vollendet hatte, stand er vom Sessel auf, nahm das Licht mit sich in das Vorzimmer, wo er den Hut auf-

stülpte und, die Wachskerze brennen lassend, im Fortgehen die Tür verschloß. Auf dem Hausflur stand im Sintergrund mit unzufriedener Miene der Famulus.

„Ich komme gleich wieder“, rief Beireis, „bleibe doch bis dahin, diese Nacht schlafe gehörig aus, da morgen wieder viel Arbeit ist“. Damit eilte er aus dem Hause.

Den Gasthof zum „Erbprinzen“ hatte er in kurzer Zeit erreicht; dem Wirt desselben war es durchaus nichts neues, daß wohlhabende Fremde bei ihm abstiegen und auf längere Zeit sich einmieteten, um die ärztliche Hilfe des Hofrats Beireis zu gebrauchen; er hielt sich deshalb immer darauf vorbereitet und auch jetzt befanden sich außer der neu hinzugekommenen Dame bereits zwei andere Personen seit Wochen im Gasthose zur ärztlichen Wiederherstellung ihrer Gesundheit durch den weit berühmten Hofrat.

Dieser trat vor die von mehreren Bürgern belebte Gaststube, an deren Tür ihm der Wirt mit großer Ehrerbietung entgegenkam und ihn in sein Rechnungsstübchen führte, wo die ehrfurchtsvolle Gebärde des Wirtes mehr einer vertraulichen Umgangsform wich, aus der man auf eine nähere Bekanntschaft beider Personen schließen durfte. „Seien Sie willkommen, Herr Hofrat“, sagte der Wirt, „eine wunderschöne Patientin wartet auf Ihre Kunst.“

„Erzählen Sie mir von ihr. — Sie wissen, ich liebe es, erst etwas Tatsache von völlig fremden Personen unter der Hand zu erfahren.“

„Die Fremde nennt sich Gräfin Gertrude v. Seckensbücker, stammt aus vornehmem Hause in Sachsen und ist sehr schön und gegen jedermann gnädig.“

„Haben Sie nicht erfahren können, welches Uebel sie hierher führt?“

„Als meine Frau sie auf ihre Zimmer begleitete, hat die Fremde über Schmerz am Herzen, große Beklemmung und oft wiederkehrende Angst geklagt und daß alle Badekuren vergeblich gewesen wären.“

„Nun? was hat sie besonderes, was trägt sie von Symptomen an sich?“ fragte Beireis ungeduldig.

„Das hat meine Frau nicht ausfragen können. Bei den beiden Herren, die Sie in meinem Hause kurieren, habe ich bald herausgehört, was sie klagten. Hi! hi! sie waren ganz erstaunt, daß Sie gleich beim Eintreten, auf den ersten Blick, ihren Zustand ganz genau bezeichnet, haben und lassen sich darauf totschlagen, daß Sie mehr als ein gewöhnlicher Mensch sehen könnten.“

„Ja, ja, das sind so kleine praktische Kniffe, um das Vertrauen der Kranken schnell zu gewinnen; eine Medizinerin, mit Vertrauen eingenommen, wirkt sicher und schnell. Also in der Brust sitzt der Dämon das Uebel? Hat sie schon Ärzte gebraucht?“

„Sie hat beiläufig meiner Frau gesagt, daß sie vor einem Jahr etwas Blut ausgeworfen und vor vier Wochen am Magenkrampf gelitten habe.“

„Hm! — ist das alles?“

„Ja.“

„Leuchten Sie mir, ich will zu ihr gehen — wo liegt sie?“

„Auf Nr. 1.“

„Gut, ist sie ganz allein?“

„Sie hat allein sein wollen.“

Beireis schritt sogleich aus dem Stübchen die Treppe hinauf, winkte dem Wirt, an der Tür des Zimmers angekommen, zurückzubleiben und klopfte an. Eine sanfte Stimme im Zimmer rief „herein“.

Auf einem sauber überzogenen, weißen Bette, vom milden Schein einer Lampe erleuchtet, saß eine weibliche Gestalt im weißen Schlafgewande und sah mit lebendem Lächeln den Eintretenden an. Es schien, als wären beide Personen über den ersten Anblick erstaunt, als suchten sie die prüfende Beobachtung der Erscheinung gegenseitig zu verbergen.

„Sie haben nach mir verlangt, meine Gnädige — ich bin der Hofrat Beireis“, sprach dieser und zog ohne Umstände den Stuhl nahe an das Bett, um sich niederzulassen. „Nicht wahr, ich habe das Vergnügen, mit der Frau Gräfin“ Hier hielt Beireis absichtlich inne.

„Gertrude von Seckendörfer“ setzte die Dame sanft hinzu und warf dem Arzt einen langen schmachtenden

Blick aus dunklen, seelenvollen Augen zu. „Ach!“ seufzte sie dann, indem sie die liebliche kleine, mit Brillanten geschmückte Hand in der Miene holder Verschämtheit auf den vom Gewande halbbedeckten Busen legte, „ach! ich leide viel und Ihr Ruf hat in mir ein großes Vertrauen geweckt, es ist schmerzlich, so früh dem Leben entsagen zu müssen und — hinzumelden!“

Dieses letzte Wort betonte die Dame mit besonderem Schmerz und ihre Miene nahm eine bezaubernde Traurigkeit an. Beireis schob die Lampe auf dem Tische weiter heran, damit das Licht heller über die Gestalt der Kranken fiel, rückte seinen Stuhl noch näher, faßte die eine, auf dem Knie der Dame ruhende Hand, um den Pulsschlag zu fühlen, sah ihr dabei horchend und spähend in das Gesicht und blieb einige Minuten in dieser Stellung, während die Gräfin ihn mit einer schmelzenden, schmerzlichen Hingebung vertrauensvoll anlächelte.

„Meine Gnädige“, sprach Beireis plötzlich, „Ihr Uebel sitzt in der Brust, Sie leiden an Angst, Herzklopfen, haben, wie ich aus gewissen Spuren erkenne, vor Jahresfrist Blut ausgeworfen — und wenn meine Diagnose der Krankheit eine richtige ist, so müssen Sie auch vor noch nicht langer Zeit am Magenkrampf gelitten haben.“

Die sanfte, leidende Zuversicht in der Haltung der Dame war während dieser Worte in die Gebärde des größten Erstaunens übergegangen, jede neue Aeußerung des Arztes empfing sie mit einem gewissen freudigen Schreck der Ueberraschung, wobei sie sich selbstvergessen nahe zu dem Hofrat hinbeugte und, als dieser schwieg und sie mit dem scharfen Blick des Menschenkenners ansah, da drückte sie seine Hand mit der Inbrunst eines Herzens, das endlich das Ziel heißer Wünsche gefunden hat, und mit Leidenschaft hauchte sie die Worte: „O! wie preise ich mein Schicksal, das mich zu Ihnen geführt hat, bewunderungswürdiger Mann! Sie haben meinen Zustand mit seltsamem Seherblick erkannt, nun werden Sie mich heilen!“

Bei dieser aufgeregten Bewegung ihres Körpers hob sich der weiße, reiche Busen höher aus dem Battistengewande und als Beireis seine Blicke darauf richtete,

goß sich plötzlich eine reizende, verschämte Verlegenheit über die ganze Gestalt des schönen Weibes und in dieser holden Verwirrung einer mädchenhaften Scham, die Bedeckung des Busens vergessend, schob sie eine herabfallende Locke des braunen, pudersfreien Haars unter das mit Spitzen besetzte weiße Tuch, welches über den Kopf gebunden war.

„Meine Gnädige, haben Sie Kinder?“ fragte Beireis ohne Umstände.

Eine neue Verlegenheit kam über ihr Antlitz, sie blickte auf den Schoß nieder, atmete tief und hauchte dann ein schmerzliches, zögerndes: „Nein!“

„Nicht? — Aber doch verheiratet?“ fragte Beireis ziemlich plump.

Die Dame hatte, während sie scheinbar in ihren Schoß niederblickte, die schönen Augen einige Sekunden lang unbemerkt, aber mit prüfender Festigkeit, auf Beireis gerichtet, als dieser gerade vor sich hinsah und sich die Hände rieb. Schnell aber wurde bei des Hofrats Aufrichten und Erwartung einer Antwort ihr Blick schmachtend, hilfseuchend, glühend und zuletzt wieder leidend und verschämt, indem sie seufzend sprach: „Ich war verheiratet — ach! das ist meine Krankheit!“

Beireis horchte auf. „Wie meinen Sie das? Haben Sie viel Kummer gehabt, meine Wertgeschätze?“

„Mein Vertrauen zu Ihnen, dem Arzt, dessen Scharfblick ich bewundere, erlaubt mir, von meinen Verhältnissen zu reden“, erwiderte die Dame mit einer reizenden Zutraulichkeit. „Ich wurde gegen meine Neigung mit einem Manne verheiratet, der es nur auf mein Vermögen abgesehen hatte; nach einem halben Jahre trennte uns das Gericht und der Kummer über den gewaltsamen Verlust innerer und äußerer Lebensgüter zog mir eine schwere Krankheit zu, aus welcher mein jetziger Zustand zurückgeblieben ist.“

„Also auch Ihr Vermögen haben Sie bei dieser unglücklichen Heirat eingebüßt?“ fragte Beireis mit einer schlauen Teilnahme.

Die Gräfin lächelte sanft den Hofrat an und kispelte:

„Nun, ich habe noch viel gerettet, um standesgemäß oder vielmehr reich zu leben.“

Diese Aeußerung schien das ärztliche Interesse des Hofrats mehr anzufrischen, aber auch die angenehme Erscheinung der Kranken blieb nicht ohne Wirkung auf ihn. Es war überhaupt eigentümlich, wie beide Personen sich gegenseitig beobachteten und ihr Interesse an einander zu verbergen suchten. Die Dame spielte hierbei eine doppelte Rolle. Wenn sie sich von Beireis beobachtet wußte, dann erschien sie leidend, hingebend, holdverschämmt und voll Vertrauen zu ihrem Arzte, wurde sie aber von seinen Blicken nicht getroffen, dann beobachtete sie ihn und seine Manieren mit Neugierde und einer gewissen Gewandtheit. Sein Eintreten schien sie bereits überrascht zu haben, sie sah mit Befremdung und forschender Spannung die Erscheinung und Manier des Mannes an, ihre Blicke fielen heimlich auf seinen müllersfarbigen Tuchrock mit den großen Aufschlägen und Schößen, auf die langtaschige Weste, die langen schwarzen Strümpfe und hochklappigen Schuhe mit den kleinen runden Schnallen; bald war es die weiße Ziegenhaarperücke mit den Seitenlocken und dem kleinen Knoten hinten, bald die schmale weiße Halsbinde mit der großen Silberschnalle im Nacken, welches ihre verstohlene Aufmerksamkeit fesselte. Wenn diese Kleidung in die Miene der Dame mitunter einen Anflug von spöttischer Befremdung brachte, wenn seine etwas gebückte Haltung und vorsichtige Bewegung die heimlich Spähernde zu einer stillen Abschätzung seines ungefähren Alters anregte, so schien doch sein lebhaftes feuriges Auge, sein blaßes, kluges und bewegliches Gesicht einen günstigeren Eindruck auf die Fremde zu machen.

Während diese auf heimliche Weise den Mann beobachtete, aber, sobald sie seinen Blicken ausgesetzt war, die Leidende und sanft Vertrauende spielte, verriet auch Beireis ein doppeltes Interesse an der Dame. Zunächst war es die ärztliche Ehrsucht, welche ihn leitete, schnell das Vertrauen der Kranken zu gewinnen, weshalb er auch die praktischen Kunstkniffe benutzte, um durch seinen ärztlichen Scharfblick zu imponieren, allmählich aber regte sich in ihm ein zweites Interesse, welches die Erscheinung

und das Benehmen der Dame erweckt hatte. Er mußte sich eingestehen, daß dieselbe bildschön sei, daß ihre verschämte Hingebung, ihr schmachtender Blick, ihr hilfesuchendes, bittendes Lächeln, ihr jugendliches Unglück, der Reiz ihres Geheimnisses und ihres hohen Standes, ebensowohl die Wirkung der Neugierde wie der angenehmen Teilnahme in ihm angeregt habe. Mit verstellter Ruhe ärztlicher Beobachtung lenkte er seine Blicke auf das schöne, weiße Antlitz, dessen dunkle Augen und Brauen in einem angenehmen Verhältnisse zum kleinen, roten Munde sich darboten; er behielt ihre Hand länger in der seinigen und betrachtete sie mit mehr als nur anatomischem Interesse, er ließ den Blick über ihren weißen, verrätherischen Busen, über die ganze üppige Form des Gewandes und der angedeuteten Linien der Glieder, über den zierlichen Fuß, der auf einer Fußbank ruhte und dadurch das runde Knie hervorhob, hinschweifen und diese Momente eines sinnlichen Wohlgefallens waren es besonders, in welchen die Gräfin ihn selbst forschend und mit geheimer Befriedigung beobachtete.

„Haben Sie Ihren Aufenthalt auf länger hier berechnet, meine Werte?“ fragte Beireis freundlich.

„Ach!“ seufzte sie, „die Zeit befrage ich nicht, wenn Sie mir nur helfen können!“

„Sie werden gründlich geheilt, das verspreche ich Ihnen, aber es wird nicht schnell gehen, Ihr Uebel sitzt tief in den Nerven.“

Die Gräfin blickte den Hofrat groß und lange an; es war nicht zu unterscheiden, ob ihr lachender Blick der Ausdruck dankbarer Bewunderung, glücklicher Rührung oder eines ungläubig lächelnden Spottes war, plötzlich aber faßte sie die Hand des Arztes und sprach sanft, von einem fast verliebten, schmeichelnden Blicke begleitet: „O! wie ich so seltsam mich zu Ihnen hingezogen fühle, bewunderter Mann! Bemitleiden Sie meine Jugend, meine Ansprüche an das Leben, helfen Sie mir durch Ihre Kunst, Sie sollen reich belohnt werden. Also mein Uebel sitzt tief? Ach! wie schreckt mich das!“

Dieser Blick und heiße Handdruck, den die Bewunderung durch Worte begleitete, brachten bei Beireis eine ge-

heime Gefühlsbewegung hervor, die sich durch einen raschen Gegendruck der Hand und ein sinnliches Wohlgefallen in der Miene verriet. Es regte sich zugleich die Eitelkeit seines Charakters, da ein schönes Weib ihm so schnell vertraute und durch seinen ärztlichen Ruf aus weiter Ferne hergeloct worden war.

„Ich werde Sie gründlich heilen, nur Geduld und Zeit, meine Gnädige“, sagte er schnell und blickte nach dem Tische, wo Papier und Schreibzeug vom Wirte bereits hingelegt waren. „Einstweilen beginnen Sie die Kur mit einem Vorbereitungsmittel“, fuhr er fort, während er den Stuhl an den Tisch zurückschob und die Feder nahm, um ein Rezept zu schreiben. Mit kühner, rascher Handschrift war dieses bald geschehen, er warf die Feder weg, überschlug das Geschriebene und sprach: „Nehmen Sie vorläufig alle zwei Stunden fünfzehn Tropfen.“

Die Gräfin hörte die Verordnung, welcher noch einige diätetische Regeln folgten, mit einer lächelnden Zerstreuung an, da sie in diesem Augenblicke wieder den auf das Rezept sehenden Arzt scharf beobachtete, als lauiere sie ihm irgend einen neuen Zug, eine Schwäche oder Eigentümlichkeit ab.

„Gute Nacht, morgen sehen wir uns wieder“, sprach Beireis dann, den Hut ergreifend, und die Dame hauchte ihm ein schmachtendes, sehnüchtliges: „Gute Nacht!“ nach und seufzte: „Ach! Ihre Gegenwart ist mir Trost!“

Raum war Beireis fortgegangen, als die Miene der Leidenden sich in ein spöttisches Lächeln verwandelte; gleichgültig und geringschätzend sah sie das Rezept auf dem Tische an, dann warf sie sich mit Behendigkeit der Länge nach über das Bett, legte beide Hände unter den Kopf und während die dunkeln Augen schelmisch und lebhaft unter die Zimmerdecke gerichtet waren, dehnte sie in sinnlicher Ueppigkeit ihre schönen Glieder aus und mit einem Seufzer der Langenweile flüsterte sie beinahe kichernd: „Mein Uebel sitzt tief — — O! der kluge Mann — —, wie gewiß er das erkannte — ha! ha! Blutspeien, Magenkrampf . . . er soll alles kurieren!“

Beireis war unterdessen die Treppe hinab zu dem Wirte auf der Hausflur gekommen, welcher bereits auf

seine Wiederkehr gewartet hatte. „Die Gräfin ist sehr krank“, sagte Beireis, „ich habe ihr Medizin verschrieben, bemerken Sie genau beim Ausfragen der Aufwärterin, welche Zufälle eintreten, auch die geringfügigsten, ich muß das wissen, denn man kann eine Dame nicht um alles fragen.“

Der Wirt nickte schelmisch und wohlverstanden, und Beireis eilte, mit Wohlgefallen an die schöne Erscheinung der vornehmen Kranken denkend, seinem Hause auf den benachbarten Edelhöfen zu.



Viertes Kapitel

Das große, wenn auch altertümliche Haus auf dem Marktplatz zu Helmstedt, an dessen ausgebautem Fenster des mittleren Stocks gewöhnlich Gretchen Schloffer zu sitzen pflegte, deutete schon durch den Verkehr auf der weiten Hausdiele, durch die hohen Kornböden, durch die zu den Höfen und Hintergebäuden führende Einfahrt und das Aus- und Eingehen vieler Personen auf ein bedeutendes Geschäft des Eigentümers hin. Seit Jahresfrist war dieser Verkehr aber plötzlich und für das Publikum unerwartet, jedoch still und klug vorbereitet, um ein Bedeutendes vergrößert worden, denn Herr Christoph Schloffer hatte neben seinem Kornhandel eine große Essigfabrik angelegt, welche bedeutende Sendungen nach auswärts lieferte und auch in der Stadt selbst nach einiger Zeit immer mehr Vertrauen und Absatz fand. Diese Essigfabrikation hatte der Helmstedter Einwohnerschaft zu den seltsamsten Gerüchten Veranlassung gegeben; man wollte wissen, daß der Essig nicht auf gewöhnliche natürliche Weise bereitet werde, daß in den Räumen, wo seine Fabrikation stattfinde, nicht die gebräuchlichen Einrichtungen vorhanden wären und die natürlichen Prozesse der sauren Gährung nicht erfüllt würden, und alsbald hatte der Volksglaube die seltsamsten Vermutungen und Ansichten darüber gefaßt.

Er war nämlich bekannt geworden, daß der Professor Veireis nach dem Tode der Frau Schloffer, einer strenggläubigen, in den Händen orthodoxer Geistlicher befindlich gewesenen Frau Zutritt in diesem Hause als Arzt erhalten und bald ein Geheimnis mit dem Kornhändler getrieben habe; man wollte wissen, daß er diesen in die unselige Kunst, reich zu werden, eingeweiht, ihm die Macht, über die Naturkräfte zu herrschen, gelehrt und ihn gegen große Summen Geldes unterrichtet habe, einen Essig zu bereiten, der feinesgleichen nicht finde und wie

durch ein Wunder so schnell hergestellt werde, wie es auf gutem, natürlichem Wege keinem frommen Christen möglich sei. Dieses Gerücht wurde von den übrigen Essigbrauern, namentlich dem Bürger Fehse auf der Kornstraße, welcher zugleich englisches Bier bereitete und eine Trinkstube hielt, mit wunderlichen Zusätzen vermehrt und verbreitet, da Geschäftsneid und Aerger darüber, daß Schlossers Essig immer mehr den Preis davontrug und vom Auslande her bestellt wurde, die neue Erwerbsquelle dieses bereits übermütigen Mannes mit wachsender Mißgunst betrachteten. Man hatte den Essig einen „Teufelsessig“ genannt, um das Volk furchtsam vor dem Gebrauch desselben zu machen, hatte erzählt, daß er unmöglich durch natürliche gute Mittel hergestellt werden könne, da er nicht durch die Gährung und in der von Gott festgesetzten Zeit gewonnen werde, und erklärte, seine merkwürdige Schärfe als eine Zutat von Hölle Feuer, zumal man nicht begriff, woraus er fabriziert wurde, und nicht sah, daß die gewöhnlichen Stoffe anderer Brauer in Schlossers Haus eingeführt würden. — Die große Güte dieses Essigs hatte aber denselben allmählich auch in der Helmstedter Einwohnererschaft zu großem Absatz gebracht, indem die abergläubische Furcht dem Eigennutze der Leute wich, welche behaupteten, daß ein Tropfen dieses Essigs ebenso wirksam sei, als ein Viertelmaß von dem Produkte des Brauers Fehse.

Die Sache verhielt sich aber folgendermaßen: Professor Beireis hatte in seinem Laboratorium die wichtige Entdeckung gemacht, aus Spiritus und Obst auf eine ungewöhnlich schnelle Weise einen Essig herzustellen, der von ganz besonderer Güte war. Es lag aber nicht in Beireis Charakter, diese Entdeckung, ebenso wie seine anderen chemischen und physikalischen Kenntnisse, zum öffentlichen Gemeingute der Wissenschaft zu machen, sondern er betrachtete sie als ein Geheimnis, welches die Bewunderung der großen Menge vermehren und ihm neue Geldsummen eintragen sollte . . . Obgleich die übrigen Professoren der Universität nicht an seine Wunderkraft glaubten und in der Vermutung immer sicherer wurden, daß diese heimlichen Entdeckungen im Gebiete der Naturkenntnis die

eigentliche Quelle seines Vermögens und deshalb dasjenige sei, was er sein „Goldmachen“ zu nennen pflegte, so herrschte im Volke dennoch zu sehr der Wunderglaube und die Lust am Uebernatürlichen, als daß Beireis nicht ein staunendes, gläubiges Publikum gefunden und seinen Ruf als Wundermann einträglich gemacht haben sollte. Man konnte seinen rasch zunehmenden Reichtum nicht anders erklären, er galt daher als Goldmacher und ein mit übernatürlichen Kräften begabter Mann, und das Volk war bald geneigt, an ein Verhältnis mit dem Teufel zu glauben, dessen Dasein auch noch vielfältig von Ranzeln und akademischen Lehrstühlen herab behauptet wurde.

Als Beireis seine Entdeckung gemacht hatte, auf schnelle, geheimnisvolle Weise Essig zu bereiten, ohne die Zeit und die umständlichen Gerätschaften und Arbeitskräfte der bisherigen Fabrikation nötig zu haben, war es sein erster Gedanke gewesen, diese Entdeckung für sich nützlich zu machen und sein scharfes Menschenkenner-Auge suchte sich den rechten Mann aus, um durch ihn das Geheimnis zu Gelde und in gutverzinstem Kapitale anzulegen. Diesen Mann hatte er in dem Kornspekulant Christoph Schlosser gefunden, der sein Geld über alles schätzte, stolz darauf war und nichts weiter als Rechnen verstand.

Während seiner Ehe mit einer abergläubischen, von Geistlichen beherrschten Frau, die er nur ihres Vermögens wegen geheiratet und deren Herz und Hand er durch wohlberednetes Beten und Kirchengehen erhalten hatte, war er scheinbar ein religiöser Mann gewesen; nach ihrem Tode aber hatte er seinen längst gehegten Wunsch, mit Beireis in nähere Verbindung zu treten, durch dessen Annahme zum Hausarzte schnell ausgeführt und als nun bald darauf die Essigfabrikation begann, redete das Volk viel von einem Bündnisse mit dem Teufel, dem bald die wunderbarsten Gerüchte namentlich seitens der älteren Essigbrauer hinzugebichtet wurden.

Beireis war aber schlau genug gewesen, dem selbstsüchtigen Schlosser nicht den Grund des Geheimnisses zu entdecken. Er hatte ihn gegen den bündigen Kontrakt

einer jährlichen Summe baren Gewinn-Anteils veranlaßt, in seinem Hintergebäude die Anlage der neuen Essigfabrikation zu machen und den Verkauf des Produktes zu übernehmen, dabei aber gebrauchte Weireis die Vorsicht, sich selbst unentbehrlich zu machen, und er ging deshalb fast täglich in das Schlossersche Haus, um, seiner Angabe nach, die letzte Hand an das Produkt zu legen und geheime Stoffe hinzuzutun. Niemand außer ihm, Schlosser und einem durch Furcht und Dummheit von aller Neugier zurückgehaltenen alten Hausknechte, war der Zutritt in die Räume der Fabrikation gestattet, Schlosser selbst hatte zwar öfters heimlich ohne Hilfe des Professors die Herstellung des Essigs versucht, aber nicht mit Erfolg und glaubte deshalb ebenfalls daran, daß Weireis erst persönlich den Prozeß der seltsamen Essigbildung vollenden müsse. Dieser fast tägliche Gang zu Schlosser wurde aber mit der Zeit dem vielbeschäftigten Professor lästig, und als er kürzlich den Studenten Schmidt so freundlich aufgenommen und, trotz Leonhards Mißtrauen, zum Gehilfen gemacht hatte, da war ihm flüchtig der Gedanke durch den Kopf gefahren, ob er den jungen Mann, wenn er sich treu und verschwiegen in den mit ihm vorzunehmenden Prüfungen bewährt habe, nicht zum Stellvertreter bei der Essigfabrikation gebrauchen und ihm nebenbei die Einwilligung des Vaters zur Liebe Gretchens als Lohn der Verschwiegenheit vermitteln könne.

Es war ein sonniger Vormittag. Vor Schlossers Hause standen schwerbeladene Frachtwagen, welche neue Ausfuhr von Essig aufgenommen hatten, daneben war die Kornwinde in großer Tätigkeit, Getreidesäcke von den Böden auf den Dielenraum des Hauses herabzulassen. Herr Christoph Schlosser erschien auf der Galerie einer niedrigen Treppe, welche nach seinem Schreibzimmer führte, wo, durch ein Fenster sichtbar, die hagere Gestalt des Buchführers saß und arbeitete. Schlosser stand mit untergeschlagenen Armen auf der Treppenerhöhung und schaute mit listig vergnügter Miene in das Treiben seines Geschäftes hinab. Schon aus der Erscheinung dieses Mannes konnte man den Bucherer und Geldmenschen

erkennen; die breite, dickbäuchige, wohlhabige Gestalt mit dem gedunsenen von mehreren Unterkinnen verlängerten Gesicht, dessen rote geschwollene Nase durch eine Finne entstellt wurde, der listige Blick der grauen Augen und das gutmütige Lächeln des Mundes, die hellbraune Perücke mit kleinem Zöpfchen, sowie die wohlhabige, bequeme Kleidung deuteten ebensowohl auf den Lebensgenuß, wie auf das Selbstgefühl des behaglichen Mannes.

Nachdem er eine zeitlang in das Treiben und den Geschäftsverkehr seines Hauses niedergeblickt hatte, klimperte er wohlgefällig und mehr mechanisch mit der Hand in der Geldtasche seines Beinkleides, rief diesem und jenem ein befehlendes Wort zu, schmunzelte vor sich hin, schritt dann von der niedrigen Treppengalerie vor die weitgeöffnete Haustür und blickte bald auf die mit gefüllten Essigfässern beladenen Wagen, welche vor dem Hause standen, bald über den sonnenhellen Marktplatz mit fröhlicher, verschmizter Miene. Er mochte hier einige Minuten gestanden haben, als er von einer aus dem Hause kommenden Person mit großer Höflichkeit begrüßt wurde. Es war Hanneus, der alte Student der Theologie, welcher mit seinem bleichen, eingefallenen Gesichte, dessen Miene schnell aus dem heiligen Ernst in das ihm eigentümliche höhnische und fanatische Lächeln überging, einen gehorsamen Gruß ausdrückte und mit vorgestrecktem Halse auf seine devote Reverenz eine wohlwollende Anrede erwartete.

„Nun?“ fragte Schlosser, „ist der Unterricht vorbei?“

„Zu dienen, ich habe eine halbe Stunde zugegeben, es macht mir eine wahre Freude, so wißbegierige Kinder, wie die ihrigen, zu unterrichten.“

Es schien, als erwartete der Hauslehrer eine Wendung des Gespräches, um etwas, was er im stillen beabsichtigte, an den rechten Mann zu bringen; seine bleichen Lippen nahmen das süßliche, fromme Lächeln an, welches ungewiß ließ, ob es der Ausdruck guter oder schlechter Empfindungen sei, aber in den kurzschichtigen Augen mit den schlaffen Lidern lauerte irgend etwas im Rückhalte. Er hielt dabei immer noch den Hut in der Hand und das gescheitelte rötlich-blonde Haar, das vom weißen ehr-

baren Halstuche noch bleicher erscheinende Gesicht, sowie das lauernde Anlächeln des geldstolzen unhöflichen Bürgers vollendete das Bild eines hinterlistigen Menschen mit geheimen Absichten.

Schlosser sah ihn mit der ihm eigentümlichen geringschätzenden Nachlässigkeit an und fragte dann: „Haben Sie mir noch was zu sagen?“

„Ja, mein teurer Herr Schlosser“, antwortete Hanneus schnell, „ich kann nicht eher Ruhe finden, bis ich die Gewißheit habe, ein Unheil von ihrem hochachtbaren Hause abgewendet zu sehen.“

„Wie meinen Sie das? Segen Sie ihren Hut auf. Haben Sie von dem Fallen der Kornpreise etwa eine frühzeitige Nachricht?“

Diese Frage hatte den Mann plötzlich gegen den Hauslehrer ungewöhnlich freundlich und aufmerksam gestimmt.

„Ach!“ flüsterte Hanneus, „wertgeschätzter Herr Schlosser, was wäre wohl ein kleiner Verlust am Getreidepreise gegen einen weit größeren, welcher ihrem biedern Herzen droht.“

Schlosser horchte auf, sah den Mann mit imponierendem Ernste an, blickte flüchtig zur Seite, ob auch die mit Aufladen in der Nähe beschäftigten Männer nichts hörten, sagte dann befehlend: „Kommen Sie!“ und schritt über den Hausflur nach einer der Schreibstube gegenüberliegenden Treppe, von deren halber Höhe ebenfalls eine Tür in ein Zimmer führte, welches sich durch wohlliche Behaglichkeit und Eleganz als das Wohnzimmer des reichen Schlosser darstellte. Hanneus folgte ihm mit äußerer Ehrerbietung, aber innerer Schadenfreude, die er auch in seinem stillen Lächeln ausdrückte, während er auf die Hacken des Voranschreitenden denot niederschaute. Als Schlosser in das Zimmer voran eingetreten und Hanneus ihm über die Schwelle gefolgt war, warf er selbst die Tür hinter ihm zu, stellte sich mit stolzer Erwartung vor den Demütigen hin und sprach: „Was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, wertgeschätzter Herr Schlosser“, hob Hanneus an, „Sie wissen, wie ich

an Ihrem Hause hänge, wie ich meine eigene Seligkeit darin finde, Ihre lieben Kinder zu guten Christen zu erziehen, damit der Segen niemals aus dieser Familie weiche...“

„Zur Sache“ unterbrach Schlosser den Umständlichen, indem er ungeduldig nickte und dann mit der Hand in der Geldtasche klirrte.

„Ich habe eine Entdeckung gemacht, es ist die Ehre Ihres angesehenen Hauses in Gefahr — — —“

„Was?“ fuhr Schlosser zornig den sich erschrocken stellenden Hauslehrer an, „wer wollte es wagen, meine Firma anzugreifen?“

„Entschuldigen Sie, ich meine eine Gefahr, welche das innere Wohl Ihres Familienlebens betrifft, eine Verirrung, der Sie vorbeugen können, ach! Ihre selige, gute Frau Gemahlin würde in ihrer Frömmigkeit das nicht überlebt haben und auch Sie sind ein so edler, christlicher Mann.“

„Ha! ha! Sie haben wohl von dem nichtswürdigen Gerüchte gehört, welches meine neue Essigfabrik als ein Werk des Teufels ausgibt und meinen guten Glauben bei den Pastoren aus dem Kredit bringen möchte?“ kicherte Schlosser mit wohlhabigem Ergötzen.

„Ach! da müßte man Ihr christlich Haus nicht kennen, nicht die Gottesfurcht Ihrer lieben, hübschen Kinder sehen und hören.“ —

„Den Teufel auch, was haben Sie denn“, unterbrach Schlosser, sich in der steigenden Geschäftseile vergessend, indem er mit raschem Griff die grünseidene Gardine vom kleinen Türfenster lüftete und einen schnellen, spähenden Blick auf die Arbeit der Leute draußen warf.

Bei dem Namen des Teufels und während des flüchtigen Abwendens des Mannes lächelte Sonneus höhnisch, nahm aber rasch seine heilige, besorgte Miene wieder an und sprach: „Der Herr hat Ihr Haus gesegnet, daß Sie sogar in Ihrer frommen Zuversicht Wunder tun können, denn Ihr Fabrikat ist ein Produkt höherer Gnade und Begabung; darum fürchte ich, daß jemand den Fluch der Vermessenheit und des bösen Sinnes in Ihr Haus tragen könnte...“

Schlosser sah den Hauslehrer mit stolzem, mitleidigem Lächeln an und wollte, dieses Gesprächs überdrüssig, nach der Türklinke greifen, als seine bereits ausgestreckte Hand zögerte und er den Theologen herausfordernd ansah, indem dieser der Bewegung des Ungebuldigen höhnisch lächelnd zuvorkommend, mit berechnetem Ernste fortfuhr: „es will sich jemand in das Herz Ihrer Tochter und damit in Ihr Geheimnis einschleichen.“

„Was reden Sie da?“ fuhr Schlosser den Hauslehrer an, „was wissen Sie?“

„Es ist ein Student hier in Helmstedt, namens Schmidt, welcher ein heimliches Liebesverhältnis mit Gretchen haben soll, ein armer verzweifelter Mensch..“

„Mit meiner Tochter?“ rief Schlosser entrüstet, „nein, so weit kann sich Gretchen nicht vergessen, das ist ein Irrtum.“

„Lieber Herr Schlosser, da Sie nicht daran glauben wollen, so muß ich Ihnen im Vertrauen eingestehen, daß ich es weiß, daß ich es Ihnen aus Hochachtung und Dankbarkeit zu Ihrem angesehenen Hause offenbaren muß...“

„Können Sie das beweisen und wer ist jener arme Schlucker?“ fiel der Korn- und Essighändler mit drohender Miene ein.

„Ich habe selbst belauscht, daß Gretchen des abends spät den Studenten am Fenster erwartet hat, auch die Nachbarn haben ihn vor dem Hause umherschleichen und durch die enge Thüre nach dem Garten hinten gehen sehen; als wir den letzten Vollmond hatten, folgte ich ihm nach, er ging in den Ducksteinkeller gegenüber und wartete dort auf ein Zeichen von Gretchen, ich aber begleitete ihn und da verschwand er vor Beireis Hause, wo er zu seinem bösen Meister gegangen ist.“

Die Unzufriedenheit in der Miene des Mannes wich schnell einer listigen Neugier, als er fragte: „Was hat denn der junge Mensch mit Beireis zu tun?“

Jetzt glaubte Hanneus auf dem rechten Punkte seiner Unterredung angekommen zu sein, da er wußte, daß Schlosser seine geheime Verbindung mit Beireis vor der Welt leugnete und absichtlich gegen jede Freigeisterei auferte, um seines eigenen Geheimnisses um so sicherer zu

bleiben. Es war nämlich eine kaufmännische List Schlossers, jemehr die Stadt von seinem Bündnisse mit Beireis und dem Teufel redete, desto frommer und gottergebener vor den Leuten zu erscheinen; er hatte nicht nur aus Klugheit den orthodoxen Hanneus als Hauslehrer aus den Lebzeiten der seligen Frau beibehalten, nicht nur die Kirche wieder besucht, Opfer gegeben und den Armen milde Spenden geschenkt, sondern er eiferte auch gegen alle Aufklärung und gegen Verdächtigung des Wunderglaubens, erzählte seinen Freunden und Abnehmern, daß ihm die neue Essigfabrikation durch eine höhere Erscheinung im Schlafe nach dem Abendsegen eingegeben sei, beteuerte, daß er Beireis nur als Arzt gebrauche, weil er der berühmteste Mediziner des Landes sei, und wenn nicht sein Bürgerstolz und Gelddünkel, sowie manche Spekulation im Korngeschäfte den Leuten einen großen Zweifel an seine Religion und Redlichkeit beigebracht hätten, dann würden sie nicht so bereitwillig, wie es geschehen war, die Gerüchte von seinem „Teufelseßig“ aufgenommen und weitergetragen haben. Hanneus wußte dieses alles ganz genau, aber er stellte sich gegen Schlosser, als zweifle er an dessen gutem frommen Wesen nicht im mindesten. Aus diesem Grunde glaubte er auch jetzt den Studenten Schmidt bei Schlosser am meisten zu verdächtigen, wenn er ihn als einen Gehilfen Beireis'scher Geheimnisse und einen angehenden Goldmacher darstellte. Jedermann, welcher sich bemühte, Naturgeheimnisse zu entdecken, war unbedingt Schlossers Feind, weil dieser fürchtete, es könne ein anderer seinen Gewinn am Wunderessig durch Entdeckung des Vorganges beeinträchtigen, und dieses machte er ganz und gar dem Professor Beireis nach, welcher aus Grundsatz gegen alle Freigeister eiferte, weil er allein im Besitze seiner Geheimnisse bleiben wollte, sich aber nicht widersetzte, wenn man ihn mit dem Teufel zusammenbrachte, da er glaubte, daß er dabei am wenigsten in seinen stillen Geschäften von Konkurrenten etwas zu fürchten hätte.

Als Schlosser mit großer Neugierde fragte: „Was hat denn der junge Mensch mit Beireis zu tun?“ antwortete Hanneus schnell: „Der Professor hat ihn in seine

Dienste genommen, und ihn in böse Wissenschaften einzuweihen. Man sagt, daß er aus Verzweiflung der Armut sich hätte dem Teufel ergeben wollen und dieser den Professor beauftragt habe, ihn in die Lehre zu nehmen.“

Schlosser unterdrückte ein spöttisches Grinsen, als er ausrief: „Der arme Mensch, der ist zu bedauern.“

„Aber sein heimlicher Umgang mit Gretchen wird um so gefährlicher“, fuhr Hanneus mit einer giftigen Eifersucht fort, „er wird seine Seele dem Teufel mit dem Versprechen verschrieben haben, ein frommes, unschuldiges Mädchen ebenfalls der Hölle zu überliefern, o! es sind schon die Anzeichen dieser schrecklichen Eingebung an Gretchen merkbar.“

Schlosser sah den Hauslehrer, welcher die Hände faltete und demütig mit den Blicken auf dem Boden suchte, mit einer gewissen Vermegenheit an und trat schnell, indem er des demütigen Anklägers Hand ergriff, tiefer in die Stube, um nicht in der Nähe der Tür zu reden. „Was sagten Sie, meine Tochter trage Zeichen von der heimlichen Bekanntschaft eines Studenten an sich?“ fragte Schlosser mit Erhitzung, wobei er nach der Tür spähte, ob auch niemand lausche.

„Ich komme eben erst von einer kurzen Unterredung mit Ihrer schönen Tochter, und da bin ich erschrocken über die zunehmende Freigeisterei ihrer Ansichten. Meine Andeutungen über einen bösen Einfluß auf ihr Gemüt und ihre Frömmigkeit, sowie mein Anerbieten, täglich eine Betstunde mit ihr zu halten, wies sie verächtlich zurück, meine Warnung vor dem Studenten hörte sie ruhig und stolz an, ach! es ist zum Tränenvergießen, wenn man sich gestehen muß, daß ein so engelreines Mädchen, das fromme Ebenbild der doppeltseligen Frau Mutter, vom Teufel umgarnt und dessen Eingebungen verfallen ist.“ –

„War das alles, was Sie mir zu sagen hatten?“ fragte Schlosser mit spöttischem Ernste, indem er Miene machte, an die Tür zurückzukehren.

„Ich wollte Sie im Namen des dreieinigen Gottes ansehen, das ewige Heil Ihrer Tochter zu retten, den bösen Umgang aufzuheben, die Einflüsse der Hölle durch Gebet und Buße zu vernichten; dazu will ich gern aus

Anhänglichkeit an Ihr gottesfürchtig Haus mitwirken, wenn Sie mir aufgeben wollen, mit Gretchen täglich Unterredungen über Gott und sein heilig Wort zu halten.“

„Ich werde mit meiner Tochter reden“, versetzte Schlosser geschäftseilig, „also Schmidt heißt der Student, er ist eingeweiht in die geheimen Künste des Beireis?“

„Schon redet die Stadt davon, daß Schmidt abfalle und elend werde an Leib und Seele, seitdem er sich dem Bösen verschrieben hat“, antwortete Hanneus mit künstlichem Mitleid in der Stimme.

„Das ist schlimm, ich danke Ihnen für die Nachricht; es ist eine schlechte Welt, will sie doch mein gut Werk auch verdächtigen“, sprach Schlosser, ohne eigentlich etwas dabei zu denken, da er plötzlich eine große Zerstreuung zeigte, in welcher er auch die Stubentür öffnete. Hanneus beobachtete den Mann mit einer unterwürfigen Teilnahme, indem er den schwindstüchtigen Hals spürend vorstreckte und unbemerkt über seine bleichen Lippen das ihm eigentümliche fanatische Lächeln spielen ließ. Weil Schlosser in diesem Augenblicke gewahr wurde, daß die mit der Kornwinde im unteren Hausraume beschäftigten Leute mehrere herabgelassene Säcke nicht gehörig zugebunden hatten und das Getreide herausrann, so rief er, den Hauslehrer schnell vergessend, den Arbeitern seine Befehle zu und trat auf den Vorsprung der Treppe. — Hanneus folgte ihm dahin mit geheimer Freude in der schleichenenden Gebärde, sah ihn noch einmal seitwärts mit bohrendem Blicke an, verbeugte sich dann demütig und sprach: „Sie haben Gottes Segen im Hause, ach! wie viel Frucht schlummert in jenen Körnern, die der Herr hat wachsen lassen, er segne ferner Ihr Haus“ — — und als Schlosser von dem Ernste und Pathos dieser Worte veranlaßt wurde, den Hauslehrer groß anzusehen, fuhr dieser mit kriechender Höflichkeit schnell fort: „Ich empfehle mich Ihnen ganz gehorfsamst“, und entfernte sich, den Kopf mit dem sparsamen, gescheitelten, rötlich blonden Haar erst auf der Straße mit dem Hute bedeckend.

Der reiche Schlosser sah, beide Hände in den Taschen, den listigsten Blick mit dem gutmütigsten Lächeln seiner dicken Lippen gleichzeitig ausdrückend, dem Höflichen nach

und schien eine kurze Ueberlegung mit sich zu halten. Die Mitteilung, welche der theologische Hauslehrer ihm in offenbar feindseliger Absicht gegen Schmidt hinterbracht hatte, mußte ihn nicht sonderlich beunruhigen, denn er dachte noch nicht daran, seine Tochter über das heimliche Liebesverhältnis zur Rede zu stellen, sondern schritt wieder vor die Haustür, um hier mit Wohlgefallen dem Aufladen der Essigfässer zuzuschauen und dann später in die Schreibstube zu gehen, wo er die vom Gehilfen angefertigten Kauf- und Wechselbriefe unterschrieb.

Die Mittagsstunde war gekommen, in welcher Schlosser im Familienzimmer der mittleren Etage des großen Hauses mit seinen Kindern in reichlicher Weise zu speisen und seinen guten Wein zu trinken pflegte. Die Magd klopfte auch jetzt an das Kontor und ermahnte den Herrn an die gedeckte Tafel, während sie den Schreiber benachrichtigte, daß auch sein Mittagsmahl bereit stehe, denn dieser aß in einem besonderen Zimmer mit dem Verwalter der Schlosserschen Oekonomie und anderen Abgesonderten des Dienstpersonals. Als Schlosser zu Tisch gerufen war, mußten seine Gedanken auf eine besondere Bahn verwandter und verknüpfter Vorstellungen gekommen sein; er ging über den Hof in das Hintergebäude, welches dem kleinen Gärtchen am nächsten lag und fand hier die Tür verschlossen, weil derjenige Knecht, welcher nur allein in diese geheimen Räume Zutritt hatte, bereits beim Essen in der Gesindestube saß. Schlosser griff in die Tasche, holte einen Ring mit vielen kurzen Schlüsseln hervor, von denen einer zu dieser Tür paßte und öffnete den Eingang dieser Räume, welchen er wieder hinter sich schloß.

Als er nämlich von der Magd zu Tisch gerufen war, hatte er sich der im Geschäftstreiben vergessenen Tochter wieder erinnert und es trat die Mitteilung des Hauslehrers vor seine Betrachtung zurück. Er dachte: „der Student Schmidt ist ein Gehilfe und Mitwisser der Beireisschen Geheimnisse, der Professor wird nur einem besonders ausgezeichneten Menschen sein Vertrauen schenken, vielleicht wird dieser auch die geheime Essigfabrikation kennen oder doch herauszubringen verstehen, es

wäre gut, wenn ich das ganze Geheimnis erführe und den Gewinn allein hätte, es ist doch eine verdrießliche Summe Geldes, die ich dem Beireis für seinen letzten Handgriff an dem Fabrikate auszahlen muß, hm! wenn ich das letzte Probatum durch Schmidt erfahren könnte, ich wollte ihn belohnen, würde es mich doch nicht den zehnten Teil von dem kosten, was ich dem Professor abgeben muß...“ So dachte der schlaue Wucherer, als er mehr unwillkürlich seinen Gang nach dem Hintergebäude lenkte und ganz zu vergessen schien, daß er ohne Beireis gar nichts vom Geheimnisse und dessen großen Geldeinkünften gehabt haben würde. Er konnte aber nie genug verdienen und gönnte schon längst im stillen dem Professor den Profitanteil nicht, obgleich Beireis ihm doch diese reiche Erwerbsquelle eröffnet, ihm die schnelle Essigfabrikation eingerichtet und das Geheimnis, bis auf einen vermeintlichen letzten Handgriff, gegen einen festgestellten Gewinnanteil verkauft hatte. Schlosser schritt mit einer mürrischen, aber spekulierenden Miene durch die Räume dieser geheimnisvollen Essigfabrik. „Was mag es sein, das er anwendet, um das Produkt in wenig Minuten fertig zu machen?“ murmelte er fast lautlos vor sich hin, „so oft ichs ohne ihn probieren wollte, mißriet die ganze Masse und ich hatte großen Schaden... hm! hm! sollte er den Teufel dabei zitieren? Wenn ichs nur auch könnte, aber der Teufel kommt nicht, wenn ich will, der bleibt dem Meister Beireis treu, vielleicht hat der Student etwas davon erfahren.“

In solchen Gedanken stand Schlosser, die Hände in den Hosentaschen, spekulierend vor den Apparaten, welche ihm Beireis angelegt hatte.

In der Tat war diese Anlage für jedermann neu und unbegreiflich, es deutete die ganze Einrichtung dieser sogenannten „Essigstube“ auf das Walten geheimer Kräfte hin, nur ein einziger Knecht war erforderlich, um eine geringe Handleistung zu tun, alles andere geschah und vollendete sich durch rätselhafte Kräfte. Schon oft war Schlosser vor diesen geheimnisvollen Fässern stehen geblieben und hatte seinen Scharfsinn angestrengt, das Rätsel zu lösen, aber er wurde jedesmal von der Schranke

seines Wissens an die Unentbehrlichkeit des Professors Beireis zurückgewiesen.

Und in Wahrheit, verglich man die Essigbrauerei von Fehse auf der Kornstraße, überhaupt aller anderen Fabriken der Welt mit der einfachen Einrichtung, wie sie Beireis dem Kornhändler Schlosser angelegt hatte, so begriff man nicht, wie in den unscheinbaren Apparaten binnen wenigen Tagen ein Produkt erzielt werden konnte, wozu die anderen Essigfabrikanten eine Zeit von zwölf und mehr Wochen nötig hatten, ohne die Güte und aromatische Stärke zu erreichen, welche den Essig auszeichneten, der von Schlosser verkauft wurde und an den das Volk deswegen um so eher ein Gerücht vom Teufel zu knüpfen bereit war, als die Mithilfe des Professors Beireis sich schnell ausgesprochen hatte.

Ogleich es ein Sommertag war, so herrschte doch in diesem Raume, wo sich Schlosser jetzt befand, und den er die „Essigstube“ nannte, eine höhere Temperatur, als draußen im Freien, und ein gelind geheizter Ofen strahlte gleichmäßige Wärme aus. Hier standen viele große Fässer dergestalt gruppiert, daß immer je drei zusammengehörten, indem nämlich die Flüssigkeit, die das eine Faß hergab, auf das zweite und dritte übertragen, endlich aus diesem als Essig hervortann. Schlosser wußte, daß diese Fässer oben und unten einen Siebboden hatten und ganz mit grünen Buchholz-Sägespänen gefüllt waren, er wußte, daß oben in das Faß Branntwein und Wasser hineingegossen wurde, der unten von Faß zu Faß als immer stärkerer Weinessig wieder zum Vorschein kam, so kräftig, wie ihn kein anderer liefern konnte, der Vorgang selbst aber, das selbstständige Verwandeln des Branntweins und Wassers in starken Essig, war ihm ein unbegreifliches Geheimnis geblieben. So wußte er auch nicht, weshalb Beireis unterhalb des unteren Siebbodens weite Löcher in die Faßwände hatte bohren und in den oberen Siebboden mehrere weite Glasröhren hatte setzen lassen, weshalb eine S-förmig gebogene Röhre dicht am Boden der Fässer dergestalt angebracht war, daß sie das Ausfließen der zwischen Wand und Siebboden sich ansammelnden Flüssigkeit nur dann gestattete, sobald der Zwischen-

raum sich ganz gefüllt hatte — er sah im jedesmaligen dritten Fasse ein Thermometer so in die Wand eingefügt, daß man dessen Skala von außen beobachten konnte, er wußte, daß die Temperatur in der Essigtube immer auf dem hundertteiligen Gradmesser des Instrumentes die Zahlen 22—25 einhalten müsse, er kannte die in die Löcher des oberen Siebbodens von Beireis eingelassenen Bindfadenstückchen, aber wie alle diese Dinge zum Ganzen mitwirkten, unter welchen Bedingungen sie angebracht waren, das war ihm Geheimnis und Beireis ihm darauf jede weitere Erklärung schuldig geblieben. Nur die rohesten Handgriffe und die Zurichtung des Materials hatte er ihm und dem verschwiegenen Knechte mitgeteilt; Schlosser mußte viel reifes Obst ankaufen, um mit dessen ausgepreßtem Saft die Prozesse zur Essigbildung vornehmen zu lassen, er mußte große Quantitäten Brantwein beziehen, der in den geheimnisvollen Fässern sich zu Weinessig vorzüglicher Güte verwandelte; die erste Anlage und Zubereitung dieser Fässer aber, das Innere derselben, war für Schlosser unverständlich geblieben, das hatte Beireis ohne Zeugen getan und Schlosser wagte nicht, seine Neugierde zum zweiten Male zu befriedigen, da sie ihm das erste Mal neue große Kosten verursacht und Beireis die außer Wirksamkeit gekommenen Apparate mit Schaden am Betrieb und barem Gelde und unter großem Unwillen wieder hergestellt hatte. So ließ sich der Buchhalter denn das Geheimnis seiner Essigtube gefallen, da er gute Geschäfte daran machte, aber der Gedanke lag ihm nahe, wie er die Unentbehrlichkeit des Professors und die großen Prozente, welche er diesem zu zahlen hatte, irgend abkaufen oder listig beseitigen könne.

Als Schlosser um diese Mittagsstunde in seiner von Wärme und sauren Ausdünstungen angefüllten Essigtube stand, die Hände in den Hosentaschen, den Blick spekulierend auf die Fässer gerichtet, da erregte ihm der Gedanke an die Möglichkeit, daß er vielleicht durch den armen Studenten Schmidt hinter das Geheimnis kommen könne, ein so wohlgefälliges Interesse, daß er die beengende saure Luft des Lokales nicht lästig werden fühlte und sogar vergaß, daß er bei Tisch erwartet wurde.

„Ei“, dachte er, „wenn der arme Student, welcher meinem Gretchen nachstellt, im Hause des Professors ein Gehilfe der geheimen Künste, ist, dann muß er auch um die Geheimnisse der Essigfabrikation Bescheid wissen: wenn ich ihm Gretchen verspreche, so bindet ihn schon die Klugheit an das Interesse und die Vorteile meines Hauses und er wird mir die Essigtube in Ordnung halten, ohne daß ich ferner nötig hätte, dem Beireis die großen Summen zu zahlen... oder noch besser“, hier nahm Schlossers Gesicht einen boshaft listigen und triumphierenden Ausdruck an, „noch besser... er wird mir in verliebter Hoffnung das ganze Geheimnis verraten, so daß ichs als unstudierter Bürgersmann zu begreifen imstande bin und dann... kann ich ja immer noch tun, was ich will — mit einem armen Studenten läßt sich schon fertig werden.“

In diesen Reflexionen wurde der reiche Spekulant durch das Erscheinen eines Hausknechtes unterbrochen, welcher den Kopf in die geöffnete Tür steckte und mit spähernder Neugierde und prüfender Schüchternheit die Augen überall in diesem ihm unzugänglichen Lokale umherspielen ließ und beim Niesen der saueren Dünste eine ebenso saure Miene machte. Schlosser hatte das Öffnen der Tür nicht gehört, weil er zu vertieft in seine Spekulation war, er wendete sich schnell gegen den Hausknecht und vertrat ihm die weitere Aussicht auf die Essigapparate, als er die Worte vernommen hatte: „Sie möchten zum Mittagsbrote kommen, Jungfer Gretchen schickt mich her.“

Rasch trat er, den Knecht zurückdrängend, aus der Essigtube, verschloß deren Tür wieder und schritt mit einem selbstzufriedenen Schmunkeln in das Vorderhaus zurück, um die Treppe hinauf in das Zimmer zu gelangen, wo er sich mittags mit seinen Kindern zu Tisch zu setzen pflegte. Es lag dieses Zimmer neben dem, welches das ausgebaute Fenster nach dem Marktplatz hinaus hatte, und einst der Frau Schlosser zugehörte, jetzt aber, namentlich in den Sommermonaten, von Gretchen benutzt wurde.

Die jüngeren Knaben empfingen den spätkommenden Vater mit lauter Freude, da sie bereits ungeduldig die aufgetragenen Speisen betrachtet hatten und nach einem einmal gegebenen Befehle nicht eher essen durften, bis vom Vater das Zeichen dazu gegeben war. Als dieser sich niedergesetzt hatte, übte Gretchen die von ihrer seligen Mutter streng eingeführte Gewohnheit, das Tischgebet zu sprechen und die jüngeren Geschwister beten zu lassen, was Schlosser mit gefalteten Händen und einem gelangweilten Gesichte mitmachte. Er betrachtete Gretchen heute während des Tischgebetes mit einer besonderen, verstohlenen Aufmerksamkeit und schien, während ihr frommes, offenes Wesen die Wirkung des Wohlgefallens auf ihn ausübte, doch gleichzeitig seinen eigenen, profanen Betrachtungen nachzuhängen.

„Ach, Papa!“ rief einer der Knaben, „wie sauer riechst du! Bist du hinten im Hause gewesen, wo der Essig gemacht wird?“

„Am Hinterhause gehe ich abends im dunkeln nicht wieder vorbei, um in den Garten zu kommen“, sagte ein anderer Knabe, „der Knecht Christian, welcher immer bei dem Essig ist, hat gesagt, daß dort ein böses Gespenst umgehe.“

„Das hat er nur erzählt, um dir Furcht zu machen“, versetzte der erste Knabe, „weil du ihn immer neckst und an die Fenster der Essigtube klopfst, wenn er dort arbeitet.“

„So“, fiel der andere ein, „als ich es unserem Lehrer, dem Herrn Hanneus sagte, da hat er ein sehr bedenkliches Gesicht gemacht und gemeint, wir möchten gleich den Vater rufen, wenn wir des abends eine unbekannte Gestalt im Garten oder an den Hintergebäuden erblickten.“

Der alte Schlosser aß und schmunzelte, beobachtete aber mit Seitenblicken seine Tochter Gretchen und glaubte eine geheime Unruhe an ihr zu bemerken, als sie das Gespräch ihrer jüngeren Geschwister anhörte, daß sie aber auch ein kaum merkbares Lächeln der Ueberlegenheit zu unterdrücken schien. Es war ihr durchaus nicht

auffallend, daß der Vater bei Tische wenig sprach, denn er pflegte während des kurzen Mittagmahles still zu rechnen und mit den Geschäften zu verkehren, ungewöhnlich war ihr aber seine listige Freundlichkeit, womit er sie beobachtete, und die vermeintliche Unruhe ihres Wesens war mehr eine verlegene Unwissenheit über die stillen Absichten ihres Vaters, als eine Beängstigung bei dem Gedanken, daß es Heinrich Schmidt sein könne, welchen die jüngeren Brüder als die fremde im Garten und Hinterhause zur Abendzeit umherschleichende Gestalt bezeichneten, und das Lächeln der Ueberlegenheit war ihr unwillkürlich gekommen, indem sie daran dachte, daß sie schon seit acht Tagen den heimlich Geliebten an einem ferneren Ort gesprochen hatte.

Die Mahlzeit war zu Ende, Gretchen sprach ein Dankgebet mit der Inbrunst und Wahrheit eines frommen, strenggläubigen Herzens, der alte Schlosser faltete wieder die Hände unter dem Tische und spielte während der Zeit mit beiden Daumen; daß er unterdessen nicht an Gott dachte, verriet er nicht nur durch diese Gebärde, nicht nur durch seine zerstreute Miene und die Unruhe seiner grauen, listigen Augen, sondern namentlich auch dadurch, daß er mehrmals seine rötlich-braune Perücke mit behendem aufgeregtem Griffe auf die Stirn niederzog, was er unwillkürlich aus Angewohnheit dann zu tun pflegte, wenn er irgend ein Vorhaben, eine Spekulation, eine listige Uebervorteilung oder Konkurrenz im Sinne hatte. Auch jetzt, während des Tischgebets, mußte er über ein Geschäft nachgesonnen haben, denn als Gretchen schon geendet hatte, hielt Schlosser immer noch die Hände gefaltet und stand dann, seine Selbstvergessenheit bemerkend, schnell auf, um durch die Länge des Zimmers zu schreiten. Plötzlich befahl er den Knaben, hinauszugehen, setzte dann seinen Gang durch die offene Thür in das mit ausgebautem Fenster nach dem Marktplatze hinausliegende Zimmer fort, spähte hier umher, ob er nicht irgend etwas fände, was zum Anknüpfungsgegenstande seiner eigentlichen Absicht dienen könnte, und rief dann plötzlich: „Gretchen! Komm einmal, ich muß mit dir ein Wort reden!“

Gretchen hatte indessen den Vater mit heimlicher Angst beobachtet, da es seine Gewohnheit nicht war, nach der Mahlzeit sich länger hier aufzuhalten. Mit deutlicher Schüchternheit trat sie in das Zimmer ihrer seligen Mutter ein, wo der Vater sie, in der Mitte stehend, die Hände in die Hosentaschen gesteckt und in der stolzen Haltung des reichen Mannes, erwartete. Schlosser war zu sehr schlauer und feiner Spekulant, um nicht vermuten zu lassen, daß die Plumpheit, womit er seine Tochter anredete, eine absichtliche und berechnete war. Mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung, welche fast einen komischen Ausdruck durch das äußerliche, gutmütige Lächeln der dicken Lippen und die Finne auf der roten Weinnase erhielt, fragte er: „Was für ein Mensch ist der Student Schmidt?“

Gretchen erschrak und konnte vor plöglicher Betäubung nicht weiter schreiten; dem ersten Erbleichen folgte eine dunkle Röthe ihrer Wangen, sie sah den unverändert dastehenden Vater so bestürzt an, als hätte sie seine Frage nicht verstanden.

„Nun?“ fuhr dieser mit milderem Tone fort, da er bereits aus der Wirkung seiner ersten Frage genug erfahren hatte, um an der Aussage des Hauslehrers und dem näheren Verhältnisse des Studenten mit Gretchen nicht mehr zu zweifeln, „nun? hast du mir nichts über den jungen Mann zu sagen?“

Jetzt fühlte das aufgeregte Mädchen eine namenlose Beängstigung, in der sie sich schämte, ihr seliges und teuerstes Geheimnis dem listig lächelnden Vater einzugestehen; ihr frommes, bedrängtes Gefühl erhob sich aber schnell zu Gott, den sie mehr mit der Empfindung, als mit stillen Worten anflehte, ihr und Heinrichs Schutz zu sein. In dieser Andacht fühlte sie zugleich recht mächtig, wie unzertrennlich ihr Herz mit dem Gesichte des Geliebten verbunden sei und nur durch höheren Willen verknüpft sein könne; es erwachte der Mut der Frömmigkeit in der Bestürzung, sie eilte auf den Vater zu, faltete ihre Hände auf seiner Brust und sprach in ihrer kindlichen Weise: „Er ist gut und fleißig, er fühlt, daß er arm ist, ach! das ängstigt mich, Vater, ich kann es vor Gott bezeugen, daß

ich so glücklich bin, von ihm geliebt zu werden, daß selbst die Angst und die Sorge um ihn mich mit einem Gefühle der Andacht erfüllt, das mich beglückt.“

Schlosser klopfte seine Tochter auf die Schulter und drängte sie dann sanft von sich ab. „Du bist noch ein blutjunges Mädchen und in deinem Herzen noch ein argloses Kind, eine geheime Liebschaft mit einem Studenten kann Schande über mein Haus bringen, und mit einem armen Studenten obenein ist Leichtsin.“

„O! Vater, wir reden nur von Gott, von meiner Sorge um ihn, von seinem Streben und Fleiß, ich schließe ihn morgens und abends in mein Gebet ein, daß ihn Gott auf guten Wegen zum Ziele seiner Wünsche kommen lassen möge, o! glaube mir, Heinrich ist ein edler Mensch!“

„Was sind seine Ziele des Lebens, von denen du sprichst?“ fragte Schlosser mit einer schlaunen Miene der Teilnahme und des spekulierenden Zuhorchens.

„Es drückt ihn seine Armut, er schämt und scheuet sich, dir als ein armer Student unter die Augen zu treten, er sinnt Tag und Nacht darüber nach, wie er reich werden und dadurch deine Einwilligung in unsere Liebe erreichen könne... ach! das macht mir eine namenlose Angst, denn wo der Mensch auf Reichtum sinnt, da schleicht der Böse heran.“

„Pöffen“, murmelte Herr Schlosser mit spöttisch lächelndem Munde, „wodurch hofft er denn reich zu werden?“

Gretchens kindliche Seele sagte zu der ungewohnten Milde ihres Vaters ein um so schnelleres Zutrauen, als ihr Herz im Drange der Mitteilung eines einmal enthüllten Geheimnisses überquoll. Hatte sie doch bisher mit niemanden über die heiligsten Gefühle ihrer Brust reden dürfen und Glück und Angst still in sich verbergen müssen. Darum floß ihr innerer reicher Born der Liebe jetzt über die gesprächig gewordenen Lippen. Mit der holden Verschämtheit, die das Eingeständnis des jungen Mädchens dem strengen, gefürchteten Vater gegenüber auf die Wange der Unschuld trieb, sagte Gretchen die Hand desselben und sah auf sie nieder; es war dem Herrn

Schlosser anzumerken, daß diese Zärtlichkeit und Gefühlsbewegung seiner Tochter ihm lästig sei, da er die praktische, geschäftliche Besprechung der eigentlichen Sache liebte und alles mit dem Verstande behandelte; er machte deshalb eine abwehrende, beschwichtigende Bewegung mit der Hand und sprach hastig: „Zur Sache, ich habe nicht lange Zeit, was treibt der junge Mann?“

Mit einem ungewissen bittenden Blick sah Gretchen zu ihrem ungeduldig erscheinenden Vater auf und sprach: „Er will reich werden durch Entdeckung von Geheimnissen, die mich ängstigen, da ich ihn seit einiger Zeit seltsame Reden führen höre, die ich nicht verstehe und die mich antreiben, im stillen Gott um sein Seelenheil anzuflehen; ach! seit Heinrich ein Gehilfe des Hofrats Beireis geworden ist, scheint er mir nicht mehr so fromm und gottergeben zu sein, wie früher, o! Vater, fordere nicht von ihm, daß er reich werde, demütige seinen Stolz nicht, daß du ihn seiner Armut wegen abweistest, er ist ja mein ganzes Lebensglück und er meint es treu und gut mit mir.“

„Da du mir deine Neigung so offen eingestehst, will ich Rücksicht nehmen und den Studenten kennen lernen“, erwiderte Schlosser mit listiger Gutmütigkeit. „Was du mir von ihm mittheilst, ist achtungswert; es dient zu seiner Empfehlung, daß er von Beireis zum Gehilfen angenommen wurde und daß er den Trieb hat, Geheimnisse zu entdecken, die ihm zu Gelde helfen können. Das gefällt mir, das ist ehrenwert, ich wünsche, daß er in mein Haus kommt und mir seine Liebe zu dir selbst offenbart; dann habe ich nichts dagegen, wenn er uns besucht, und am hellen Tage sich zeigt, wie und was er ist, denn heimlicher Umgang ist unschicklich. Sage ihm das, wo sprecht Ihr euch?“

In Gretchen war eine plötzliche Veränderung vorgegangen, nicht die Freude über die väterliche Duldung ihrer Liebe, nicht das Glück der unerwartet schnellen Befriedigung ihrer Sehnsucht strahlten aus ihrem Antlitze, sondern ein beängstigender Ernst, eine fromme Scheu machten ihren Mund verstummen und brachten sie unwillkürlich in die Gebärde einer still Betenden.

„Was ist dir?“ fragte Schlosser kalt, indem er mit den Händen in der Tasche Schlüssel und Geld erklimren ließ und die Geschäftseile durch eine Bewegung ausdrückte.

„Vater!“ flehte das bange Mädchen, „In seiner Armut ist Heinrich ein guter Mensch, er wird Arzt werden durch Fleiß und Gottes Hilfe, dann hat er auch Segen in seiner Liebe zu mir, o! fordere nicht von ihm, daß er im sündlichen Uebermuth böse Mittel suche, reich zu werden durch die geheimen Künste, die er bei dem Professor lernen will. So lange er dort umgeht, ist sein Sinn zerstreut, sein Gemüth finster, sein Wille vermessen, er will Naturkräfte beherrschen lernen, die der Christ in Demuth bewundern soll, ach! seit mehreren Tagen habe ich ihn nicht gesprochen.“

Diese Worte zwangen dem Vater ein spöttisches Lächeln ab, er wußte aber, der Tochter gegenüber die Miene des klugen Mannes zu behaupten, welcher Frömmigkeit und Wohlwollen erheuchelt, obgleich niemand in der Stadt und in seinem eigenen Hause daran glaubte. „Ich will den Studenten selbst kennen lernen, sage ihm das“, sprach Schlosser schnell und sah nach der Uhr. Dann schritt er an das ausgebaute Fenster, warf einen eiligen schmunzelnden Blick über den Markt und die Auflader vor seiner Thür, und ging, absichtlich in Geschäftshast, ohne die Tochter weiter anzusehen, durch das hintere Zimmer davon.

Gretchen stand allein in großer innerer Bewegung in der Mitte der Stube, wo der Vater sie verlassen hatte. Ihre dunkeln schwärmerischen Augen fielen auf das Bild ihrer seligen Mutter, welches über einem Polstersitze an der Wand hing und mahnend auf sie niederschaute.

Die Gefühle, welche in Gretchens Brust miteinander kämpften, waren zu mächtig, als daß ein banges Mädchenherz sie einem klaren Bewußtsein unterzuordnen fähig gewesen wäre, sie warf sich vor dem Bilde auf die Knie und betete, Zuflucht zu Gott und zum Geiste der frommen Mutter suchend, um höhere Leitung ihrer Liebe und ihres damit verknüpften Schicksals. Während der Vater, dessen Stolz und Geldbünkel sie kannte, so ungewöhnlich milde und wohlwollend von ihrer Liebe zu

Heinrich gesprochen hatte, war ihr vom anerzogenen Aberglauben beherrschtes Gemüt plötzlich von einer bangen Ahnung ergriffen worden, es war ihr der Gedanke gekommen, daß Heinrich im Umgange mit Beireis böse Künste treiben und die plötzliche Sinnesveränderung des Vaters vielleicht schon eine Wirkung still erlernter Zaubermacht sei. Es war ihr die Aeußerung des Vaters über Heinrich so unerwartet gewesen, sie hatte dieselbe nicht für möglich gehalten, sich bereits an die Besorgnis über den gewissen Widerspruch des reichen Vaters so gewöhnt, daß jetzt, ihrer Meinung nach nur eine unbegreifliche wunderbare Ursache eingetreten war, die den Sinn des Vaters so schnell verändert haben konnte. — Das erschreckte ihr frommes schwärmerisches Gemüt, das regte alle früheren Ahnungen und Gespräche mit Heinrich wieder in der Erinnerung auf, und der entsetzliche Gedanke, daß der Teufel, von Heinrichs Streben nach Geheimnissen und Reichtum gelockt, sich ihrer Liebe bemächtigen wolle und des Vaters Gesinnung durch unheimliche Zusüßerung umgestimmt haben könne, beängstigte plötzlich ihr Herz so sehr, daß sie keine Freude mehr an des Vaters Milde empfinden konnte und auch zu fragen vergessen hatte, wie er zur Entdeckung ihrer heimlichen Liebe gekommen sei. In dieser bangen Verwirrung ihrer Gefühle betete sie in heißer Andacht vor dem Bilde der verstorbenen Mutter.

Nach einiger Zeit wurde sie durch ein Geräusch aus ihrer Selbstvergessenheit aufgeschreckt; die Magd war im offenen Nebenzimmer erschienen, um das Geschirr von der Mittagstafel fortzuräumen. Gretchen, welche den Kopf über die gefalteten Hände auf die Polsterlehne des Sessels unter dem Bilde gelegt hatte und mit geschlossenen Augen allmählig in ein ermattetes Hintäumen geraten war, richtete sich bei dem Geräusche schnell auf, sammelte sich wieder und nahm auf dem Stuhle im ausgebauten gottischen Fenster Platz, wo ein Strauß von Wiesenblumen im Wasserglase stand, welche sie mit gestütztem Haupte sinnend betrachtete. Die Blicke schweiften allmählig über den Markt, wo die Sonne freundlich Kirche und gegenüberliegende Häuserreihe erleuchtete.

Vor der Thür des Ducksteinkellers stand eine Gruppe fröhlicher Studenten, andere lebensfrohe Männer und Frauen spazierten vorüber, um eins der Tore zu erreichen. Gretchen fühlte eine unsäglich Sehnsucht, es wurde ihr das Bedürfnis, mit Heinrich zu reden, eine Qual, die so rasch als möglich befriedigt werden mußte, wenn ihre Unruhe gemildert werden sollte; es fiel ihr jetzt recht schwer aufs Herz, daß sie Heinrich seit mehreren Tagen nicht gesehen und nicht die mindeste Nachricht von ihm empfangen hatte. Dieses vermehrte ihre Unruhe durch die Bilder ihrer geängstigten Phantasie. Mit einer gereizten Stimmung wiederholte sie sich jedes Wort ihrer letzten Unterredung im Tannenwäldchen am schwarzen Berge, sie malte sich mit Genauigkeit sein Bild aus und es wurde ihr so manches wichtig, das sie früher im glücklichen Anschauen des Geliebten minder beachtet hatte, weil Heinrichs Reden jede Angst zurückzudrängen vermochten. In dieser einsamen aufgeregten Nachmittagsstunde aber klangen die Worte, die er zuletzt gesprochen, bedeutungsvoll in ihrer Seele wieder. Sechs Tage waren seitdem vorübergegangen, daß sie ihn in glücklicher Sorge um die Ursache seines Ernstes und gedankenvollen Schweigens gefragt und er mit unverhohlenem Schmerze geantwortet hatte: „Gretchen, ich will erreichen, was ich mir selbst geschworen habe — nur ist das rechte Mittel noch nicht gefunden und ich weiß nicht, ob derjenige, dem ich mich anvertraut habe, sein Wort halten wird.“

„Wenn er sich dem Bösen anvertraut hätte, wenn es die Sinnesänderung ihres Vaters wäre, die der Böse ihm versprochen . . .“ — dieser Gedanke lastete jetzt schwer auf ihrem Gemüte. „Ich muß ihn sprechen, ihn an Gott erinnern“, sagte sie mit Heftigkeit und sprang vom Stuhle auf, um durch die beiden Zimmer zu eilen, als wollte sie geradenwegs nach dem fernen Tannenwäldchen fliehen. „Ach!“ seufzte sie, ihren heftigen Gang plötzlich unterbrechend, „Wird er heute abend kommen, wird er dort sein? Ich halte es nicht länger aus!“

Mit diesen Worten kehrte sie langsam und sinnend nach dem Plaze am Fenster zurück und spähte mit angestrengten Augen nach dem Ducksteinkeller gegenüber,

um irgend einen Gegenstand zu erkennen. Die fröhliche Studentenschar zog eben von der Tür weg, die nächste Straße hinunter. Als Gretchen vergeblich sich angestrengt hatte, irgend etwas, das sie suchte, zu erspähen, schritt sie wieder in das Speisezimmer zurück, um nach der Zeit auf der hier befindlichen Wanduhr zu blicken und mit Mißmut gewahrte sie, daß es erst drei Uhr sei. „O mein Gott!“ seufzte sie, „noch drei lange Stunden der Unge-
wißheit, das ertrage ich nicht.“ Dann öffnete sie einen Auszug im Nähtische, nahm ein sauberes Kästchen heraus und schloß dessen Deckel mit einem zierlichen Schlüssel auf, den sie an einer feinen Goldkette um ihren Hals verborgen trug. Das Kästchen enthielt Briefe von Heinrich, aber auch eine verwelkte weiße Rose — dieselbe, welche ihr Heinrich vor noch nicht langer Zeit am mond hellen Spätabend im dunklen Gebüsch des Gartens hinter dem Hause gepflückt hatte, um ihre Furcht zu beschämen. Gretchen nahm die trockene Blume und betrachtete sie in tiefen Gedanken; ihre Augen feuchteten sich und es rollte eine eilige Träne über die Wange auf die Rose nieder. Und kaum verständlich flüsterte sie: „Er gab sie mir zu meiner Beruhigung; o! Heinrich! Du mußt ein guter Mensch bleiben! Siehe Gretchen, sprach er, als ich mich fürchtete, wie ich dir aus dem Dunkel diese Blume bringe, so werde ich auch dereinst Gold aus den Gebieten der Natur holen und mit dir teilen, bewahre diese weiße Rose als ein Andenken dieser Stunde und als ein Zeichen der Schuldlosigkeit meines Beginnens“. Diese Worte beschäftigten das einsame verwirrte Mädchen lange und es schien aus der Betrachtung der weißen Rose ein Trost für ihr Herz hervorzugehen. Die Ungeduld nach einer Zusammenkunft mit dem Geliebten wurde aber immer neu angeregt, sobald sie sich des Vaters und der merkwürdigen Unterredung mit ihm erinnerte, ihre Gedanken kehrten unwillkürlich dahin zurück und ihre Blicke wurden dann durch das Fenster über den Marktplatz geleitet, obgleich sie wußte, daß vor sechs Uhr das mögliche Zeichen vom Geliebten nicht stattfinden werde. Dieses war es nämlich, was Gretchen in ihrer Unruhe erspähen wollte, als sie oft nach dem gegenüberliegenden Ducksteinkeller

geschaut und endlich bei dem Blicke auf die Wanduhr ge-
seufzt hatte: „noch drei lange Stunden der Ungewißheit!“

Seit Heinrich Schmidt ein Famulus des Hofrats Beireis geworden war, konnte er nicht mehr wie früher seine Zeit für den Tag im voraus bestimmen, er hing von dem Willen und den Laboratoriumsarbeiten seines Lehrers Beireis ab und hatte deshalb mit Gretchen die Verabredung getroffen, daß er, falls er den Abend frei sei und am Tannenwäldchen sie erwarten wolle, um sechs Uhr das Zeichen dazu geben und sich an das geöffnete Fenster des Ducksteinkellers stellen werde, um Gretchens Verständnis und Gegenzeichen zu erwarten. Gretchen pflegte nämlich dann, wenn sie den heimlichen Gang vor das Tor unter irgend einen Vorwande ausführbar zu machen voraus sah, mit dem weißen Taschentuche das bejahende Zeichen zu geben und es war diese Art des gegenseitigen Rapports an die Stelle des früheren Verständnisses getreten, da zur Zeit, als die Liebenden sich noch im Gärtchen hinter dem Hause am Spätabend fanden, Gretchen ein Licht um neun Uhr an das ausgebaute Fenster zu setzen und Heinrich Schmidt darauf zu lauschen pflegte.

In unruhiger Gemütsstimmung hatte Gretchen die drei langen Stunden des Nachmittags durchlebt; es mußte auf dem nahen Turm augenblicklich sechs schlagen und mit schmerzhafter Anstrengung der Augen sah sie jetzt unverwandt nach dem Ducksteinkeller hinüber, um das Zeichen zu gewahren. Hier schien alles ruhig und leer zu sein, da das schöne Wetter die Studenten in das Freie gelockt hatte; Gretchens Herz klopfte laut und fühlbar in der gespannten Erwartung und zunehmenden Ungeduld ihres Sehnsens — da schlug es sechs. Das Zeichen zum Stellbuchein erfolgte nicht. Angst und aufgeregte Phantasie trieben Gretchens Gefühle zu einer fieberhaften Höhe und während ihre tränenfeuchten Augen nicht vom gegenüberliegenden Hause wegblickten, quälte sie sich, alle möglichen Gründe der Beruhigung über Heinrichs Nichterscheinen aufzusuchen und die Schreckbilder zu scheuchen. Eine Viertelstunde war wieder verfloßen -- das Fenster im Ducksteinkeller wurde nicht geöffnet.

„O Gott! auch heute kommt er nicht, ach! er ist krank, er ist von böser Macht zurückgehalten“, weinte Gretchen und ging ratlos durch das Zimmer. Der Gedanke an ein ihm widerfahrenes Unglück wurde zur neuen Qual für sie, denn noch nie war der Geliebte so viele Tage weggeblieben, ohne irgend ein Zeichen von sich zu geben. Und gerade heute mußte sie ihn sprechen, ihrer Seelenruhe und ihres Dranges nach Mitteilung wegen. Verwirrt eilte sie die Treppe hinunter, durch Hof und Hintergebäude, in den Garten um frische Luft zu atmen, da ihre Brust immer beklommener wurde, sie hatte in ihrer Aufregung nicht gesehen, daß der Vater auf der zum Kontor führenden Treppengalerie ihr mit listigem Schmunzeln nachgeblickt und dabei seine rotbraune Perücke hastig auf die Stirn niedergezogen hatte. In dem Jasmingebüsch suchte Gretchen einen Zufluchtsort, da sie sich vor niemand sehen lassen mochte. Plötzlich war sie zu einem kühnen Entschlusse gekommen, sie wollte etwas tun, was sie vor der heutigen Unterredung mit dem Vater nie gewagt haben würde, sie wollte Gewißheit haben über Heinrich und nach seiner Wohnung schicken. Der Zufall hatte sie mit auf diesen Gedanken gebracht, denn sie sah einen Knecht des Hauses sich im Hintergebäude anschicken, ein Paket auszutragen. Dieser Knecht war ein gutmütiger, stiller Mensch, den Gretchen schon früher zu Besorgungen gebraucht hatte. Sie trat auf ihn zu und er zog respektvoll die Mütze vor der Tochter des Hauses.

„Konrad, Ihr könnt mir eine Botschaft ausrichten“.

„Zu Befehl, Jungfer Gretchen.“

„Wenn Ihr alles pünktlich bestellt und nicht davon andern im Hause wieder sagt, dann will ichs euch lohnen.“

„Oho! Ich gehe für Sie durchs Feuer, hübsche Jungfer.“

Gretchen hatte unterdessen in die Tasche gegriffen, die sie am Gürtel trug und dem Knechte ein Geldstück in die Hand gedrückt, welches dieser mit großer Dankbarkeit annahm und wodurch das Geheimnis schnell gesichert war. Gretchen hieß ihn jetzt, in dem Hause des Schusters, welches sie näher bezeichnete, dem Studenten Schmidt nachzufragen und ihm zu bestellen, daß er jedenfalls heute noch mit ihr reden müsse; sie gab diesen Auftrag hastig und

erregt, so daß sie garnicht daran dachte, den Knecht zu unterrichten, nur dem Studenten allein anzuvertrauen, wer ihn schicke. „Kommt so schnell Ihr vermögt wieder, ich will so lange im Garten bleiben“, flüsterte sie ihm nach und ging dann unruhig auf ihren stillen Platz in dem Jasmingebüsch zurück.

Die Zeit währte ihr entsetzlich lange; schon schlug die Turmglocke sieben, die Sonne erleuchtete nur noch die hohen Giebel der spitzen Dächer. Endlich kehrte der Knecht in das Hintergebäude zurück und spähte geheimnisvoll in den Garten, Gretchen eilte ihm mit klopfendem Herzen entgegen. „Habt Ihr ihn gesprochen?“ fragte sie in der Aufregung so unvorsichtig laut, daß der Knecht sich umfah, ob auch kein anderer im Gebäude oder dem daranstoßenden Hofe zuhöre. Niemand war nahe, die anderen Knechte arbeiteten gerade auf den Kornböden des Vorderhauses.

„Ja, ich habe ihn gesprochen“, versetzte der Bote, „aber der junge Mensch wohnt jämmerlich, der muß recht arm sein.“

Diese Äußerungen des dummen und gutmütigen Knechtes waren ein Stich in Gretchens Herz, aber sie fühlte in diesem Augenblicke die weit größere Sorge, indem sie mit Heftigkeit fragte: „Ist er gesund, wird er kommen?“

„Ich konnte anfangs das Haus des Schusters nicht finden und als ich endlich in die Tür kam und unten in der Stube, wo der Schuster mit dem Gesellen arbeitet, nach dem Studenten fragte, da fing die Frau an, mich zu fragen, was ich zu bestellen hätte, von wem ich käme und dabei stand sie vom Hanfspinnen auf, um noch mehr zu erfahren, denn sie meint es gut mit dem Studenten. Als ich die steilen Treppen bis an die Rauchkammer hinaufgestiegen war, fand ich die Stubentür daneben verschlossen, da aber die Frau unten gesagt hatte, daß er zu Hause sei, so klopfte ich fest an und da hat er erst nach längerer Zeit aufgemacht. Aber mit dem ist's nicht richtig, Jungfer, der hat mit dem Bösen zu tun, da glühten die Kohlen in der Stube und ein Tiegel stand darauf, worin eine blaue Masse schmolz. Der junge Mensch war totenblaß und die Luft in der Stube zum Ersticken.“

Gretchen hörte die Worte des Knechtes mit stummem Entsetzen an.

„Wie ich einen schönen Gruß von Ihnen bestellte, hat er geseufzt, viel und eilig nach Ihnen gefragt und zwischen durch, als horche er auf ein anderes, unsichtbares Wesen, in den Tiegel geguckt. Dann hat er gesagt: ich werde in einer halben Stunde da sein und, wie er das gesprochen, sich um gar nichts weiter bekümmert, sondern sich mit den Kohlen zu tun gemacht. Die Schusterfrau wollte mich wieder unten an der Treppe, wo sie auf mich wartete, anreden, aber ich lief schnell, wie Sie's ja gerne wollten, aus dem Hause. Also kommen will er.“

Diese Mitteilung vermochte Gretchens banges Herz nur noch mehr zu verwirren und ihre Sehnsucht nach dem persönlichen Austausch zu steigern. Sie eilte, den Knecht ganz vergessend, in das Vorderhaus und die Zimmer zurück, um erst die neue Aufregung so weit zu beherrschen, daß sie ihren heimlichen Gang vorbereiten und ausführen konnte. In dem großen Hauswesen des reichen Schlosser, der sich eigentlich um seine Kinder garnicht bekümmerte, die älteste Tochter frei walten ließ, die jüngeren Knaben den Händen des Lehrers Hanneus anvertraut hatte und sie nur mittags bei Tisch zu sehen pflegte, fiel es nicht im mindesten auf, daß Gretchen noch am Abend sich vom Hause entfernte. Seit dem Tode der Mutter war sie sich selbst überlassen gewesen und daher eine Selbständigkeit in ihre Lebensweise gekommen, wie sie unter anderen Umständen wohl nicht einem achtzehnjährigen Mädchen zugestanden wäre, aber sie hatte ein zu kindliches und abergläubisches Gemüt, um ihre Freiheit irgend anders, als nur zur heimlichen Zusammenkunft mit dem Geliebten auszunützen.

Es war eine Viertelstunde nach sieben, als Gretchen sich anschickte, den Gang nach dem Tannenwäldchen am schwarzen Berge vor dem Ostertore anzutreten. Sie brauchte ihre Entfernung unter dem Vorwande, eine Freundin zu besuchen, nur der Wirtschafterin anzuzeigen, um die Wohnung bewachen zu lassen und der Nichtbeachtung des Vaters sicher zu sein. Sie hatte eben die Treppe erreicht, als sie den Vater vor die Tür kommen und mit

einer gewissen Ungeduld über den Markt spähen sah, die jüngeren Brüder spielten lärmend vor der Thür und der Vater schlug in die Hände, um dadurch an Ruhe zu ermahnen. Gretchen lauschte heimlich auf der Treppe und konnte nicht die Zeit abwarten, daß der Vater die Hausthür verlassen werde. Die wenigen Minuten, welche sie hier, vom hohen Geländer der Treppe geborgen, lauschte, wurden ihr aufs neue eine entsetzlich lange Zeit. Da nickte Schloffer jemanden über die Straße zu, ein „guten Abend“ wurde von fremder Stimme erwidert, zwei Hände drückten sich begrüßend, und Gretchen erkannte den Hofrat Beireis, welcher ihrem Vater schnell in die Hausflur folgte. Sie hörte, daß dieser ihm halblaut sagte: „Ich habe Sie, mein Lieber, mit Ungeduld erwartet, es steht das Fabrikat auf dem dritten Fasse“, worauf Beireis mit pfiffigem Lächeln erwiderte: „Nun, ich werde die letzte Hand anlegen und das Wunder daran tun.“ Damit waren beide Männer eilig nach dem Hofe und der geheimnisvollen Essigstube weitergeschritten. Jetzt huschte Gretchen die Treppe hinab, öffnete die auf halber Höhe befindliche Thür desselben Wohnzimmers, in welches am heutigen Mittage Schloffer den Theologen Hanneus geführt hatte, rief der hier sitzenden Wirtschafterin zu, daß sie noch einen Besuch machen wolle und bald zurückkehren werde, und eilte dann aus dem Hause über den Markt.

Als der Hausknecht, welchen Gretchen vorhin in ihrer Seelenangst ausgeschiedt hatte, nach längerem Suchen in dem Hause des Schuhmachers angelangt war, wurde die natürliche Neugierde der scheinheiligen Schusterfrau nicht wenig angeregt, zumal der Knecht, welcher den verhänglichen Fragen derselben nicht gewachsen und ohnedies zu gutmüthig war, ehrlich eingestanden hatte, daß er von der Jungfer Schloffer geschickt worden sei. Die Frau war ihm heimlich die Treppe hinauf nachgeschlichen und auf der Rauchkammer dicht neben des Studenten Stübchen imstande gewesen, die Bestellung des Knechtes und die lebhaften Fragen Schmidts zu erhörchen, hatte sich dann frühzeitig wieder entfernt und unten auf der Treppe zu

tun gemacht, um die Rückkehr des Boten abzuwarten und mehr von ihm zu erfahren. Dieser aber war rasch davongegangen, ohne der neugierigen Frau weitere Antwort zu geben, und dieselbe kehrte nun in die Stube zu ihrem Mann zurück, wo sie mit großer Wichtigkeit das Vorgefallene berichtete.

„Jetzt ist's aber Christenpflicht, einem größeren Unglück vorzubeugen“, hub sie aufgeregt an, „der unglückliche Mensch hat oben wieder vor glühenden Kohlen gegessen und böse Künste getrieben, denke dir, Gottlieb, das junge, hübsche und reiche Mädchen des Kornhändlers Schlosser am Markte verlangt den Studenten heute abend noch zu sprechen.“

„Hm“, erwiderte der Schuster, während er die Tabaksdose in den schwarzen Händen drehte, „der alte Schlosser treibt ja Teufelskünste, wer weiß, ob der Student Schmidt nicht heimlich mit am Teufelseffig hilft und dafür das Mädchen ausgeliefert kriegt.“

„Das Mädchen? Nein, die ist ein Engel und alle Sonntage in der Kirche ebenso andächtig, wie ihre selige, gute Mutter. Glaube nur, die Bösen haben es auf diese gute, fromme Mädchenseele abgesehen. Wer sich dem Teufel verschreibt, der muß schwören, eine gute Seele zu fangen durch Höllenkünste und sie dem Satan auszuliefern; so hat der Beireis den armen Schmidt eingebracht und dieser will jetzt ein unschuldiges Mädchen überantworten . . . das ist meine gewisse Meinung, die mir kein Mensch ausredet.“

Der Schuster hatte sich nachdenklich die Priße unter die Nase gerieben und mit pfiffigem Schweigen die ebenso abergläubische, wie geschwähige Frau angesehen. Es schlug in diesem Augenblick sieben auf dem Turme und der Geselle, welcher schon auf diese Feierabendstunde gewartet hatte, ging hinaus, um sich auf seiner Dachkammer zum Gange in die Herberge anzukleiden. „Höre mal“, begann jetzt der Schuster, „es kann auch sein, daß der Student durch den Beireis mit Schlosser bekannt geworden ist und vielleicht das reiche Mädchen freien wird; in der Meistergesellschaft wurde neulich viel seltsames von dem Schlosser am Markte erzählt, er soll mit Beireis ein

Geheimnis haben — wenn nun der Student Schmidt auch darum weiß, da er doch ein Gesell des Professors geworden ist, so mag's immer geschehen, daß er auch um das hübsche, reiche Mädchen freit.“

„O! Du lieber Gott! Was für schlimme Geschichten passieren jetzt auf Erden! Aber das kommt, wie der Herr Pfarrer sagt, von den Freigeistern, die nicht an das göttliche Wunder glauben.“

„Was ich sagen wollte“ fuhr der Schuster fort, „du weißt, der Student ist uns die Miete schuldig, wenn er sie uns nun mit dem Handgelde des Teufels bezahlt, so haben wir Unglück davon.“

„Ja, das haben wir schon genug, und Vorrathung auch“, fiel die Frau ein, „die Totenuhr pickert jetzt alle Nacht in der Wand über dem Bette, unser Schwein will gar nicht fett werden . . .“

„Nun, darum höre, was ich sagen will. Wenn das reiche Mädchen am Markte mit dem armen Menschen zu tun hat, was du schon auskundschaften kannst, dann stelle es ihr vor, daß sie uns die Miete für ihn bezahlt und haben wir diese, dann mag er ausziehen.“

„Ja, das habe ich mir schon vorgenommen, das junge Mädchen muß ich sprechen, vielleicht gelingt es der frommen Seele, den Menschen wieder auf gottselige Wege zu bringen — hal! Da kommt er die Treppe herunter, jetzt wird er hingehen . . .“

Heinrich Schmidt schritt an dem Flursfenster der Wirtsstube vorüber, ohne hinzublicken, trat auf die Straße und bemerkte nicht, wie der Schuster und dessen Frau neugierig hinter ihm herspähten. „Ei, das ist doch merkwürdig“, sagte die Frau, „er schlägt einen ganz entgegengesetzten Weg ein; er soll zum Markte kommen und geht links die Straße, das fasse ich nicht.“

Während hierdurch die Neugierde dieser Leute noch gesteigert wurde, schritt Heinrich Schmidt auf nächstem Wege dem Ostertore zu, um das Tannenwäldchen am schwarzen Berge zu erreichen. Der Abend war schön, ruhig und mild. In Heinrichs Wesen lag ein feierlicher Ernst und das bleiche Antlitz trug mehr als je die Züge des Nachdenkens und stillen Schmerzes. Bald hatte er

das Thor erreicht; der schwarze Berg, eine hügelartige Erhebung des Bodens, von einem Tannengehölz bewachsen, schied das Plätzchen, welches er suchte, von der Stadt und dem Verkehr der Menschen. Ein Wiesenweg führte nach der Feldseite des Wäldchens in eine feierliche Abgeschiedenheit, wo die Tannen mit düsterem Grün ein domartiges, gotischen Säulen und Gewölben vergleichbares Dach bildeten, in welchem Drossel und Nachtigall wohnten, während üppiges Moos den Boden bekleidete und sich am Rande des Gehölzes mit den Wiesenblumen mischte, die reich über die freiliegende Ebene ausgestreut waren. In diese Einsamkeit trat Heinrich mit erwartungsvollem Herzen und glücklichen Erinnerungen, hier war der verschwiegene Platz, wo er Gretchen in heimlicher Stunde gesprochen hatte, wo er sie heute wiedersehen sollte, und der Rasenhügel unter einer alten ihre Zweige weit ausstreckenden Tanne an das stille Glück der Hoffnung und Liebeswehmut mahnte. Als Heinrich den Rand des Gehölzes eine Strecke weit verfolgt und hier so wenig wie in der Tannenlaube die Geliebte erspäht hatte, warf er sich auf den Rasenhügel nieder, wo er den Blick über Wiese und Acker nach dem Horizonte hatte, an dem die Sonne, mit rötlichem Gewölk umkleidet, majestätisch niedersank. Hier überließ er sich den feierlichen Eindrücken des schwindenden Tages und der Waldeinsamkeit. Wie er da hingestreckt lag, schien er in einer inneren Harmonie mit der Natur zu sein, die roten Strahlen des Abendhimmels warfen durch die Tannenzweige ein rosiges Licht über ihn, ein sanftes Lispeln in den höchsten Gipfeln der Bäume klang wie eine vertrauliche Unterredung; den Kopf auf die Hand gestützt, ernst und feierlich, als horche er den Stimmen der Natur, hatte er sich ihrem Stilleben mit hoher Empfänglichkeit und innerem Verständnis überlassen.

Da rauschte das Gras am Waldesrande von einem unruhigen Schritt. Gretchen, in ängstlicher Bewegung, spähte zwischen den Stämmen weg in die rötlich beleuchtete Grotte, welche von den Tannen gebildet wurde. Heinrich hatte sie erblickt, sie ihn mit zaghafter Stimme gerufen. Beide eilten auf einander zu, mit Sehnsucht, aber

auch mit sanftem Erschrecken. „Heinrich! O! wie hast du mich geängstigt, und auch heute wärst du nicht gekommen? Ach! ich kann dir noch nicht alles sagen, wie eng ist mir die Brust.“ Diese eiligen, stürmischen Worte sprach Gretchen, von den Armen Heinrichs umfassen und atemlos sich an ihm stützend, dann blickte sie ihn verstummend und voll Wangen starr und fragend an, die Tränen feuchteten ihre dunklen, heißen Augen, sie drückte beide Hände auf die beklommene Brust und rief: „Heinrich! o, mein Gott, bleich ist dein Gesicht. Heinrich! bist du krank?“

Ueber diese plötzliche Frage erschien Heinrich Schmidt weniger erschrocken, als über die ungewöhnliche Aufregung, womit Gretchen gekommen war und in der er die Ueberreizung einer abgespannten Natur erkannte. „Was ist dir begegnet, mein bestes Gretchen, was konnte dich so ergreifen und beunruhigen?“ fragte er mit der ihm eigenen sanften Festigkeit des Charakters.

„Du allein hast mir Sorge und Schrecken gemacht, ach! seit mittag habe ich qualvolle Stunden verlebt, ich mußte dich sehen, mußte dich sprechen und du hast keine Sehnsucht zu mir!“ Hierbei sah sie ihm gespannt in die Augen, als suchte sie irgend ein Merkmal oder eine Veränderung. Beide standen am dunklen Rande des Tannengehölzes, von der untergehenden Sonne beleuchtet.

„Du hast ein Recht dazu, mir vorzuwerfen, daß ich seit mehreren Tagen nicht zu dir gekommen bin“, sagte Heinrich zärtlich und ernst zugleich, „aber glaube mir, Gretchen, ich habe nicht minder gelitten, wie du. Jeden Abend mußte ich Dienste verrichten, die mir unerträglich sein würden, wenn ich nicht dächte, daß sie Dornenwege zum Ziele wären, das mir deinen Besitz sichern soll.“

„Du bist blasser, als früher, Heinrich! Was macht deine Wangen so bleich und dein Wesen so ernst und sinnend?“

„Ich habe drei Nächte hindurch im Laboratorium des Professors Beireis arbeiten müssen und auch am Tage wenig Schlaf gehabt; heute nachmittag war ich frei, aber es trieb mich ein Gedanke, den ich ausführen mußte, es war ein Versuch, es dem Beireis nachzutun in einem großen Naturgeheimnisse, — darum gab ich dir heute das Zeichen um sechs Uhr nicht.“

Jetzt konnte Gretchen ihre Flut der Gefühle und den Gegenstand, welcher ihr Herz quälte, nicht mehr zurückhalten, sie mußte alles in einem Male gegen den Beliebten ausschütten. Heinrich horchte nach einem Geräusche und führte die Aufgeregte, deren Busen wogte, in die hohe Laube des Tannengehölzes, um sie hier zum Niederstehen auf dem Grashügel einzuladen, weil er bemerkte, daß ihre Kräfte erschöpft waren und sie sich auf ihn stützen mußte, um sich aufrecht zu halten. „Komm, Gretchen, hier saßen wir ja schon früher glücklich nebeneinander“, sprach Heinrich mild und besorgt, indem er die von innerer Erregung ermattete Geliebte zu sich auf den Rasen unter der alten Tanne sanft niederzog. Gretchen nahm neben dem Jüngling eine knieende Stellung an und sah ihm unverwandt in das Gesicht. „Heinrich“, fragte sie plötzlich, „kannst du aufrichtig zu Gott beten?“

Diese Frage überraschte ihn, er faßte ihre gefalteten auf die Brust gedrückten Hände und suchte die Ursache zu dieser Aufregung zu erforschen. „Ich kann mir schon denken, was dich in diese Bewegung bringt, liebes Mädchen“, sprach er ernst, „du hast einen Auftritt mit deinem Vater meinethwegen gehabt.“

Gretchens Angst nahm bei dieser Aeußerung des Geliebten zu. „O Gott!“ schluchzte sie, „es ist so, wie ich fürchte, du weißt darum!“

„Sprich nicht so räthselhaft; ja, ich weiß darum, ich mußte es vermuten, daß deine Liebe zu mir einen Kampf zu bestehen haben würde — dein Vater ist davon unterrichtet.“

„Schwöre mir, Heinrich, ich werde nicht eher ruhig, du hast schlimme Mittel gebraucht, um auf die Besinnung meines Vaters zu wirken. Das ist es, was mich ängstigt, ich halte fest an Gott, ach! bleibe auch du ihm treu, ich fordere ja nicht, daß du reich bist, ich liebe dich, ohne nach irdischem Gute zu fragen. Heinrich! Laß ab von deinem bösen Vorhaben und stütze die Hoffnung unserer Liebe auf Gott, der alles zum Guten lenkt.“

„Ich verstehe dich nicht, Gretchen, ich habe dir ja erklärt, wie mein Forschen in der Natur keine Sünde ist, sieh dort die untergehende Sonne, wer steht Gott näher,

der Mensch, welcher sie als ein Wunder und höheres Wesen anbetet, oder der, welcher die Gesetze begreift, nach denen sie dort am Horizonte scheidet, um nach wenigen Stunden den neuen Tag im Osten zu verkünden?“

„Heinrich! Du hättest keine geheime Wissenschaft gebraucht, um das Herz meines Vaters zu beherrschen?“

„Ich begreife dich wahrlich nicht.“

„Aber du weißt, daß der Vater mich angeredet hat.“

„Ich konnte eine solche Begebenheit vermuten, unferre Liebe ist kein Geheimnis mehr, der stille Feind unseres Glücks hat sich schon an mir geoffenbart. Ich hab dir früher, als ich noch abends an das Gärtchen hinter dem Hause am Markte kam, von Hanneus erzählt, daß er meinen Weg beschlichen habe, er hat mir bereits zu schaden gemußt und wird auch deinem Vater von mir gesagt haben.“

Gretchen gab durch ihre Miene zu verstehen, daß sie noch verwirrt worden sei und sich anstrengte, diese Mitteilung des Geliebten mit ihrer eigenen Meinung zu vereinbaren. Heinrich bemerkte ihre Bestremdung und fuhr zärtlich fort: „Ich hatte es dir nicht offenbaren mögen, um nicht dein Herz zu beunruhigen, aber da du mit deinem Vater geredet hast, so sollst du alles erfahren, denn es wird dich beruhigen, wenn du siehst, daß ich mich darüber hinwegsetze. Du weißt, daß ich bisher eins von den kleinen Stipendien bezogen habe, welche der Hofprediger Dreißigmark am Dome zu Braunschweig zu vergeben hat. Gestern erhielt ich ganz unerwartet ein Schreiben, worin mir angekündigt wird, daß mir das Stipendium nicht mehr ausgezahlt werden soll, da man erfahren habe, ich triebe böses Wesen und Goldmacherei im Dienste des Professors Beireis. Und das hat niemand anders, als Hanneus an den Hofprediger berichtet, und er wird auch deinen Vater gegen mich aufgereizt haben. Nun erzähle mir, Gretchen, was ist in deinem Hause vorgefallen?“

Gretchen hatte Mühe ihre verwirrten Vorstellungen und Gefühle zu ordnen, denn alles, was sie hörte, war den eigenen Vermutungen und Gründen ihrer Besorgnis geradezu widersprechend. „Was mich aufregt, ist die plötz-

liche Teilnahme, die mein Vater an unserer Liebe nimmt“, sprach sie sinnend, „er lobte dich, nannte dein Grübeln über Naturgeheimnisse achtungswert und hat mir aufgetragen, dich nach unserem Hause zu bestellen, damit er dich kennen lerne . . .“

„Wäre es möglich?“ rief Heinrich überrascht und sich halb vom Rasen erhebend, „er hat unsere Liebe nicht verdammt?“

„Nein, nein, er sprach mit Wohlwollen von dir, ach! diese plötzliche, unerklärliche Sinnesveränderung meines Vaters trieb mich gerade zu dem entsetzlichen Gedanken, daß du teuflische Künste gebraucht hättest, darum bin ich so aufgereggt und so angst um deine Seele.“

„Dann kannst du ruhig sein, darüber werde ich dir eine einfachere Erklärung geben; dieses Benehmen deines Vaters habe ich wahrscheinlich dem Einflusse des Hofrates Beireis zu danken, erschrecke nicht, Gretchen, das ist auf gute, natürliche Weise geschehen. Ich teilte gestern den Verlust meines Stipendiums und den Grund desselben dem Hofrate mit, früher schon hatte ich ihm meine Liebe zu dir anvertraut, erschrecke nicht, er ist ein Mann, der, wenn sein Ehrgeiz nicht darunter leidet, gern gefällig ist, er lächelte still und sagte dann zu mir: „die Paar Lumpentaler des Theologen können ihnen schon durch die Abfallspäne meiner chemischen Arbeiten doppelt ersetzt werden, darüber grämen Sie sich nicht.“ Er wird mit deinem Vater gesprochen haben; morgen mittag wenn ich vom Freitisch komme, werde ich deinem Vater mit gutem Gewissen und freien Mutes unter die Augen treten.“

Gretchen schien dadurch noch nicht beruhigt zu sein; sie fürchtete Beireis und es war gerade ihre Sorge, daß Heinrich durch ihn zum Ziele ihres Herzens kommen wollte. „Ach“, seufzte sie, „ich vergehe vor Angst, wenn ich weiß, daß du mit meinem Vater redest, ich flehe dich an, laß dich nicht zu bösen Zwecken gebrauchen, gib dein Vorhaben auf, reich durch geheime Künste zu werden — oh wenn du doch Beireis nicht kennen gelernt hättest!“

„Du kannst sicher sein, daß ich durch ihn nichts von dem erfahre, was ich suche und durch eigenes Nachdenken finden will. Ich glaubte, er würde mich einweihen in die Bereitung seiner wertvollen Farben und des Goldes, er macht mir Hoffnungen dazu, aber, und das ist die Ursache meiner stillen Unzufriedenheit, er benützt mich nur zur Anfertigung von Arzneimitteln. Was er aber herausgebracht hat, muß auch mir gelingen, es ist der Drang meines Lebens, das Wunder der Natur in seine einfachen Kräfte aufzulösen, das will ich, das habe ich mir geschworen und schwöre es hier angesichts der scheidenden Sonne.“

Bei diesen letzten in großer Bewegung gesprochenen Worten war Heinrich unwillkürlich aufgesprungen und hatte die Hand gegen den roten Horizont ausgestreckt, ein leise verhallendes Echo murmelte durch das Gehölz, die Gipfel der Tannen lispelten geheimnisvoll, da, mit einem Schrei des Entsetzens fuhr Gretchen vom Boden auf und stürzte auf Heinrich zu, ein Salamander war dicht an ihrer auf dem Rasen ruhenden Hand vorbeigelaufen. „Mit Gott, mit Gott beginne und vollende!“ stieß sie angstvoll aus erschrockener Brust hervor und sah den Geliebten ernst und hilfesuchend an, nachdem sie zuvor einen scheuen Blick auf den Rasen gerichtet und Heinrichs Aufmerksamkeit dadurch auf die Ursache ihres Schrecks gelenkt hatte.

„Dich erschreckt ein Geschöpf Gottes“, sprach Heinrich sanft, „komm, laß uns am Rande des Gehölzes auf- und niederwandeln, siehe wie feierlich die Natur sich für die Nacht vorbereitet, komm, Gretchen.“

Sie traten aus dem Tannendunkel heraus und das bange Mädchen blickte noch einmal mit scheuem Blicke dahin zurück.

„Dort der glänzende Abendhimmel ist Gottes Spiegel“, nahm Heinrich im langsamen Fortschreiten das Wort, „aber auch im dunkeln Walde hier ist jegliches Leben ein Werk des ewigen Schöpfers. In der Natur gibt es nichts Böses, nirgends gibt es dämonische Kräfte, welche willkürlich wirken könnten. Wohin ich blicke, da erkenne ich eine Gesetzmäßigkeit, die mich mit Andacht erfüllt.“

Gretchen hatte nur zerstreut zugehört, denn sie trug eine Sorge im Herzen, die sie sich nicht weg zu reden und nicht zu verschweigen vermochte. „Wenn du nur mit Beireis nicht umgingest,“ seufzte sie, „er kann kein guter Mensch sein, er geht mit dem Teufel um.“

Als Heinrich mit einem mitleidigen Lächeln geistiger Ueberlegenheit in ihr Gesicht blickte, fuhr sie rasch fort: „Von meiner Kindheit an hat man in der Stadt nur schlimmes von Beireis geredet, neulich hat er den Abt Pott und mehrere andere Herren zu Tisch gehabt, und wie er den Deckel der Suppenschale aufhebt, wimmelt alles von garstigem Gewürm, daß alle Gäste entsetzt zurückschrecken; da hat er die Suppe mit dem Löffel gerührt und sogleich ist der Teufelspuk verschwunden gewesen.“

„Dein Gemüt hängt von dem Einflusse der mütterlichen Erziehung her noch in den Banden des Wunderglaubens“, sprach Heinrich sanft und ernst; „deine Liebe zu mir muß dir auch das Vertrauen geben, daß ich dich nicht täusche und das Böse als gut in deine Vorstellung einreden werde, Gretchen! wie könnte ich dein Herz, deine Anschauung des Lebens belügen wollen, wo ich selbst an deinem Gemüte und deinem Bewußtsein teilhaben will in dem Glücke der liebenden Ergänzung unserer Seele?“

Diese Sprache traf in der Tiefe von Gretchens Gemüt die für Heinrichs Einfluß empfängliche Seite; das große Vertrauen zu seiner edlen Natur war ja gerade beängstigt worden durch sein jetziges Treiben, was sie nicht begriff, weil sie nicht so schnell eine Anschauung teilen konnte, die sie mit Grauen zu hören gewohnt war und die ihr durch manches Ereignis immer von neuem verdächtigt wurde. Sie fühlte sich aber durch die eben gesprochenen Worte Heinrichs seltsam getroffen und, mit einer schmerzlichen Innigkeit sich an seinen Arm schmiegend und sein Fortschreiten aufhaltend, sprach sie: „O! Heinrich! Wenn ich nicht so frei denken kann, wie du, so zürne mir nicht, Gott weiß, wie ich dich über alles liebe und dich täglich in mein Gebet einschleife, ach! ich kann nicht dafür, daß ich ein unheimliches Grauen über manches empfinde, woran du Freude hast und was du

gut nennst; du hast es mir schon oft ausgeredet, aber diese Furcht und Beklommenheit kehrt immer wieder, wenn ich allein bin und über deine Worte nachdenke.“

„Meine Liebe zu deiner engelsreinen, frommen Seele macht es mir zur Pflicht, dich aufzuklären und dich aus den Fesseln des Aberglaubens zu befreien“, erwiderte Heinrich mild und zärtlich; „laß uns diesen schönen, ruhigen Abend dazu anwenden, im Genuße der Natur auch unsere Absichten darüber zu versöhnen, denn wie sich Tag und Nacht rings um uns her um die Herrschaft dieser Welt bekämpfen, so ist auch des Menschen Geist von Tag und Nacht beherrscht und er wird immer mehr an Erkennen und Gewißheit zunehmen, je mehr er aufgeklärt wird über das geheimnisvolle Dunkel.“

„Mich ängstigt dein Streben, in das Wunderbare einzudringen und etwas zu tun, was Gott dem Menschen nicht anvertraut hat, du wirst immer bleicher und ernster, je mehr du an das Goldmachen denkst; auch heute hast du wieder vor dem Kohlenfeuer bei verschlossener Tür geheime Dinge geschmolzen. Es sagt jedermann, daß das Goldmachen ein übermütiges, sündhaftes Unternehmen sei und der Hilfe böser Mächte bedürfe. Ich höre mit stiller Angst auf jedes Wort, was die Leute davon erzählen, und wenn ich dann denken muß, daß auch du darauf ausgehst, durch schwarze Kunst reich zu werden, dann fühle ich einen unbezwinglichen Schauer.“

„Liebes Gretchen, wenn es böse Mächte gäbe, die willkürlich mit den Gesetzen der Natur umspringen könnten, wenn es einen Teufel gäbe, der gegen Gott zu handeln vermöchte, dann wäre Gott nicht Herr des Himmels und der Erde und hätte mit einem Widersacher zu kämpfen. Daß ich solche bösen Mächte nicht kenne, beweise ich dir tatsächlich dadurch, daß ich immer noch damit umgehe, auf natürlichem Wege das Gold in seine Bestandteile zu zerlegen, um diese dann einzeln in der Natur zu suchen und zu Gold zu verbinden. Weirich hat mir erklärt, daß er es könne und das reizt mich, es ihm selbständig nachzutun.“

Gretchen hatte aufmerksam zugehört und fragte jetzt mit ruhigerer Miene: „Denkst du nichts böses dabei?“

„In der Einsamkeit weilen meine Gedanken bei dir, ich beziehe all' mein Wollen und Tun auf dein Herz, und ich habe schon längst eine Bitte an dich richten wollen, daß du mir zum Goldmachen behilflich sein möchtest.“

Gretchen war überrascht; mit einer biedereren, jedes Mißtrauen zurückweisenden Aufrichtigkeit fuhr Heinrich, nicht ohne eine schmerzliche Beschämung fort: „Du weißt, Gretchen, ich bin arm; um Gold zerlegen zu lernen, bedarf ich eines Stückes Gold, ich bitte dich darum.“ Es lag so viel edle Hingebung und sanfte Beschwichtigung des männlichen Stolzes in diesem Eingeständnis seiner Armut, es blickten seine großen, seelenvollen Augen so schwermütig und doch so vertrauend auf Gretchens furchtsam horchende Miene, daß diese sich plötzlich in einen feierlichen Ernst verwandelte, dann fragte sie sinnend: „Du willst das Gold scheiden lernen, um es aus seinen Bestandteilen wieder verbinden zu können?“

„Ja, mein liebes Gretchen, es ist ein Märchen der Leute und des alten Aberglaubens, daß man Gold auf übernatürlichem Wege produzieren könne; ich bin gewiß, daß der Mensch nur dasjenige der Natur nachzubilden vermag, was er auf demselben Wege und mit denselben Gesetzen herstellt, wie es in der Natur geschieht. Dieser Weg ist aber das Geheimnis, welches die Wissenschaft sucht. Kennt man die Elemente des Goldes, dann muß jedesmal Gold aus der Verbindung dieser Elemente in der Hand des Menschen entstehen. Beireis hat mir erklärt, daß er es vermöge, und darum habe ich meinen Sinn darauf gesetzt, es ihm nachtun zu wollen.“

Gretchen hatte unterdessen ihren Blick auf einen Ring geheftet, den sie am Finger trug; diesen streifte sie jetzt mit rascher Bewegung ab und reichte ihn dem Jüngling dar. „Nimm diesen goldenen Ring“, sprach sie, „benutze ihn zu deinem Vorhaben.“

Heinrich zögerte. „Du denkst nicht daran, daß ich das Gold zu scheiden suche, ich würde den Ring zerstören.“

„Gebrauche ihn“, erwiderte Gretchen mit einer fast ängstlichen Aufdringlichkeit, „vermögst du ihn zu scheiden und wiederum Gold daraus zu bilden, dann will ich beruhigt sein über dein Geheimnis.“

Heinrich verstand den Sinn dieser Worte nicht und besah nachdenklich den goldenen Reif, auf dem sich ein Kreuz befand. „Diesen Ring schenkte mir einst meine selige Mutter“, fuhr Gretchen fort, „das Kreuz darauf hat ihn geweiht, daß er nicht bösen Zwecken diene, manche Träne meiner Angst um dich hat ihn befeuchtet. Kannst du ihn zerlegen und als Mittel zu deinem Vorhaben gebrauchen, so glaube ich daran, daß du keine Sünde tust — gelingt es dir aber nicht, das Gold dieses Ringes zu scheiden, dann laß ab von deinem Beginnen, dann ist es kein gutes.“

„Ja, ich nehme den Ring“, rief Heinrich lebhaft, „mit der Auflösung dieses Goldes werde ich auch den Aberglauben aus deiner Seele scheiden und das Wunder wird seine Macht verlieren, wenn die Wissenschaft den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung erkannt hat.“

„O! nenne nicht Aberglauben, was mich mit Furcht erfüllt; dasselbe Gefühl stärkt mich auch, da es mich in jeder Furcht andächtig zu Gott fliehen heißt.“

Heinrich blickte in die Landschaft und schien deren vollen, erhebenden Eindruck in sich aufzunehmen. Die Sonne war bereits im tiefen, violetten Dunststreifen des Horizontes verschwunden, ein roter Glanz erleuchtete noch Acker, Wiese und Gehölz — feierliche Ruhe hatte sich über die Gegend gelagert. Unter den Tannen war es dunkel geworden, es sumnte, rasselte und rauschte dort, der Nachtvogel wagte sich aus dem Versteck und die Fledermaus flog wie ein Schattenbild am Rande des Gehölzes vorüber. Während Heinrich in ein seliges Einverständnis mit der Natur versunken da stand, schmiegte Gretchen sich enger an seine Seite und horchte auf das Geräusch in der Dämmerung. Das Gespräch zuvor, die Einsamkeit und das innere Bedürfnis, die Seele der Geliebten aufzuklären, veranlaßten Heinrich, seinen Blick eine zeitlang mit schweigsamer, glücklicher Behmut auf die Geliebte zu richten, welche gedankenvoll neben ihm stand.

„Stimmt die Natur uns nicht andächtig?“ begann er sanft, „und sie sollte nicht Gottes Werk überall, in jeder Erscheinung sein?“

„Ja, nur das Uebernatürliche erschreckt“, antwortete Gretchen, aus dem Nachsinnen erwachend.

„Es gibt nichts Uebernatürlichen“, hob Heinrich begeistert an, „wo ich das Vernünftige und Gesetzmäßige erkenne, da ist Gott gegenwärtig, die ganze Natur steht in allen ihren größten und geringsten Erscheinungen in einem innigen Zusammenhang, alles wird — das lehrt die Naturwissenschaft — hervorgebracht und beherrscht vom göttlichen Willen, und ist diese Erkenntnis nicht eine religiöse?“

„Nenne menschliches Wissen nicht Religion, Heinrich, in der Natur ist nicht alles göttlich, es erregt dem frommen Gemüt manche Erscheinung ein Grausen.“

„Wo wäre eine Ausnahme vom natürlichen Gange der Dinge? Was wäre sie anders, als eine Abweichung von der Vernunft, ein Widerspruch in Gott. Kannst du dir aber einen solchen Gott denken?“

Gretchen schwieg — sie fühlte etwas in dieser Frage, das ihr die Antwort erschwerte.

„Wer die Erscheinungen nur in ihrer sinnlichen Außerlichkeit anschaut, dem ist alles Innerliche jeglicher Naturkraft ein Uebernatürliches und es erregt ihm Grausen, was oft das Gefühl des Angenehmen für ihn hat, weshalb auch ein Gang nach dem Uebernatürlichen im Menschen entsteht. Das unheimlich zitternde Licht der Ahnung ist dem Wundergläubigen ein Reiz, der ihm ebenso viel träumerisches Wohlgefallen als Furcht einflößt.“

„Heinrich, was Gott verhüllt hat, soll der Mensch nicht aufdecken wollen, das lehrt der Geistliche.“

„Des Menschen Lebenszweck ist Erkennen — dadurch wird er sich seiner selbst mächtig und damit Herr über die Natur. Du hast es gesehen, daß der Blitz, den die Leute als Zornstrahl Gottes fürchten, ganz gehorsam am Bligableiter niederfuhr, den Beireis aufpflanzte, du hast gelesen, daß der Blutregen, den die Leute als Vorzeichen himmlischen Strafgerichtes anstaunten, nichts weiter als eine Absonderung gewisser Insekten ist, daß Sonnen- und Mondfinsternisse auf Gesetzen beruhen, die man schon im Voraus berechnen und in ihrer Wirkung vorhersehen

kann; siehe, so fürchtet der Aufgeklärte die Kometen nicht mehr, erschrickt nicht vor Ungewöhnlichem und lacht der Dämonen, der Gespenster und des Teufels.“

„Heinrich! Mir graut vor deinem Wissen.“

„Die Naturkräfte, welche das Volk nicht begreift, sollen Diener des menschlichen Willens werden und den Menschen vom rohen Naturzwange befreien — er soll Herr über die Geseze werden, indem er sie erkennt.“

„Ach! Heinrich! wird Gott solchen Hochmut nicht strafen?“

„Nein“, erwiderte Heinrich in Begeisterung, „ein solches Erkennen ist Anbetung Gottes — Gretchen, frage dein reines, ursprüngliches Gefühl, wer steht Gott näher, der Mensch, dessen Geist auf den Bahnen ferner Welthörper dieselben ewigen Geseze wiedererkennt, die er auf der kleinen Erde kennen lernte, der da weiß, warum die Sonne dort im Westen verschwinden und im Osten wieder auftauchen muß, der mit heiliger Andacht in die Werkstatt der Natur blickt und sieht, wie nach unveränderlichen Gesezen die Atome sich zusammenfügen zu Gestalten und wie dieselbe bewegende Kraft den Blutstropfen in uns und die Welthörper im unermesslichen Himmelsraume fortrollt auf bestimmten Bahnen — oder der Mensch, welcher vor jeder ungewöhnlichen Naturerscheinung erschrickt, im Blitzstrahl den zürnenden, in der Witterung den launigen, in allen Naturkräften den willkürlichen Gott fürchtet, der im Nachdenken über das Geheimnis die Zuflüsterung des Teufels zu vernehmen wähnt und überall gespenstisches Walten sieht, gegen das er in finsterner Seelenangst die Gnade Gottes anruft — urteile selbst, Gretchen, nach deinem natürlichen Gefühle, wer von beiden steht der Gottheit näher?“

Gretchen schien ergriffen von der Begeisterung, womit Heinrich diese Worte gesprochen hatte, sie sah ihn mit vertrauensvoller Hingebung an und flüsterte: „Du magst recht haben, ich muß mich an deinen Glauben erst gewöhnen; Gott wird uns nicht verlassen — ist das auch die Art, wie Beireis über Gott und Natur denkt?“

Dämmerung breitete sich bereits über die Gegend aus; am tiefblauen Himmel traten die größeren Sterne

hervor. Die beiden Arm in Arm Verbundenen traten unwillkürlich den Weg nach der Stadt an.

„Beireis weiß, daß in der ganzen Natur die größte Gesetzmäßigkeit von Ursache und Wirkung herrscht, er hat viele noch unbekannte Naturkräfte entdeckt und sich dienstbar gemacht; das ist es gerade, was mich zu ihm treibt, ich will sein besonderes Wissen mir zugänglich und nützlich machen. Aber anstatt das Entdeckte zur Kenntnis der Welt und zum Gemeingute der Wissenschaft zu bringen, wie es andere Professoren tun, stellt er sich, als besitze er geheime Kräfte und Wundertätigkeit, um Uebernatürliches zu vollbringen. Er spekuliert auf die abergläubische Menge und sucht durch ihre Furcht, Bewunderung und Eigennützigkeit seinen unbegrenzten Ehrgeiz und das Bedürfnis nach Reichtümern zu befriedigen und ich habe es selbst gesehen — im stillen lacht er über die Bewunderung der Leute und die Dummheit der Welt. Deshalb macht es ihm Vergnügen, mit dem Teufel und dessen Freundschaft zu kokettieren und sieht es gern, wenn die Leute ihn deshalb anstaunen und fürchten.“

„Aber ist das nicht sündhaft, aus Absicht unwahr und betrügerisch zu sein?“ fragte Gretchen weit unruhiger als früher.

„So urteilen viele Leute über ihn, aber ich denke anders, ich übersehe seine menschliche Eitelkeit, dulde sie still und nütze ihm, wo ich kann, um von seinen gründlichen Kenntnissen zu lernen; denn glaube mir, er ist in der Chemie und Physik mindestens fünfzig Jahre voraus, er besitzt eine Kenntnis der Naturkräfte, welche ich bewundere.“

„Dann weißt du jetzt wohl auch, was er mit meinem Vater treibt, wie er den Essig macht; heute abend, als ich hierher vor das Tor gehen wollte, kam Beireis eilig in unser Haus.“

„Sei fest versichert, daß es nichts Uebernatürliches ist, daß ein böses Wesen nichts mit dem zu tun hat, was Beireis mit deinem Vater treibt; ich vermute, er hat neue, raschwirkende Geseze der Essigbildung entdeckt, die er durch deinen Vater in gewerblichen Verkehr gebracht hat und mit ihm zu Gelde macht.“

„Ach, hättest du doch schon mit meinem Vater gesprochen, wäre doch erst morgen mittag vorüber! Wie werde ich mich ängstigen, wenn ich dich kommen sehe; am Fenster werde ich lauschen, um dich zu grüßen; was wird geschehen, was wird er dir und mir sagen? O Gott! Wenn er doch unsere Liebe billigte und dich aufnähme . . . Du wirst ihm gefallen, Heinrich, du bist ja so gut und treu!“

Unter solchem von Hoffen und Bangen erfüllten Gespräch waren die Liebenden an das Tor gekommen; die Dämmerung eines prächtigen Sternenhimmels hatte sie auf einsamem Feldwege geleitet und die Erwartung des nächsten Tages machte das Herz so zuversichtlich und kühn, daß Heinrich diesmal Gretchen nicht am Tore der Stadt verließ, sondern durch die Straßen bis auf den Markt zu führen wagte. Manches neugierige Auge mochte auf diesem Wege die Heimkehrenden belauscht haben, ohne daß sie darauf geachtet haben. Gretchen fühlte sich durch die Zuversicht Heinrichs ermutigt, und dieser schöpfte die Hoffnung einer schöneren Zukunft aus den Mittellungen, welche Gretchen jetzt um so ausführlicher über die heutige Unterredung mit ihrem Vater machte, als ihr Gemüt ruhiger geworden war.

Das große Schlossersche Haus lag dunkel und ernst vor ihnen; noch ein gegenseitiges Wort der Liebe, eine eilige, glühende Umarmung gestattete hier das milde Sternenlicht. „Morgen, morgen“, flüsterte der Mund, dann floh Gretchen in das Haus, und Heinrich verschwand am dunklen Gemäuer der Kollegienkirche.

Der andere Morgen war gekommen, dem flackernden Sternenhimmel der Nacht war ein schweres, vom Nordwestwinde niedrig über die Stadt getriebenes Gewölk gefolgt und eine nasse Luft feuchtete Dächer und Straßpflaster.

Gretchen hatte eine schlaflose Nacht gehabt, ihre Gedanken waren mit Heinrich beschäftigt gewesen, sie hatte sich alles, was er gesprochen, viele Male wiederholen müssen und sich bemüht, seine Ansichten zu teilen und mit

ihren Empfindungen und frommen Ahnungen in Uebereinstimmung zu bringen. Heinrich war ihr gestern abend so edel und gemäß in seinen Anschauungen erschienen, daß sie bei ruhiger Nachwirkung auf ihr Gemüth kein Grauen mehr empfand, wenn sie daran dachte, daß seine Religion eine neue, und die Art, zu glauben und Gott zu dienen, eine andere war, als diejenige, welche bisher ihr kindliches Herz gewohnt war. Mit Anbruch des Tages saß sie schon im ausgebauten Fenster und schaute sinnend und die Vormittagsstunde erwartend, über den feuchten Markt. Als sie das Gebetbuch nahm, welches die selige Mutter ihr hinterlassen und der Hauslehrer Hanneus empfohlen hatte, fühlte sie sich zum ersten Male zerstreut, und sie vermochte sich durch das aufgeschlagene Gebet zu keiner rechten Andacht zu erheben.

Die siebente Stunde führte die jüngeren Brüder und die Wirtschaftlerin des Hauses in das nebenliegende Zimmer, wo man das Morgenbrot gemeinschaftlich, außer dem Vater, zu verzehren pflegte. Die Wirtschaftlerin, eine praktische ältliche Jungfrau, sah Gretchen einige Male mit bedenklichen Blicken an und schien die Zeit abwarten zu wollen, wo die Knaben in die Unterrichtsstunden gehen mußten. Diese Zeit kam, die Knaben eilten davon, die Wirtschaftlerin hatte absichtlich mit dem Kaffeetrinken gezögert.

„Gestern abend sind Sie lange ausgeblieben“ hob sie an, „Herr Schlosser war sehr unzufrieden darüber und hat gemeint, ein junges Mädchen müsse nicht seine eigenen Wege gehen. Er hat mich verantwortlich gemacht, daß es nicht wieder geschehe.“

Gretchen erschrak, sagte sich aber schnell, indem sie daran dachte, daß in wenigen Stunden die Zusammenkunft des Vaters mit Heinrich alles ausgleichen werde, und fragte: „Hat mein Vater nicht weiter über mich gesprochen?“

„Nein, er hatte es sehr eilig, aber ich glaube mehr von Ihren Geheimnissen zu wissen, als er selbst, hüten Sie sich, Gretchen, Sie wären das erste Mädchen nicht, welches in Versuchung gefallen ist durch die Studenten in Helmstedt.“

Diese mit einem forschenden Argmohn gesprochene Warnung trieb das Blut auf Gretchens Wangen; es war ihr ein beleidigtes Gefühl, diese Verdächtigung von Heinrichs Charakter zu hören, während sie gerade in diesem Augenblick empfand, wie teuer ihr derselbe geworden, wie tief er gestern abend ihr Gemüt zu bewegen fähig gewesen war. Sie hatte keinen Ausdruck für ihre innere Empfindung und sah, der Erinnerung des gestrigen Abends sich unwillkürlich hingebend, schweisam nieder. Die Wirtschafterin beobachtete sie streng, stand dann nach einiger Zeit ruhig auf, nahm das Kaffeegeschirr zusammen und ging hinaus.

Eine neue Verwirrung war in die Seele des jungen Mädchens gebracht, sie konnte die Worte des Vaters mit seiner Aeußerung gegen die Wirtschafterin nicht vereinbaren; sie hatte nur Heinrich zum Vertrauten ihrer Gefühle und suchte jetzt durch den Gedanken an ihn die neue Unruhe zu beschwichtigen. Mit um so größerer Ungeduld harrete sie der Stunde seines Kommens. Längere Zeit hatte sie wieder am Fenster zugebracht und bei einer noch einfachen Handarbeit bald über den feuchten Markt geblickt, bald den zerrissenen, vom Winde getriebenen Wolken nachgesehen, als plötzlich mit fröhlichem Geräusch einer der Brüder hereinsprang und rief: „Gretchen, komm mal auf die Treppe, da steht eine Frau, die nach dir fragt.“

„Kennst du sie nicht?“ fragte Gretchen, welche in ihrer Stimmung alles auf ihr Liebesereignis bezog und unwillkürlich an Heinrich denken mußte.

„Ei, sie will gewiß betteln“, erwiderte der Knabe, „sie fragte ganz heimlich nach dir.“

Gretchen empfand Furcht, unten in das Haus zu gehen und ihrem Vater zu begegnen, ehe Heinrich mit ihm geredet hatte. Sie schickte deshalb den Bruder fort, die Frau auf den Vorplatz an der Thür zu rufen. Der Knabe eilte hinaus und kehrte gleich mit einer ärmlich, aber rechtlich gekleideten Frau zurück, welche einen Korb trug und von Gretchen in der Thür erwartet wurde. Sie betrachtete das junge hübsche Mädchen mit deutlichem

Erbarmen in der Miene und den horchenden Knaben flüchtig mit einem Seitenblicke beachtend, öffnete sie den Korb und sprach:

„Wollen Sie, liebe schmucke Jungfer, nicht ein Paar Schuhe von mir kaufen? Ich habe viele vornehme Kunden, mit denen ich handle.“

Der Knabe fand seine Neugierde nicht befriedigt und lief die Treppe hinunter, um in das Zimmer zurückzukehren, wo von dem hier anwesenden Hanneus Unterricht erteilt wurde.

„Wenn Sie auch nichts kaufen wollen“, fuhr schnell die Frau fort, „so habe ich doch mit Ihnen zu sprechen; ich bin die Wirtin des Studenten Schmidt.“

„Kommen Sie“, flüsterte Gretchen scheu und trat in die erste Stube zurück, damit ihr die Frau folgen sollte, „ach, haben Sie mir eine Bestellung zu machen? Kann er heute morgen nicht erscheinen?“

Das Erbarmen in der Miene der Schusterfrau steigerte sich und nachdem sie einen Moment lang das unruhige Mädchen mitleidig betrachtet hatte, sagte sie mit einer gewissen Vertraulichkeit: „Ich habe Sie immer in der Kirche gesehen, Jungfer Schlosser. Sie sind so fromm, darum bin ich gekommen, um Sie zu einem guten Werk zur Ehre Gottes aufzufordern.“

Gretchen glaubte, daß von Heinrich nicht die Rede sei und fragte enttäuscht und gleichgültig: „Was wollen Sie denn? Sammeln Sie Spenden für die Armenanstalt?“

Die Frau blickte Gretchen scharf und mit einer Art von Bitterkeit an. „Junges Blut“ sagte sie halblaut und kopfschüttelnd, „Sie sind in schlimmer Versuchung, Gott will Sie prüfen.“

Als sie Gretchens Erschrecken bemerkte, trat das fromme Mitleid in ihre Miene zurück und sie fuhr in milder Betonung fort: „Ich weiß, Sie kennen den Studenten Schmidt; ich halte es für Christenpflicht, Sie zu warnen, denn die Armut hat den Menschen dem Teufel überantwortet, er ist unglücklich, hat weder Vater noch Mutter, und treibt geheime böse Künste in meinem Hause, daß schon Vorzeichen eines Unglücks eingetreten sind — es wird nichts unruhig in den Wänden, der Brotteig

will nicht aufgehen, das Schwein nicht fett werden, der Vogel ist tot vom Stock gefallen — Miete kriegen wir auch nicht, er vertröstet uns mit seiner bösen Kunst, aber das Gold, welches ihm der Teufel gibt, das mögen wir nicht, und könnte mich zum weinen bringen, wenn ich Sie, liebe Jungfer Schlosser, erblicke und dabei denken muß, daß der Mensch böse Absichten auf Sie hat.“ Bei dieser Rede war die Frau unwillkürlich in den größten Eifer geraten.

Gretchen errötete bald im Scham und Drang zum widersprechen, bald fühlte sie Schreck, Verwirrung und Schmerz — der Gedanke an Heinrichs Armut war aber in ihr vorherrschend geblieben.

„Erzählen Sie mir“ bat sie mit unsicherer Stimme, „er ist so arm, daß er Not leidet?“

Hierdurch war die Schustersfrau auf den eigentlichen Gegenstand ihres Mitleides zurückgeführt, denn sie bedauerte Schmidt aufrichtig. Ihr Mann hatte ihr aber vor dem Ausgehen noch mit Entschiedenheit aufgegeben, durch Beschreibung von des Studenten Armut das junge reiche Mädchen zur Bezahlung der Miete zu bewegen — daran dachte die Frau jetzt, als sie gesprächig fortfuhr: „Er ist so arm wie eine Kirchenmaus; außer der Freitischsuppe im Konvikt hat er oft den ganzen Tag nichts zu essen und da Sie mit ihm zu tun haben und reich sind, so üben Sie ein christlich Werk, geben Sie dem Menschen Geld, damit er nicht aus Hunger Teufelskünste zu studieren braucht, kaufen Sie ihn dem Bösen ab und führen Sie seine Seele wieder auf den rechten Weg.“

Daß Heinrich wirklich Hunger leide, hatte Gretchen nie geglaubt, es war ihr dieser Gedanke in der anderweitigen Reihe ihrer Vorstellungen und bei ihrer Unkenntnis des praktischen Lebens gar nicht gekommen, und Heinrich hatte nie darüber gesprochen. Jetzt fiel ihr dieser Gedanke plötzlich wie eine Selbstanklage auf die Seele, ihre Phantasie vergrößerte das Bild eines stolz vom Geliebten verschwiegenen Elends. Da sie selbst im Ueberfluß gelebt hatte und keine Armut kannte, so war ihr das Wort „arm“, wenn Heinrich oder sie es gesprochen hatte, wie eine undeutliche Vorstellung durch den

Sinn gefahren und mehr als banges Gefühl, denn als Bild der Wirklichkeit von ihr wahrgenommen. In ihrer Bestürzung über diese Wirklichkeit wollte sie immer mehr davon wissen und die Schustersfrau war bereit, das Bild der Armut recht grell zu schildern. Mit der Wehmut darüber fühlte sie aber auch ihre Liebe zu Heinrich, ihre Achtung vor seinem edelmütigen, stillbuhlenden Charakter recht mächtig, sie achtete gar nicht auf die Andeutungen über sein böses Treiben mit teuflischen Geheimnissen, sie sah ihn in der Phantasie neben sich am Rande des Lannenhölzchens stehen, von der untergehenden Sonne verklärt beleuchtet, die Hand gegen das Abendrot ausgestreckt und mit Begeisterung ausrufend: „In der Natur gibt es nichts Böses. Wohin ich blicke, da erkenne ich eine Gesetzmäßigkeit, die mich mit Andacht erfüllt!“ Diese Worte hatten seit gestern abend beständig in ihrem Gemüte nachgeklungen und merkwürdige Veränderung in ihren Anschauungen verursacht. Und sie, die in abergläubischer Furcht und Ahnung sonst für allen Glauben an böse Mächte so empfängliche Jungfrau, hatte jetzt den Mut, nicht nur die Schilderung der Frau von Heinrichs sündhaftem Verkehr mit dem Bösen über den Gedanken an seine Armut zu vergessen, sondern sogar mit glühender Wange die Rede der Frau zu unterbrechen und im Eifer der Liebe zu sagen: „Er ist gut, er ist nicht in des Bösen Dienste — das verstehen Sie nicht, er studiert Naturwissenschaft, die dergleichen Versuche fordert!“

Die Schustersfrau schüttelte mit dem Kopfe, als halte sie Gretchen ebenfalls für verloren. „Aber woher soll ich die Miete nehmen?“ fragte sie in der Hitze der Unzufriedenheit mit dem Erfolge ihrer Warnung. Diese Frage erinnerte Gretchen lebhaft daran, daß ihr stilles Verhältniß mit Heinrich auch der fremden Frau bekannt sei — aber der Gedanke an Heinrichs bevorstehende Unterredung mit dem Vater ließ sie über die Enthüllung ihrer Liebe keine Unruhe empfinden und sie hatte auch die Hoffnung, daß mit der Einwilligung ihres Vaters die Armut Heinrichs rasch behoben sein werde. Indem sie jetzt unruhig nach der Uhr sah und an die Zeit gemahnt wurde, in der sie die Ankunft des Geliebten vermutete,

gab sie der Schustersfrau zur Antwort, daß sie über die Miete keine Sorge tragen solle, da binnen kurzem die Verhältnisse sich ändern würden, und indem sie deutlich dabei zu verstehen gab, die Unterhaltung zu beenden, warf ihr die Schustersfrau einen fanatisch giftigen Blick zu, entfernte sich zwar mit unterwürfiger Gebärde und angewöhnten Höflichkeitworten, schlug den Deckel ihres Korbes zu und murmelte draußen auf der Treppe: „Die ist auch schon in des Teufels Krallen!“

Gretchen war eiligst an das ausgebaute Fenster geeilt, um über den Markt zu spähen und Heinrich zu erwarten. Mit klopfendem Herzen dachte sie an den Augenblick, wo Heinrich vor ihren Vater treten würde. Es schlug zehn, elf — sie spähte umsonst nach dem Jüngling. Als er auch jetzt noch nicht über den Platz kam, machte sie sich bange Vorstellungen, die Augen taten ihr weh vom anhaltenden Spähen nach der Ecke der Kollegienkirche. „Sollte er gar schon unten sein, daß du ihn verpaßt hättest?“ fragte sie sich und schlich auf den Zehen die Hälfte der Treppe hinunter, um zu horchen, ob sich im Zimmer, wo sich die Tür mit der grüneisernen Fenstergardine befand, Heinrichs Stimme bemerkbar mache. Hier schien aber tiefe Stille zu herrschen, auch glaubte sie den Vater im gegenüberliegenden Kontor zu erkennen. Traurig und durch die Ungewißheit beunruhigt, setzte sie sich wieder an das Fenster, stützte die Wange auf die heiße Hand und überließ sich, über den Platz schauend, einem träumerischen Chaos banger Vermutungen. Die Mittagszeit war gekommen, der Tisch im hinteren Zimmer wurde gedeckt, die Brüder stürmten wild herein; mit großer Angst sah Gretchen dem Erscheinen des Vaters entgegen. Endlich trat dieser in die Stube, setzte sich an den Tisch, achtete scheinbar auf seine Tochter nicht, während diese ihn mit gespannten Sinnen beobachtete und aus seiner Miene und seinem Benehmen zu erfahren suchte, ob irgend eine Unterredung stattgefunden habe. Sie merkte nichts an dem Vater, nur ließ dieser mitunter seine grauen, listigen Augen über Gretchen hinweggleiten, drückte seine rötlich-braune Perücke auf die Stirn nieder und schmunzelte dann vor sich hin. Das von Ungewißheit

beklommene Mädchen konnte in ihrer geheimen Unruhe keine Speise zu sich nehmen, was der Vater wohl merkte, aber zu übersehen schien. Gretchen hatte nicht den Mut, nach Heinrich zu fragen und konnte aus des Vaters Benehmen nicht erraten, ob er ihn gesprochen habe oder nicht. Die aufsteigende Furcht, daß Heinrichs Erscheinen vielleicht keinen günstigen Eindruck auf den Vater gemacht habe, suchte sie gewaltsam zu mäßigen, indem sie sich überredete, daß die Unterredung unmöglich stattgefunden haben könne. Mit solchen stillen Gedanken erwartet sie den Schluß des Mittagstisches in der Vermutung, daß sie der Vater, wie er gestern getan hatte, in das andere Zimmer rufen könne — aber das geschah nicht. Schlosser hörte still das Tischgebet nach der Mahlzeit an, sprach ein paar Worte mit den Knaben und kehrte dann in das Geschäft zurück, welches heute recht lebhaft zu sein schien.

Dennoch aber hatte Schlosser eine Unterredung mit dem Studenten Schmidt gehabt.

Es war kurz vorher, als die Schustersfrau eine geheime Zwiesprache mit Gretchen gesucht hatte, ein Knecht zu Herrn Schlosser in das Hintergebäude gekommen, wo sich dieser gerade in der Essigstube befand und hatte ihm bestellt, daß ein junger Mann vorn auf dem großen Hausflur sei, der ihn zu sprechen wünsche.

„Wer ist er?“ fragte Schlosser in Eile.

„Er sieht aus wie ein Student“, antwortete der Knecht „er trägt die Mütze und den Rock so, wie die jungen Leute, die immer über den Markt nach dem Kollegienplatz gehen.“

„Hm! Hm!“ brummte Schlosser, „Sag ihm, er solle warten.“ Der Knecht kehrte in das Vorderhaus zurück, der Korn- und Essighändler aber blieb im Hintergebäude und schien keine weitere Notiz von der Gegenwart des Fremden zu nehmen. Er stand später im Hofe, die Hände in den Hosentaschen und sah dem Arbeiten zweier Knechte zu, welche aus einem Keller leere Fässer herauftrollten. Unterdessen stand Heinrich Schmidt, dieses war der gemeldete Student, auf dem vom Lustzuge durchwehten Hausflur und wartete. Mit dem Bewußtsein, daß er einen

bedeutungsvollen Gang mache, war er über den Marktplatz an der Kollegienkirche vorüber gekommen und vergebens aufmerksam gewesen, am ausgebauten Fenster das harrende Gretchen zu erblicken. Diese war nicht da, um ihm Mut und Hoffnung zuzuwinken. Eine Viertelstunde lang mochte er im windigen Hausraume gestanden haben, wo er sehnsüchtig die Treppe hinauf gespäht und auf ein Zeichen der Geliebten gehofft, aber auch im Hintergrunde des Hofes den Herrn Schlosser erblickt hatte, der, unbekümmert um ihn, mit der behaglichsten Ruhe da stand und auf die Fässer sah. Jetzt wendete er sich plötzlich um und sah nach der Uhr, nahm eine eilige Geschäftsmiene an und kam in das Vorderhaus geschritten. Als er den Studenten näher betrachtete, trat der ganze Bürgerstolz des reichen Mannes in seine Miene, er brüstete sich in seiner weiten wohlhabenden Kleidung und schien den Anzug des Studenten mit Geringschätzung zu mustern.

„Sie wollen mich sprechen?“ fragte er, indem er belohnend an ihm vorüber ging und sich dann halb nach ihm umwendete.

„Sie haben mir gestattet, mit Ihnen zu reden — ich bitte Sie, ein freies Geständnis meines Herzens ohne Zeugen entgegenzunehmen zu wollen“, erwiderte Schmidt, indem er mit entblößtem Haupte da stand und einen Blick nach der Treppengalerie warf, wo sich einige Leute aus der Schreibstube befanden.

„Wer sind Sie denn?“ fragte Schlosser mit listiger Befremdung.

„Ich bin der Student, dessen heutiges Erscheinen vor Ihnen von Ihrer Tochter Gretchen befürwortet ist“, versetzte Heinrich Schmidt fest und freimütig.

„Folgen Sie mir“, murmelte Schlosser fast undeutlich und ging die Treppe links voran in das elegante Wohnzimmer, welches in halber Höhe des weiten und hohen Hausflurs lag. Während ihm der Student folgte, drückte sich in der Miene Schlossers ein mürrisches Nachsinnen aus, das aber schnell in den Zug schlauer, vornehmer Beobachtung überging, als er sich in der Mitte des Zimmers

gegen den nachgefolgten und eben die Tür schließenden Studenten umwendete und die Frage an ihn richtete: „Was redeten Sie von meiner Tochter?“

„Es wird Ihnen Gretchen gesagt haben, daß ich...“

„Ach so!“ fiel Schloffer mit listiger Freundlichkeit ein, „Sie sind ein Gehilfe des Hofrats Beireis, ja, das erzählte mir meine Tochter, Sie gehen auf Geheimnisse aus, das ist eine gute Spekulation.“

„Und ich würde glücklich sein, wenn Sie mein Geheimnis mit Wohlwollen anerkennen und auch Gretchen . . .“

Schnell unterbrach Schloffer bei dem Namen seiner Tochter die Rede des Studenten, dessen Worte einen gesteigerten Gefühlsausdruck gewannen. „Ich kaufe gern Geheimnisse, die einen reellen Nutzen erkennen lassen — ich bin nicht abgeneigt, auch von Ihnen eine neue brauchbare Entdeckung zu erwerben, was können Sie produzieren?“

Heinrichs Gefühle schienen gekränkt zu sein durch diese kaufmännische Deutung seines innersten Hoffens und Wollens, mit feierlichem Ernste, fast mit zurückweisendem Stolz, sah er den schmungelnden, sich nachlässig an einen Tischrand lehnenen Mann ins Gesicht und trat ihm näher. „Sie reden von Geschäften“, hub er an, „ich aber richte meinen Antrag an Ihr Vaterherz, ich glaube, daß mein Geheimnis Ihnen schon bekannt sei, es ist die Liebe zwischen Gretchen und mir, die um Ihre Anerkennung bittet.“

„Halten Sie etwa um die Hand meiner Tochter an?“ fragte Schloffer, sich mit allem Geldstolze seines Wesens aufrichtend und, während er in den Seitentaschen mit Schlüsseln und Münzen klirrte, die deutlichste Verhöhnung um so empfindlicher zu erkennen gab, als er seine Blicke absichtlich auf die Kleidung des Studenten heftete und dabei sagte: „In diesem Jamulusrocke denken Sie doch unmöglich ans Heiraten?“

Heinrich Schmidt fühlte die volle Demütigung, welche er ertragen mußte; die blassen Wangen wurden von fieberhaftem, kaum merklichem Rot überflog, er drückte ohne es zu wissen, die Hände fest in sein mit geschwärtzten

Silbertreffen besetztes Sammetbarret. „Ich kann in dem Zustande, in welchem Sie mich heute sehen, allerdings nicht heiraten“, antwortete er mit einer ernsten Bestimmtheit, die durch den Freimut in Blick und Wort imponierte und auch nicht ohne eine Wirkung auf Schlosser blieb; „ich habe mit Gretchen den Schwur der Liebe ausgetauscht und würde nicht eher vor Ihren Augen erschienen sein, bis ich die Mittel gehabt hätte, eine Frau glücklich zu machen, wenn Sie nicht von der Liebe Ihrer Tochter erfahren und mich hätten kennen lernen wollen. Deshalb stehe ich hier, um Ihnen die Wahrheit meiner Liebe zu bezeugen, mir die Zusicherung Ihrer Duldung zu erbitten und mir Zeit zu lassen, die Hand Gretchens dereinst einzufordern, sobald ich erreicht habe, was ich erstrebe.“

„Schwärmeret“, murmelte Schlosser in sich und fuhr dann laut fort: „Das kommt mir so vor, als wollte jemand bei mir für tausend Taler Korn bestellen ohne Geld, mit Hoffnung auf Zahlungszeit, wenn die Kornpreise niedrig stehen — — hi! hi! Sie verstehen Geschäfte zu machen, die ich nicht eingehe. Das könnte mir eine teure Geschichte werden, glaube es wohl, ein armer Student freiet gern ein reiches Mädchen.“ Mit diesen Worten schritt Schlosser im Zimmer vor dem heftig bewegten Jüngling hin und her.

„Mein Herr!“ sprach dieser in edler Leidenschaft, „ich bin ein armer Student, Sie haben es richtig erkannt, aber übersehen Sie nicht, was ich werden will, auch ich habe meinen Stolz, und durch das verächtliche Wort „arm“ stacheln Sie, ohne es zu ahnen, alle Kräfte des Lebens in mir auf, um den Stolz zu beschämen, den Sie mir heute entgegensetzen.“

Schlosser blieb aufhorchend stehen und schien ein flüchtiges Wohlgefallen an dem Jünglinge zu empfinden. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen“, sagte er listig-gutmütig, indem er seine Perücke auf die Stirn niederdrückte und in den Taschen klirrte, während er einem stillen Gedanken schlauer Berechnung folgte; „Sie sind Famulus von Beireis; ich will Ihnen nur sagen, daß ich mich gestern abend nach Ihnen erkundigt und von Ihrem

Fleiß und Ihren Anlagen nur Gutes erfahren habe, Sie werden ohne Zweifel ein Vorbild an Ihrem würdigen Lehrer genommen haben und ebenfalls auf die Kenntnisse des Wunderbaren ausgehen. Ich will Sie auf die Probe Ihrer Fähigkeit stellen, wohlan! wenn Sie mir sagen können, auf welche Weise der Essig gemacht wird, den ich zu bereiten verstehe, dann will ich Sie zu meinem Faktor machen.“

Heinrich Schmidt sah den Mann, welcher in diesem Momente der spekulierenden Schlaueit seine bürgerstolze Haltung vergessen zu haben schien, mit einer unerbolenen Verachtung an und schwieg dabei.

„Nun?“ fragte Schlosser mit angenommener Geschäftseile, um diesem durchdringenden Blicke des jungen Mannes auszuweichen, „nun haben Sie den Rut schon so schnell verloren?“

„Ich fühle in diesem Momente recht deutlich, daß der arme Mann vor dem reichen steht, ich wiederhole es Ihnen, daß ich meine Liebe zu Gretchen nicht vor Ihnen ausgesprochen, mich überhaupt nicht hier bekannt gemacht haben würde, wenn mich nicht Ihre Tochter selbst dazu aufgefordert hätte. Mein Herr, Sie müssen gegen diese oder gegen mich die Rolle der Klugheit spielen und das Vaterherz verleugnen. Gretchen teilte mir glücklich mit, daß Sie gestern eine wohlwollendere Ansicht über mich geäußert haben... ich begreife den Empfang und Ihre Sprache in dieser Stunde nicht.“

Diese Worte hatte der Student mit solcher Würde und Festigkeit gesprochen, daß Schlosser das Gefühl der Demütigung seines Stolzes empfand und in seiner hitzigen Natur schon einige derbe Grobheiten im Sinne hatte, als er plötzlich schmunzelte, die Perücke auf die Stirn drückte und mit der vornehm-plumpen Gleichgültigkeit des reichen Bürgers fast lachend antwortete: „Ich habe Ihnen ja die Wege gezeigt, auf denen wir näher mit einander bekannt werden können. Vermag ich in meiner Lage mehr zu tun? Was hilft Ihr Studieren und Labo-rieren, wenn Sie das Produkt nicht zu Gelde machen können? Ich liebe nur praktische Leute und wenn Sie bei mir gut aufgenommen werden wollen, dann bringen

Sie mir neue geheime Fabrikationen, die kaufe ich Ihnen ab und, wenns des Lohnes wert ist, gebe ich Ihnen Bretchen als Prämie.“

Heinrich Schmidt hörte die kaufmännische Behandlung seiner edelsten Empfindung mit Widerwillen an und machte seiner inneren Empörung durch die mit Stolz gesprochenen Worte Luft: „Werden Sie mir Ihre Tochter nicht verweigern, wenn ich als ein Mann von Vermögen Ihre Einwilligung nachsuche?“

Schlosser stutzte und betrachtete den Studenten mit einer ungewissen Miene, da er nicht recht erkannte, ob derselbe aus Hohn oder in barmherziger Selbsttäuschung geredet habe. — Der Ernst, welcher indessen die Haltung Schmidts beherrschte, veranlaßte Schlosser zur klugen Vorsicht, da er erst klar darüber zu werden wünschte, was der Student eigentlich im Hintergrunde trage, um in seiner dürftigen Erscheinung eine solche übermütige Rede führen zu können.

„Sie reden von künftigem Vermögen“, sagte Schlosser freundlich schlau, „besitzen Sie bereits ein Geheimnis, welches rentabel wäre? Dann müssen Sie sich mit einem tüchtigen Geschäftsmann verbinden, um etwas großes daran zu verdienen.“

„Ja“, versetzte Schmidt mit Nachdruck, „ich werde nicht eher ruhen, bis ich das große Geheimnis selbstständig enthüllt habe, was die Welt als ein Wunder anstaunt; was Beireis vermag, muß auch ich erreichen.“

„Das gefällt mir an Ihnen, junger Mann, ich unterhalte mich gern von solchen Dingen, aber, mein Wertgeschätzter, wollen Sie nicht Platz nehmen, darf ich fragen, in welchem Stoffe machen Sie geheime Geschäfte?“ Diese Worte hatte Schlosser mit einer plötzlichen Leutseligkeit gesprochen, indem er einen Stuhl heranzog und sich in listiger Heiterkeit die großen Hände rieb.

Heinrich Schmidt achtete auf den angebotenen Stuhl nicht, sondern fixierte den Spekulant mit scharfem Blicke. „Ich will zeigen, daß nicht zufälliger Besitz dem Menschen Würde, Wert und Recht des Stolzes zu geben

fähig ist, sondern daß es der Geist in seiner Erkenntnis ist, welcher auch Herr werden muß über das äußere Vermögen des Menschen; das Wissen soll reich machen, das will ich erzielen durch überlegte natürliche Erzeugung des Goldes.“

„Hi! hi!“ kicherte Schlosser vergnügt, „man merkt, daß Sie im Laboratorium von Beireis arbeiten, Sie reden schon die Sprache Ihres Meisters; Sie wollen Gold machen, das kenne ich, das heißt: Goldeswert fabrizieren, zum Exempel Essig, Farben, Zündstoffe, hm! ist es nicht so?“

Schmidt betrachtete den Mann mit einer fast mitleidigen Ueberlegenheit.

„Lassen Sie uns Geschäfte miteinander machen“, fuhr Schlosser gesprächig fort, „verstehen Sie meine Essigstube ebenso in Ordnung zu halten, wie Beireis, können Sie mir seltene Geheimstoffe, die viel nachgefragt werden, meinetwegen die blaue Farbe, welche der Professor nach Holland hin verkaufen soll, anbieten und in Masse mit Billigkeit herstellen, gut das, mein Gold soll Sie zum reichen Manne machen. Kennen Sie die Produktion des Essigs auf schnellem Wege?“

„Nein“, antwortete Schmidt, „was mir der Hofrat mitgeteilt und enthüllt hat, das darf ich nicht verraten, das werde ich nur zu seinem Nutzen und in seinem Dienste anwenden und es bindet mich dazu ein Schwur der Verschwiegenheit. Was ich aber ohne ihn, selbstständig und durch eigenes Nachdenken entdecke, das ist mein Eigentum, und wäre es Essig, Farbe oder Gold, das werde ich zu meinem Nutzen anwenden.“

„Hm! Vorurteil!“ murmelte Schlosser und fuhr dann laut fort: „Aber was haben Sie denn herausgebracht? Nennen Sie den Stoff, ich liebe das Praktische, wie heißt ihr Artikel? Vielleicht kaufe ich ihn und Sie erwerben Geld dabei.“

„Fertig ist noch nichts, aber ich bin auf dem Wege“, erwiderte Schmidt, der in dieses Gespräch eigentlich aus dem doppelten Gefühle der Liebe und des durch Geringschätzung angeregten Ehrgeizes geraten war. Der Gedanke an Gretchen mahnte ihn daran, daß er das Ver-

trauen des Mannes nötig habe, welcher so bürgerstolz und geringschätzend vor ihm stand und auf ihn wie auf einen bettelnden Studenten herabblickte, der gekränkte Stolz seiner selbstbewußten Kraft und des entschiedenen Willens regte ihn an, von seinem Vorhaben und Ziele der geheimen Arbeit zu sprechen. Das plötzliche Interesse, welches Schlosser an ihm genommen hatte, war ein Reiz gewesen, sich durch weitere Andeutungen vor dem aus-
horchenden Geschäftsmanne geltend zu machen, aber er fühlte auch dabei eine um so größere Verachtung, je höflicher sich Schlosser gegen ihn stellte. Die letzte Antwort Schmidts brachte indessen eine schnelle Wendung in das Benehmen des reichen Mannes.

„Sie haben nichts fertig? So, das tut mir leid“, versetzte er trocken und seine frühere stolze Haltung wieder annehmend. „Bringen Sie mir, was Sie glauben, als Handelsartikel zu Gelde machen zu können, wir wollen dann sehen, was er wert ist.“

„Ich werde Ihr Haus erst dann wieder betreten, wenn ich der Mann geworden bin, der um die Hand der Tochter eines reichen Bürgers anhalten darf“, sagte Schmidt mit Gereiztheit, da er sich in diesem Momente von dem stolzen übermütigen Blicke Schlossers tief getroffen fühlte, den dieser auf ihn warf, während er ungeduldig den Stuhl zurückschob und mit den Händen eilig in die Taschen fuhr.

„Seien Sie aber überzeugt“, sprach Schmidt mit innerer Bewegung, „daß keine Macht der Erde die Liebe zwischen Gretchen und mir zu töten, wenn auch vielleicht heftig zu verwunden vermag, seien Sie versichert, daß diese Liebe mich mutig, daß Ihr Stolz mich tätig erhalten wird, mein zwiefaches Ziel zu erreichen.“

Schlosser hörte dieses nur beiläufig an, da er sogleich die Worte daran knüpfte: „Legen Sie sich auf gangbare Artikel, die Sie bedeutend billiger herstellen lernen, als es bisher möglich war, dann steht Ihnen mein Haus jederzeit offen, können Sie mir aber den Schnelleffig machen, ohne daß ich die Zeit des Professors Weireis dazu in Anspruch nehmen muß, dann —“ hier flüsterte Schlosser in eigentümlicher, bestechlicher und verführerischer Weise,

„dann lohne ich Ihnen hoch, gebe Ihnen Stipendien zum Studieren und helfe, daß Sie Professor an der Universität werden.“

Als Schmidt den flüsternden Mann groß ansah und überrascht zögerte, der Bewegung desselben nach der Stubentür zu folgen, sprach Schloffer schnell: „Ueberlegen Sie sich das, meine Zeit ist abgelaufen, ich wünsche Ihnen einen guten Morgen!“ Dabei öffnete er die Tür, trat auf die Treppengalerie hinaus, verfolgte den Studenten so lange mit den Augen, bis dieser die Tür wieder hinter sich geschlossen hatte und entfernte sich dann mit flüchtigem Kopfnicken in das auf der anderen Seite der Hausflur ebenfalls auf halber Treppenhöhe liegende Kontor.

Heinrich Schmidt warf einen aufgeregten Blick hinter dem Meere her, spähte dann mit schmerzlichem Verlangen die Treppe hinauf, welche zu Gretchens Wohnung führte, und als er sie nicht gewahrte, eilte er, ohne zu wissen, daß Schloffer ihn durch das Kontorfenster beobachtete, aus dem Hause.

Ein feuchter Wind fuhr über den Markt, niedere Wolken verbüßerten das Tageslicht, Heinrich achtete nicht darauf, er richtete in großer innerer Aufregung seine Schritte, trotz des schlechten Wetters, nach dem Walle der Stadt, er fühlte den Drang nach freier Luft und Einsamkeit, die geflüsterten Worte des Kornhändlers klangen mit dämonischer Gewalt in seiner Seele wieder.



Fünftes Kapitel

Es ist Sonntag; im dem St. Ludgerikloster, einer vor dem Magdeburger Tore gelegenen Benediktiner-Abtei, wird Gottesdienst gehalten, Orgeltöne und Gesang erschallen aus der hohen, im gothischen Baustile stolz über Stadt und Bäume emporstrebenden Klosterkirche.

Die Glocke auf der Abteil schlägt elf. Vom Stadttore her schreitet ein Mann auf dem Wege nach Ludgeri hastig fort; seine Schritte sind aus Gewohnheit, seine Gebärden aus natürlicher Lebhaftigkeit schnell und leicht; nur zuweilen wird er durch die Aufmerksamkeit auf eine Pflanze oder ein Tier am Wege in seinem Fortschreiten aufgehalten, er bückt sich, pflückt diese und jene wilde Pflanze, welche er genau betrachtet, hebt einen merkwürdigen Käfer aus dem Sande auf und wirft ihn in das mit Spiritus gefüllte Glas, das er aus einer der großen Rocktaschen seines Frackes hervorzieht.

Jedermann in Stadt und Umgegend kannte diesen zart gebauten, aber kräftigen Mann, mit dem blassen Gesichte und den lebhaften Augen, der ebenso rasch, wie vorsichtig und etwas gebückt ging. Man brauchte nur die Erscheinung in der Ferne zu sehen, die weiße Ziegenhaarperücke mit Seitenlocken und Zöpfchen, die schmale, weiße Halsbinde mit der großen Silberschnalle im Nacken, den müllergrauen Rock mit großen Schößen und Aufschlägen, die gleichfarbige, langtaschige Weste und die kurze Hose, die schwarzen, langen Strümpfe und die hochklappigen Schuhe mit kleinen, runden Schnallen, um zu wissen, daß es der Hofrat und Professor Beireis sei, der dort gehe. Das rohe Volk pflegte zu sagen: „Das ist der Hegenmeister, Goldmacher und Teufelsbeschwörer“, die Frommen gingen ihm unter einem Stoßgebete aus dem Wege, die Studenten machten ihre Späße über ihn und nannten ihn, wenn sie ihn durch die Straßen und Felder eilen sahen, den Gyrovagus, hüteten sich aber wohl, ihm den

tiefften Respekt zu versagen, den er forderte und der ihm nicht nur aus Schuldigkeit, sondern von allen Studenten aus Anerkennung seiner großen Menschenfreundlichkeit und liebevollen Nachsicht gegen ihren Jugendübermut bereitwillig gezollt wurde.

Als Beireis eben in das große Thor der Abtei eintrat, verstummte der Orgelton in der Klosterkirche und es kamen Leute heraus, welche die Messe gehört hatten. Aus einer andern Thür, welche auf den zu den Wohnungen der Mönche führenden Hof mündete, traten die Klosterbrüder hervor und sahen mit heimlichem Ergötzen auf einen vorauseilenden Geistlichen, welcher wie ein Kind, das man aus langweiliger Schulhaft in die freie Luft entläßt, froh und mit jubelnder Gebärde über den Hof nach dem Gebäude hüpfte, welches die Zellen der Benediktiner enthielt. Dabei hatte er die Hände frohlockend über den Kopf gehoben und schmalzte mit den Fingern.

Als Beireis diesen Klostergeistlichen an dem Säulengange des seitlichen Hofgemäuers dahinhüpfen sah, verdoppelte er seine Schritte um ihn wieder einzuholen und rief hinter ihm her: „Pater Marianus! Pater Marianus!“ Die übrigen Geistlichen wurden dadurch die Gegenwart des Hofrats gewahr, den sie als den Arzt dieser Abtei mit vertraulicher Freundlichkeit begrüßten und nach der Klosterpforte begleiteten, wo der gerufene Marianus mit vergnügter Miene seiner wartete.

„Bruder Marianus freut sich, daß der Gottesdienst vorbei ist“, meinte einer der Mönche, „er ist in unglücklicher Stunde ein Geistlicher geworden.“

„Nun, er ist es ja auch aus Verzweiflung über unglückliche Liebe geworden“, sagte ein anderer.

„Als Mechanikus und Optikus hat er mehr Ruhm und Ausdauer, denn als Priester.“

„Still da kommt der Vikarius, um zu hören.“

Die Mönche blickten mit raschem Verstummen seitwärts, wo der Vikarius, ein finsterner, fanatischer Mann mit einem unverkennbaren sinnlichen, lüsternen Ausdrucke der Augen und des Mundes, aus der Kirche über denselben Hof schritt, aber beim Gewahrwerden des Hofrats Beireis mit rascher Wendung eine andere Richtung

einschlug, um durch eine entferntere Thür in das Klostergebäude zu gelangen. Marianus, der fröhliche Mönch, hatte gleichzeitig den Hofrat begrüßt. „Sie kommen zur rechten Stunde“, sprach er, „aus den selbstgeschliffenen Gläsern habe ich das Mikroskop zusammengesetzt, Sie sollen prüfen, ob es nicht leistet, was ich bezweckte.“

„Das soll mich nicht wundern, lieber Marianus“, versetzte Beireis, „was ich mir auf die Chemie zu Gute tue, das können Sie mit Recht auf Mechanik und Optik. Die Uhr, welche Sie mir gemacht haben, ist ein Meisterstück.“

„Ich kann Ihnen aber eine kunstvollere zeigen, die noch in Arbeit ist“, erwiderte der Pater Marianus und blickte vergnügt auf seine geistlichen Kollegen, welche sich schon von den Wirkungen des Mikroskopes erzählten, durch das sie am frühen Sonntag morgen mit Neugierde und Bewunderung geschaut hatten.

Der Besuch des Hofrates im Ludgerikloster war durchaus nichts Ungewöhnliches. Abgesehen davon, daß er als Arzt zu Zeiten an das Bett erkrankter Mönche und Dienstleute des Klosters gerufen wurde, sah man ihn häufig nach der Zelle des Pater Marianus wandern, den man als den einzigen Vertrauten und nächsten Freund des Hofrates bezeichnen durfte. Marianus war in früheren Jahren als Jüngling mit Beireis in Jena bekannt geworden, wo ersterer sich den Naturwissenschaften widmete, letzterer Theologie studieren wollte; beide hatten sich nach verschiedenen Lebensereignissen und vielen Jahren in Helmstedt wieder getroffen und zwar, zu ihrer gegenseitigen Bewunderung, mit gewechseltem Berufe, indem Marianus ein Klostergeistlicher, Beireis aber Naturforscher geworden war. Aber auch in der Klosterzelle hatte Marianus sein Talent und seinen inneren Beruf für Mechanik und Optik nicht ruhen lassen, denn alle Zeit, welche ihm die gottesdienstlichen Arbeiten und Mönchspflichten übrig ließen, verwendete er auf das Schleifen künstlicher Gläser, worin er eine große Geschicklichkeit besaß, sowie auf Erfindung und Konstruktion mechanischer Werke und merkwürdiger Uhren. Diese Arbeiten hatten das Interesse des Hofrates in hohem Grade angeregt, Marianus war ihm zugleich be-

hilfflich gewesen, alte, mechanische Kunstwerke, die Beireis aufkaufte, wieder auszubessern und in Bewegung zu bringen und so wurde die flüchtige, längst vergessen gewesene Jugendbekanntschaft beider Männer aufgefrischt und bald zu einer vertraulichen Freundschaft, welche bei dem abgeschlossenen Charakter des Beireis um so leichter möglich wurde, als er dem Pater Marianus gegenüber nicht Bewunderung, sondern Austausch suchte und auch ein inneres Bedürfnis fühlte, irgend einen Mann zu besitzen, dem er sich mitteilen und von dem er wiederum uneigennützige Belehrung erwarten konnte, ohne Konkurrenz oder Beeinträchtigung seines Wunderrufes vor der Welt fürchten zu müssen.

Die Zelle des Paters glich eher der Werkstatt eines Mechanikers, als dem Aufenthaltsorte eines Geistlichen; Werkbische, Maschinen, Schraubstöcke, Schleifräder und viele mechanische wie optische Instrumente füllten den größten Teil der Zelle aus, eigentümliche Uhren, von eigener Hand verfertigt, hingen an den Wänden. Die beiden Spitzfenster hatte Marianus mit gefärbten Gläsern künstlich zu transparenten Bildern hübscher Rosetten und mathematischer Figuren gemacht, durch welche jetzt die Sonne schien und ein magisches Licht in der Zelle verbreitete. Während Beireis mit gewohntem schnellen Blicke die neueren Arbeiten in diesem ihm bekannten Raume überflog, legte Marianus Gebetbuch und Messgewand ab, öffnete das eine Fenster und stellte das selbst verfertigte Mikroskop auf die breite Mauerbrüstung, um dem Freunde die Wirkungsfähigkeit seiner neu geschliffenen Gläser zu zeigen. Beireis beschäftigte sich lange damit, wollte diesen und jenen Gegenstand vergrößert sehen und rief endlich mit Befriedigung und dem Pater auf die Schulter klopfend aus: „Sie konnten nichts besseres tun, als ins Kloster gehen, Sie haben Muße ohne Sorge, brauchen mit neidischen Kollegen sich nicht zu zanken und sind zufrieden mit der Ausführung eines Lieblingsgedankens, ohne sich um die Welt zu bekümmern.“

Die heitere Miene des Paters schien von einer Wolke düsterer Erinnerung überflogen zu werden. „Ach!“ seufzte er, „es hat mich viel gekostet, die Welt vergessen zu

können!“ Es lag überhaupt in der sanften und sinnigen Erscheinung dieses Mönches, die selbst seiner Freude und lauten Lust den Charakter einer kindlichen Natürlichkeit verlieh, wie er ja auch vorhin durch Hüpfen und Schnalzen mit den erhobenen Händen das Vergnügen an der Beendigung des Kirchendienstes zu erkennen gegeben hatte, eine geheime Wehmut, die einer Träne vergleichbar war, welche im Auge eines lachenden Kindes hängen geblieben ist. Als ihm Beireis mit seinen lebhaften, stehenden Blicken ansah, wendete sich Marianus gegen den Raum der Zelle und sprach hinweisend: „Das ist meine Welt, nicht dieses Kloster, sondern die Arbeit in der Werkstatt der Naturkräfte hat mich beruhigt und mich den Schritt der Verzweiflung nicht bereuen lassen.“

„Ich verstehe Sie, ohne mich in die Lage eines unglücklich Liebenden hineindenken zu können“, erwiderte Beireis. „Ich bin darin Verstandsmensch, meine Gefühlsgerüste sind anderer Art, sie müssen meinen Geist, wenigstens meinen Willen beschäftigen, der Unterschied zwischen uns ist der, daß Sie die Welt vergessen und sie doch achten, ich aber die Welt verachte und doch meinem Naturbedürfnisse nach in ihr leben muß.“

„Wir kommen auf das alte Kapitel, worüber wir uns neulich in der Efeulaube des Klostergartens nicht verständigen konnten, mein lieber Beireis. Wenn man die Welt lieben soll, muß man in ihr gelitten haben, Sie aber sind ein Kind des Glückes, darum danken Sie der Welt nichts.“

„Was? Ich ein Glückskind?“ rief Beireis leidenschaftlich, „nein, ich habe mit der Welt zeitlebens im Streite gelegen, habe alles, was ich mein Eigentum nenne, durch Klugheit und Anstrengung mir erkämpfen müssen und muß es noch stündlich bewachen und verteidigen. Sie wissen, daß ich arm war, wir wollen nicht davon reden, ich wollte reich werden, ich bin es geworden, ich wollte berühmt werden, ich bin es, ich wollte Conring, den Helmstedt'schen Wundermann des Wissens, in meiner Person neu verjüngen, ich habe es erreicht; der Wille des Menschen ist die Kraft, Klugheit ist die Führerin, Ehre ist der Sporn und Besitz der Lohn.“

„Ich muß Ihnen, lieber Freund, mit denselben Worten dienen, wie Sie mir getan, ich verstehe Sie, kann mich aber in Ihre Lage nicht hineindenken. Mein Glück ist die Arbeit, mein Lohn ist das gelungene Werk, den Sporn der Weltehre habe ich nie gefühlt.“

„Ei ja, das klingt in der Klosterzelle weltlicher Entsagung recht hübsch, aber im Leben und Verkehr mit dem halbwissenden und dummen Volke lernt man anders denken. Was zum Teufel nützt es, daß man herrliche Maschinen, Uhren und Gläser macht, wenn man dadurch nicht die Welt sich unterwirft, indem sie bewundert, zählt und glaubt?“

Marianus drohte sanft lächelnd mit dem Finger. „Das Beherrschen der Welt verstehen Sie, Sie angestaunter Mann der übernatürlichen Geheimnisse! Sie haben neulich den Mönchen hier eine Geschichte von Ihren Künsten erzählt, über die sie sich heute noch den Kopf zerbrechen.“

Beireis lächelte pfiffig. „Das tat ich, weil ich dem fanatischen Vicarius, dem einzigen Finsterlinge zu Ludgeri, die Seele ängstigen wollte; ha! ha! haben Sie nicht gesehen, wie er die Formel der Teufelsbannung dabei mit den Lippen lautlos herbetete? Das ergötzt mich, das hält Neugierige zurück, meine Geheimnisse auszuforschen.“

„In der Stadt glaubt das Volk daran, daß Sie mit dem Teufel im Bündnisse stehen — neulich haben Sie eine katholische Dame von schwerer Krankheit geheilt und gestern, am ersten Tage ihres Ausgangs, mußte ich ihr die Beichte abnehmen und sie von den Resten des Teufels befreien, die noch von Ihrer ärztlichen Kur in der Gläubigen hätten stecken können.“

„Nun, da kommen wir auf unser Thema zurück, kann ich ein Volk achten, welches ich belache, ein Volk, das dumm genug ist, an Wunder zu glauben, den Teufel zu fürchten und doch gern davon profitieren möchte, ein Volk, das andererseits sich etwas dünkt, freigeistig und und aufgeklärt zu sein, das Wunder und Teufel wegdisputiert, aber in der Not oder aus Habsucht sich gern Wunder und Teufel gefallen läßt?“

Marianus hatte den vertrauten Freund mit einem wehmütigen Lächeln angehört. „Wir beide haben im

Grunde ziemlich ähnliche, wenn auch im Zweck verschiedene Weisen, mit dem Volk zu handeln“, sprach er unter vorsichtigem Schließen des geöffneten Fensters, weil unten im Klosterhofe Stimmen hörbar wurden, „ich glaube nicht an Wunder und muß sie im Beichtstuhl und im öffentlichen Dienst des Klosters lehren und mein Knie vor dem geweihten Bilde beugen. Sie aber enthüllen das Wunder insgeheim als einfache Naturgesetze, aber sie verschweigen das Natürliche und lassen die Leute glauben, daß Sie Wunder verrichten könnten. Ich bin ein gezwungener Diener des Aberglaubens, Sie ein freier Beherrscher desselben, mich läßt er arm, Sie macht er reich.“

Beireis sah listig den Mönch an und sagte: „Mundus vult decipi — ergo . . .“ Hier klopfte er unter dem Lächeln der Schlaueit an seine Rocktasche und, sich schnell unterbrechend und an die entgegengesetzte Wand tretend, fragte er: „Ist dies die neue noch unvollendete Uhr, von welcher Sie sagten?“

„So kommen Sie mir heute nicht wieder davon“, versetzte Marianus mit einer ebenso sanften List, wie bittenden Freundlichkeit. „Zweierlei sind Sie mir als vertrauter Freund schuldig, zunächst eine Aufklärung über die Widersprüche in Ihren Behauptungen, dann eine endliche Mitteilung Ihrer längst versprochenen Lebensgeschichte.“

„Widersprüche in mir?“ fragte Beireis befremdet und lebhaft, „In mir ist jedes Wort, jedes Atom streng logisch und ein unentbehrliches Glied in der Kette von Ursache und Wirkung. Wo der Verstand, auf die Wirklichkeit gestützt, die Vernunftschlüsse leitet, da muß alles in logischer Ordnung und Nutzbarkeit sein, und das ist es bei mir.“ Hierbei wies Beireis stolz und sich aus seiner schwach gebückten Haltung erhebend, auf die Brust.

Marianus, ein reflektierender Mann, fuhr in seiner freundlichen Weise fort: „Wie reime ich es zusammen, daß Sie im Gespräch mit mir über das abergläubische Volk lachen, es seiner Dummheit und des Teufelsglaubens wegen verachten und daheim in Ihrem Auditorium und draußen in der Welt mit Gift und Galle gegen die Aufklärung eifern, die Freigeister verdammen und die Teufelsleugner als Gottlose bezeichnen?“

Beireis sah in diesem Moment fast spitzbübisch schlaues, indem seine halbzugekniffenen Augen mit listigen, stechenden Seitenblicken den Mönch fixierten und sein Mund das spöttische Lächeln verbiß.

„Wenn man feuergefährliche Stoffe vor der Kinderhand schützen will, so ruft man: es brennt, es ist Gift! Verstehen Sie mich nun?“

Marianus sah ihn mit einer gewissen Befremdung oder Ungläubigkeit an.

„Warum“, fragte Beireis näher tretend und beinahe flüsternd, „warum absolvieren Sie in der Kirche die geängstigten Seelen vom Teufel, während Sie hier in Ihrer Zelle recht gut wissen, daß die Naturkräfte einem großen Gesetze dienen, das der Mensch zu erkennen und dem Selbstzweck zu unterwerfen vermag?“

„Ich handele als Priester im Zwange des Glaubens, und was würde ich nützen, wie würde ich eine Seele zu beruhigen vermögen, wenn ich ihr die Naturwidrigkeit der abergläubischen Vorstellung ausreden wollte?“

„Ah! da erklären Sie eben selbst, was Sie von mir wissen wollten“ erwiderte Beireis schnell, „sehen Sie, lieber Marianus, ebenso verhält es sich mit mir, was ich in meinem Laboratorium mit großen Opfern und Mühen entdecke, das sollte ich vor die Säue werfen, die mir nicht dafür danken würden? Nein, will das Volk davon profitieren, so soll es mich dafür anstaunen und es sich was kosten lassen. Wodurch herrscht der eine Mensch über den andern? Einzig und allein durch Mehrwissen, Klugheit und die Folge davon: Geld. Die große Masse unseres Volkes ist borniert, einige halbe und dreiviertel Köpfe dünken sich klug und möchten für weise gelten, diese verachte ich doppelt und zwingen sie, trotz ihres Reides mich zu bewundern. Und die Aufklärer und Freigeister sind es gerade, welche meine Wunderkraft, an die das Volk glauben soll, leugnen und es mir nachtun möchten, wenn sie es nur könnten.“

„Mit anderen Worten, lieber Beireis, Sie machen sich die Dummheit der Leute zinspflichtig, Sie lassen sich Bewunderung und Geld von der bornierten Welt zahlen.“

„Gerade so, wie Ihr frommen Leute es treibt“, lachte Beireis, indem er den Vater hastig auf die Schulter klopfte.

Marianus unterdrückte ein unwillkürliches Lächeln. „Aber was ist denn Wahres an Ihrer Goldmacherei?“ fragte er neckisch, „mag der Teufel oder die Physik dabei helfen, was ist Wirklichkeit, was Betrug?“

Beireis schien bei diesem letzten Worte zu stutzen und richtete seine schlauen, stechenden Augen imponierend auf den Freund. „Ich merke“, sprach er dann, nicht ohne berechnete Absicht freundlich und gesprächig, „daß auch Sie, mein guter Marianus, den Gelehrten und den praktischen Mann nicht zu unterscheiden wissen. Es macht mir Spaß, wenn die Kollegen der Universität von mir als einen Scharlatan, Betrüger und Beutelschneider sprechen; was sie nicht verstehen, das verachten sie, weil sie sich in ihrem Wissensdünkel schämen, es zu bewundern. Eben dadurch wollen sie sich von der dummen großen Masse unterscheiden, daß sie mein Mehrwissen verachten und leugnen, während sie es mir doch mißgönnen, meinen Ruhm beneiden und mich fürchten. Aber Sie, mein vertrautester Freund, dürfen über meine Entdeckungen nicht im Zweifel bleiben, und so sage ich Ihnen denn, daß ich das Gold, welches ich besitze, selbst mache, auf welchem Wege, ob mittelbar oder unmittelbar, das kann Ihnen gleichgültig sein.“

„Ihr großer Reichtum setzt eine derartige Kunst voraus“, meinte Marianus. „Allerdings verdienen Sie durch ärztliche Praxis, Gehalt und Kollegienhonorare und durch die chemischen Fabrikate, die Sie bereiten, große Summen, aber es muß bei Ihnen noch eine andere Geldquelle fließen, denn Sie wollen, wie ich höre, das adlige Gut Weidensee kaufen?“

„In einigen Wochen können Sie mich als Erb- und Gerichtsherr des Gutes Weidensee begrüßen“, erwiderte Beireis mit einer unverkennbaren Eitelkeit. „Die großen Summen, welche ich einnehme, gebe ich auch bereitwillig wieder aus, Sie werden mich nicht geizig nennen dürfen.“

Marianus hatte unterdessen zwei Stühle in die Fenstermitte geschoben und lud jetzt Beireis durch eine

freundliche Gebärde zum Sitzen ein. „Wenn Ihre gute, selige Mutter doch alle Ihre Ehren und Reichtümer mit erlebt hätte“, sagte er, um den Freund zu einigen Mitteilungen anzuregen, während er das Beispiel zum Niederlegen gab. „Es ist mir unbegreiflich, wie Sie so schnell die bedeutenden Kenntnisse in Chemie und Naturkunde erworben und die Welt mit Bewunderung erfüllt haben.“

Beireis warf einen schnellen Blick auf die nächste Uhr an der Wand, setzte sich dann mit einem ungewöhnlichen Ernste dem Vater Marianus gegenüber und sprach: „Weit früher, als wir uns in bedrängter Lage zu Jena kennen lernten, hatte ich die Liebe für Chemie dem Einflusse meines Vaters zu verdanken.“

„War er nicht Bürgermeister zu Mühlhausen?“

„Ganz recht, er hatte einen großen Anteil an den langwierigen Streitigkeiten zwischen Rat und Bürgern und dabei fast sein ganzes Vermögen geopfert, so daß er, als er starb, mich und meinen älteren Bruder der Sorge einer armen Mutter hinterließ.“

Diese Erinnerung schien auf Beireis einen schmerzlichen Eindruck zu machen, denn er fuhr mit ungewöhnlich weicher Stimme fort: „Mein Vater beschäftigte sich viel mit Pharmazie und Kräuterkunde und das Volk schrieb auch ihm außerordentliche Kräfte zu, namentlich die Kunst, das Feuer zu besprechen, so daß er überall in der Gegend des Eichsfeldes zu Hilfe gerufen wurde und ein Fürst in der Nachbarschaft sogar seinen Untertanen befahl, bei eintretender Feuersgefahr meinen Vater zu holen und ihm unbedingte Folge zu leisten.“

„Dadurch wird mir klar, daß die Ihrem Vater gezollte Bewunderung den ersten Keim zur Liebe am Ungewöhnlichen und den Drang nach Außerordentlichem in das jugendliche Gemüt gepflanzt hat.“

„Ich war der Lieblingssohn meines Vaters, er unterhielt sich gern mit mir von seinen chemischen und pharmazeutischen Arbeiten. Einst erzählte er mir von der Baucanonschen Ente, ich rief als Knabe begeistert aus: „Vater! die muß ich haben!“ Er tadelte mein unbesonnenes Verlangen, als ich aber beteuerte, das Kunstwerk

durch jegliche Anstrengung erlangen zu wollen, da küßte er mich und flößte mir Mut ein. Ich besitze die Ente, hätte ich sie ihm doch jemals zeigen können, wie würde er glücklich gewesen sein!“

„Hat er nicht mehr erlebt, daß Sie nach der Universität zogen?“

„Er starb vorher, aber in meinem zwölften Jahre bestimmte er schon, daß ich studieren solle, da ich für ein schon oft eingestürztes Kirchengewölbe eine neue Konstruktion angab, die auf Befehl meines Vaters ausgeführt wurde und noch heute ihre Festigkeit bewährt.“

„Wie gerieten Sie aber auf die Theologie?“

„Ich kam, da der Tod des Vaters meine Mutter in größte Dürftigkeit versetzte, in die Hand eines reichen Oheims, der mich für Theologie bestimmte und dem ich gehorchen mußte. Sie wissen, lieber Marianus, daß ich in Jena Annehmlichkeiten und Genüsse des Lebens entbehren lernte, die ich jetzt, wo ich sie haben könnte, verachte; Sie wissen, daß ich, trotz meiner eigenen Not, das Geld meines Oheims heimlich aufsparte; ich schickte es, das erfahren Sie jetzt, meiner notleidenden Mutter zur Unterstützung hin.“

Das blasse Gesicht des Hofrats sah in diesem Augenblicke so gespannt und scharf aus, als ob er einen Schmerz gewaltsam unterdrücke. Plötzlich fuhr er mit erzwungenem Lächeln fort: „Ich brachte es bis zum Kandidaten des Predigtamtes, ich wäre ein schöner Pastor geworden.“

„Sie hatten ja damals schon in Jena keine Neigung dazu; trieben Sie nicht unter der Hand Jurisprudenz?“

„Ja, aus Verzweiflung für den Notfall; aber ich fühlte bald, daß auch dieses ein Mißgriff sei, jetzt suchte ich daheim als geistlicher Kandidat in allen Wissenschaften Kenntnisse zu erwerben, die Natur rief mich, durch die Erinnerungen an den Vater, mächtig in ihr Gebiet zurück, ich trieb Chemie, Physik, Mathematik, daneben Theologie, Jurisprudenz, Philosophie. Zum Polyhistor vorbereitet, erwachte in mir der Gedanke, alle Fakultäten des menschlichen Wissens durchzuarbeiten, der berühmte Conring zu Helmsiedt stand mir vor der Seele. Welchen Beruf sollte ich wählen? Alles wollte ich wissen, das ein-

zelne Fach genügte mir nicht. In diesem Schrankenlosen bedurfte es eines zufälligen Anstoßes, um nach einer Seite hin den Ausschlag zu geben. Ich habe Ihnen, lieber Marianus, bereits früher erzählt, wie mein Bruder im Kriege dem Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig das Leben rettete und selbst nur so lange mit dem Tode rang, um die Zeit zu haben, die Dankbarkeit des Fürsten auf mich zu lenken. O! teurer Bruder! daß du sterben mußtest — o! Mutter! warum folgest du ihm so schnell in den Tod!“

Beireis schien sich einer Träne zu schämen, die plötzlich seine Augen feuchtete; er stand heftig auf, wendete sich, als sähe er nach der Uhr gegen die Wand und kehrte dann, ohne weitere Spur der schmerzlichen Erinnerung, die ihn unwillkürlich ergriffen hatte, zu verraten, wieder zu Marianus zurück. „Ich spreche nicht gern von Mühlhausen, von meiner Familie, denn diese Vergangenheit liegt begraben“, fuhr er fort, „ich bitte Sie, gegen niemand davon zu reden.“

Marianus beteuerte die strengste Pflicht des Vertrauens.

„Eine neue Zukunft ging mir auf“, sprach Beireis so schnell, als suche er jede ältere Erinnerung baldmöglichst durch weitere Mitteilungen zu verdrängen; „der Erbprinz schenkte mir seine Freundschaft, ich wählte jetzt den Beruf des Mediziners, weil hiermit die Naturwissenschaften eng verbunden sind; reichlich unterstützt, kehrte ich nach Jena zurück.“

„Wie anders mußte Ihnen da jeder alte Platz erscheinen!“ sagte Marianus, in eine wehmütig teure Erinnerung seiner eigenen Vergangenheit versunken.

„Ich lebte so einfach, wie ich es nunmehr nicht mußte, sondern wollte“, erwiderte Beireis, „ich verachtete allen Lebensüberfluß, der nur auf Bequemlichkeit hinausläuft, der Leichtsinn vorüberreichender Freuden ist mir fremd geblieben, ich faßte den Zweck des Daseins vom Standpunkte des geistigen Strebens nach Beherrschung des Gesamtwissens auf, ich suchte das ernste Studium und bedurfte dazu der zerstreuten Erholung nicht; aber da ein kräftiger Geist nur in einem gesunden Körper wohnen

kann, so suchte ich durch Gymnastik meinen Leib zu stählen und mir Gewandtheit anzueignen, meine Erholung fand ich auf dem Fechtboden und in der akademischen Reitbahn.“

„Wie lange blieben Sie in Jena?“

„Bis 1754. Mit vielen besonderen Erfahrungen in der Chemie und Physik ausgerüstet, kam ich nach Helmstedt, in das Erbland meines fürstlichen Gönners, der mich vorher zur Ausbildung auf große Reisen geschickt hatte. Ich wurde mit Heister bekannt, ich durfte seine Bücher und Apparate benutzen, er brauchte mich zum Gehilfen seiner ärztlichen Praxis, schenkte mir sein volles Vertrauen und als er in den Ferien bei einem Prediger auf dem Lande tödlich erkrankte, da ließ er nicht seine Kollegen, sondern mich rufen und ich befand mich leider in der Lage, die Stunde seines Todes vorher verkünden zu können. Er war ein Mann, dessen unsterblicher Ruhm nachhallen und alle echten Jünger des Askulap zur Nachahmung begeistern wird. Ihm als Mediziner nachzukommen, war jetzt mein einziger Gedanke, ihn, den Lehrer und Freund, wollte ich in mir selbst der Welt gegenwärtig erhalten. Es gingen bereits Gerüchte von meinen ärztlichen Wunderkuren, von Heisters Lobeserhebungen über mich, von meinen geheimen chemischen Kenntnissen durchs Land, ich erhielt Heisters Professorstelle vom regierenden Herzoge Carl und machte mich verbindlich, die Bibliothek und Instrumente für Chemie, Physik und Medizin, welche Heister hinterlassen hatte, an mich zu kaufen.“

„Aber hatten Sie denn schon solche Geldsummen erworben, waren Sie denn schon zum Doktor promoviert?“

In Beireis Wesen war, je mehr er in seiner Erzählung sich der Gegenwart genähert hatte, immer deutlicher der Zug des Selbstgefühls hervorgetreten, der vor der ältesten Erinnerung an seine Lebensschicksale unwillkürlich zurückgetreten zu sein schien. Er sah Marianus auf dessen Frage mit stolzer Ruhe an. „Ist es denn für einen Schüler und Freund des großen Heister wohl mehr als eine Erholungsstunde, die Doktorpromotion zu machen? Ha! ha! Zum Ueberflusse ließ ich mein Programm: de

utilitate et necessitate historiae naturalis“, auf himmelblauem Atlas mit silbernen Buchstaben drucken, als ich bereits Professor der Physik war, und so stieg ich allmählich in alle Ämter und Würden meines Lehrers und Freundes Heister, ich wurde Leibarzt, herzoglich Braunschweigisch-Lüneburgischer Hofrat, erster Professor der Anatomie, Medizin, Chemie, Chirurgie, Pharmazie, Physik, Botanik und Naturgeschichte, Präsident des Braunschweigischen Medizinalkollegiums, vieler medizinischen, ökonomischen und literarischen Sozietäten Mitglied, und ich weiß, daß nach mir kein zweiter Beireis kommt.“

„Es ist ein erhebendes Gefühl, wenn man sich sagen kann, durch Fleiß und Genie die kühnsten Ideale der Jugend verwirklicht zu haben.“

„Nichts von Genie!“ unterbrach Beireis den Freund, „das Genie respektiere ich nicht, weil es der Welt insgesamt gar nichts nützt und ich selbst einmal ein berühmtes Genie in der Person eines Stallknechtes widergefunden habe. Kopf muß der Mensch haben, wenn er etwas werden will, vorzüglichen Scharfsinn im Denken, Logik und raschen Ueberblick über das Gesamtwissen; nur diese ganzen Köpfe sind selbst Erfinder, Schöpfer neuer Ideen, Wahrheiten und Wissenschaften; zu den halben Köpfen rechne ich die guten Geschäftsmänner, zu den dreiviertel Köpfen alle diejenigen, welche sich durch sorgfältige Bearbeitung der Wissenschaft irgend einen Ruhm erworben haben.“

Marianus blickte den Freund mit sanftem Lächeln an. „Nach Ihrer Klassifikation muß ich mich freiwillig unter die Dreiviertel-Köpfe zählen, falls Sie nicht noch tiefere Grade aufstellen“, sagte er mit freundlichem Spotte. Beireis, hierdurch gereizt, fuhr sehr lebhaft fort: „Ja, es gibt noch tiefere, das doziere ich den Studenten wöchentlich einmal vom Katheder, wenn ich merke, daß sie im Kolleg bei Henke, Remer oder Bartels nasseweis geworden sind, auf die Dreiviertel-Köpfe folgen die Hundeschwänze, die Schöpfe und superklugen Schöpskanailen.“

„Und wen zählen Sie zum Exempel zu den ganzen Köpfen?“ fragte Marianus.

„Ich kenne nur fünf in der Welt“, versetzte Beireis hochfahrend, „da ist der Thales von Miliet, der Arctimedes, der Newton, da ist Friedrich der Große und... den letzten gestattet mir die Bescheidenheit nicht zu nennen, den wird die Nachwelt bezeichnen.“

„Haben Sie nicht Leibnitz vergessen?“

„Was? Er? Oho! der hat heute nur drei Viertel von einem ganzen Kopfe auf die Waagschale echter Geistesgröße zu legen.“

„Mein lieber Beireis“, sprach Marianus in einem Tone, welcher Vorwurf und Bitte ausdrückte, „es hat mich schon lange etwas gequält, was ich Ihnen sagen muß; lassen Sie uns diese sonntägliche stille Mittagsstunde zu einem recht aufrichtigen Austausch benutzen, Sie wissen, daß ich Sie schätze, daß Ihr gründliches Wissen in so vielen Zweigen der Gelehrsamkeit meine Bewunderung erregt...“

„Nur heraus damit, was haben Sie denn? rief Beireis ungeduldig.

„Geben Sie mir Handschlag und Wort, daß Sie mir nichts übel nehmen wollen“, fuhr Marianus fort, indem er treuherzig seine Hand darreichte.

„Zum Henker ja — da haben Sie meine Hand darauf, aber versprechen Sie mir zugleich, keinem Menschen meine eigentliche Lebensgeschichte wiederzuerzählen; die Stellung, welche ich in der Welt einnehme, hat es so mit sich gebracht, daß ich einige bedeutende Veränderungen in der Lesart habe vornehmen müssen, nun? befremdet Sie das? Wo die Welt bewundern soll, da muß sie nicht daran erinnert werden, daß man den alltäglichen Weg in das Leben und Wissen hergekommen ist.“

„Lieber Freund, Sie machen mir meine Mitteilung leicht, indem Sie selbst andeuten, was ich von Ihrem Ruhme erwünsche; warum suchen Sie den Schein des Wunderbaren, des Ungewöhnlichen, wo die einfache Wahrheit hinreicht, um Sie in dem Besitze so bedeutender Gelehrsamkeit zu bewundern?“

„Das verstehen Sie nicht, ich kenne die Welt und weiß, wie die Menschen behandelt sein wollen.“

„Was kann einem so hervorragenden Geiste wie Ihnen daran gelegen sein, die Bewunderung der großen, unkundigen Menge zu erregen, während, ich muß Ihnen das sagen, die Gebildeten, die nicht an die Augenverblendung glauben, gern geneigt sind, Ihrer Wissenschaft Ehre und Anerkennung zu zollen, aber das übrige Beiwerk mit dem Namen Scharlatanerie belegen.“

„Gerade diese sogenannten Gebildeten verachte ich“, fiel Beireis mit gereizter Stimme ein, „sie ärgern sich, es mir nicht absehen zu können, sie wissen nur, was sie auswendig gelernt haben und verstehen nicht, es nutzbar zu machen.“

„Warum belehren Sie die Welt nicht, warum lassen Sie Ihre besonderen Kenntnisse und Entdeckungen nicht der Welt zu Gute kommen? Glauben Sie mir, Sie würden als Lehrer der Universität, als Schriftsteller und hilfreicher Arzt weit segensreicher und mit höherem Lohne wirken, denn als Mann des Geheimnisses, als Adept.“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß meine Natur des Wunderbaren bedarf, daß ich mein Gold nur auf dem Wege des Geheimnisses erwerben kann, ich bin eitel genug, die Bewunderung der großen Menge zu fordern, diese Befriedigung meines Selbstgefühls ist eine Lebensfunktion bei mir.“

„Sie könnten bei weniger Ehrsucht glücklicher leben, würden nicht die Einflüsse der Verkenennung, Verfolgung und des Neides erfahren, nicht durch gereizten und gekränkten Ehrgeiz da Feinde hervorrufen, wo Sie Freunde haben könnten.“

„Ich bin glücklich, ich bedarf solcher Freunde nicht, ich kenne nur ein Glück, das ist das Bewußtsein, die Welt in Erstaunen zu setzen und mehr zu wissen, als alle anderen, mein Freund würde mein Feind werden, wollte er nicht eingestehen, daß er mich nicht begreife. Das Geheimnis ist der Boden geworden, auf dem ich stehe, und so lange Fürsten und Volk mich bewundern, sollen die sogenannten gebildeten Schöpfe schon das Maul halten.“

Bei diesen Worten war Beireis leidenschaftlich vom Stuhle aufgesprungen und schritt durch die Zelle, indem er sich, wie zu frischer That, eifertig die Hände rieb.

„Glauben Sie nicht, daß ich, wenn ich auch den Wundermann tabele, im mindesten Ihre hohen Verdienste und Tugenden verkenne“, sprach Marianus mit großer Herzlichkeit. „Ihre Uneigennützigkeit und Menschenfreundlichkeit bei unbemittelten Kranken überwiegt alle von Ihren Gegnern gemachten Vorwürfe, daß Sie bei Reichen wohl wüßten, wie man das Honorar mit der Dankbarkeit erhöhen könne; jedermann muß Sie achten, daß Sie bei Ihren vielen Geschäften in die niedrigste Hütte zu dem Leidenden auf Stroh gehen und hier ebenso sorgsam ärztliche Hilfe leisten, wie am seidenen Bette der Reichen, und daß Sie auch dann nichts weiter erwarten und wollen, als den Dank des Genesenen oder das Bewußtsein der Pflichterfüllung beim Verlassen eines Hingeschiedenen... lassen Sie mich aussprechen, lieber Beireis, ich weiß, daß Sie nicht als Geiziger den Reichtum suchen, sondern nur, um ihn als Mittel zur Befriedigung Ihrer wissenschaftlichen Neigungen und, Hand aufs Herz, als Mittel des Ehrgeizes verschwenderisch wieder ausgeben, ich weiß, daß Sie ein Mann von religiösem Gefühle sind, welches Sie recht offenkundig an den Tag legten, als Sie jüngst an dem Abend in der Efeulaube dieses Klostergartens Ihren Empfindungen über die Beschränktheit menschlicher Kenntnisse und Einsichten und über den ewigen Wert der Religion und Tugend, in herz erhebenden Worten freien Lauf ließen, warum, lieber Freund, sind Sie in der Welt draußen ein ganz anderer Mensch, warum stellen Sie sich so, als wären Sie mehr als ein bevorzugter Gelehrter, als ständen Sie mit übernatürlichen Gewalten in der intimsten Verbindung?“

Beireis hatte unterdessen mehreremale das Wort ergreifen wollen, aber auf des Paters Beschwichtigung immer wieder mit Ungeduld zurückgehalten; bald hörte er lächelnd zu, bald schüttelte er mit dem Kopfe und ging dann scheinbar unaufmerksam zu diesem oder jenem mechanischen Werke, das er unruhig betrachtete. Jetzt trat er aber mit dem vollen Ausdrücke einer vornehmen

Selbstgenügsamkeit und überlegenen Einsicht vor den Freund und sah ihn mit der Miene wohlgefälliger Betrachtung an. „Nun, Marianus, ist die Weichte zu Ende?“ fragte er spöttisch. „Jetzt will ich Ihnen nur sagen, daß ich ein Mann von maßloser Eitelkeit bin, den die Welt recht eigentlich dazu gemacht hat. Ich bin stolz darauf, eben der Beireis zu sein, der ich nun einmal bin. Die Welt benutze ich, die Gelehrten alle, vielleicht den Professor Rästner, den Abt Zeller und meinen Kollegen Crell ausgenommen, verachte ich; wollen Sie aber meine guten und schlechten Seiten unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt gebracht sehen, so erfahren Sie, daß ich Eudämonist, ein Anhänger der Glückseligkeitslehre, bin, das heißt in meinem Sinne: es ist mir nichts zu teuer und mühsam, um den Schöpfer in seinen Naturwerken und die Menschheit in ihren Kunstprodukten so deutlich als möglich zu erkennen und verehren zu lernen, daraus aber für mich das reinste Vergnügen zu schöpfen. Meine Glückseligkeit ist aber Ehre und Bewunderung, ich nenne sie selbst Eitelkeit ohne Grenzen, um Ihnen zu beweisen, daß ich mir selbst kein Geheimnis bin, sie ist, das gestehe ich Ihnen gern ein, die Triebfeder aller meiner Handlungen, und zu ihrer Befriedigung ist mir kein Opfer zu groß, kein Mittel zu geringfügig. Nun versuchen Sie es, einen anderen Menschen aus mir zu machen, hi! hi! hi! lieber Marianus, in mir ist alles ein berechnetes Uhrwerk, wo jedes Rädchen zum ganzen Getriebe paßt, um die rechte Zeit anzuzeigen. Versuchen Sie es einmal, ein anderes Resultat aus diesem Werke herauszubringen.“

Beireis hatte, nicht ohne kluge Absicht, diese heitere, mit der eigenen Selbstsucht kokettierende Weise der Antwort gewählt. Er lachte über die Vorwürfe des Freundes. Marianus empfand dabei eine innere Trauer. Er hatte sich dem Hofrate genähert und sah ihn mit Ernst an. „Ich schätze Sie richtiger und besser nach Ihrer Entstehung, Ausbildung und Einwirkung auf die erweiterte Wissenschaft, nach den großen Schätzen der Natur und Kunst, welche Sie in Ihren Kreis zu ziehen vermochten, sowie nach den Grundanlagen Ihrer besonderen merkwürdigen

Persönlichkeit, als nach dem blendenden Glanze, an welchem sich die große Masse des unkundigen Volkes ergötzt und der durch das Gerücht bis in das Wunderbare vergrößert wird. Den Wundermann und Hegenmeister, selbst den Adepten, kann ich in Ihnen nicht anstaunen, wohl aber den Mann, der in seinem Drange, alles zu wissen, und zu ergründen, was dem Menschen möglich wird, zu einem berühmten Gelehrten wurde.“

„Das kann mich nicht stören, dennoch Wunder zu verrichten“, sagte Beireis kurz. „Sie sollen nicht nur den Justus Lipsius, den Hermann Conring und Heister in meiner Person wiedererkannt haben, sondern auch den Faust oder den Apollonius unseres Jahrhunderts. Es ist spaßhaft, daß ich in dieser Klosterzelle die Beichte der Aufklärung anhören mußte.“

Marianus wollte darauf mit Milde antworten, als plötzlich im hellen Tone die Glocke läutete, welche die Benediktinermönche in das Konviktorium zum gemeinschaftlichen Mittagsmahle rief. Dieses Zeichen mahnte auch Beireis an seine Zeit.

„Wir haben wahrhaftig eine ganze Stunde geplaudert, während ich eigentlich gekommen war, um nur einen Blick durch das Mikroskop zu werfen und dann den Prälaten Steinhausen zu besuchen“, sprach er eilig und den Hut ergreifend.

„Kommen Sie heute nachmittag wieder“, bat Marianus — — „wir haben ein Scheibenschießen, Sie wissen, der Prälat ist ein Liebhaber davon.“

„Sind dazu Personen aus der Stadt eingeladen?“ fragte Beireis schnell, da es schon seinen Ehrgeiz stachelte, in diesem Falle nicht eingeladen zu sein.

„Nein, aber diesen Sommer noch wird der Prälat ein großes Scheibenschießen veranstalten, wobei die Honoratioren von der Universität und aus der Stadt und Umgegend als Gäste gegenwärtig sein werden. Sie können sich aber heute schon mit einschießen.“

„Pah! Das habe ich nicht nötig, im Schießen, Fechten und Reiten suche ich meinen Meister, ich muß aber heute nachmittag nach Süpplingenburg, wo der Gutsherr krank geworden ist.“

Beide Freunde traten aus der Zelle und dem Klostergebäude in den Hof. Der Sonnenschein brannte mit erdrückender Hitze auf den Steinboden. Rasch suchte Beireis nach kurzem Abschiede den Weg in die Stadt zu erreichen, während Marianus ihm noch einige Sekunden lang nachblickte und dann in das Konviktorium schritt.

Beireis hatte unterwegs bemerkt, daß am Horizonte Gewitterwolken aufstiegen; die Mittagsluft wurde immer schwüler, er besuchte noch einige an seinem Wege wohnende Kranke und ging dann nach Hause, um sein einfaches Mittagsmahl zu halten.

Es ist zwei Uhr. Beireis hatte an der Unwirksamkeit seiner Elektrifiziermaschine bemerkt, daß das vor zwei Stunden aufsteigende Gewitter sich mehr entwickelte und es murmelte bereits ein ferner Donner, als Eleonore, die Frau des Famulus, gerade das Tischgedeck abtragen wollte.

„Hören Sie, Herr Hofrat, das Wetter zieht heran, das wird den Studenten auch ein Strich durch die Rechnung sein, die haben heute was großes vor.“

„Was soll denn geschehen?“

„Leonhard erzählte, daß die Studenten eine Fahrt nach dem Korneliusberge machen und heute abend bei Fackeln tanzen wollen.“

Beireis trat an das Fenster und sah nach dem Himmel. „Das Vergnügen können sie genießen, das Gewitter wird den Nachmittag nur schöner machen.“

„Draußen stehen Kranke, dürfen sie hereinkommen?“

„Ja schnell, ich habe nicht lange Zeit.“

Beireis fertigte mit großer Geläufigkeit die Patienten und Boten ab, welche um diese Stunde sich in seinem Hause zu versammeln pflegten, und eilte dann in seinen Garten, wo er, wenn er nur irgend die Zeit dazu finden konnte, des Sonntags nach Tisch die schönste Freude einsamer Erholung suchte und genoß. Der Garten hinter dem großen Hause war sein liebster Ort, wo er gern täglich weilte, wenn Vorlesungen, Studien, Laboratoriumsarbeiten und ärztliche Praxis ihm ein Stündchen frei ließen; hier pflanzte, grub und verschönerte er selbst, scheute selbst die unsaubersten und angreifendsten Be-

schäftigungen nicht, empfand in dem Verkehr mit den selbstkultivierten Pflanzen die angenehmste Befriedigung und dieses Beschränktsein auf sich selbst ersetzte ihm Freunde und gesellige Zerstreuung, die er nicht suchte und deshalb auch nicht entbehrte. Diese Selbstgenügsamkeit war zugleich eine Genugthuung seines Eigenwillens, dem er in seinem Hause und Wirkungskreise nicht das mindeste Opfer zu bringen bereit war, und so beschränkte er sich um so lieber auf sich selbst, als er auch den Grundsatz hatte, das Publikum so wenig als möglich in sein Privatleben blicken zu lassen, um den Schein des Geheimnisvollen nicht zu schwächen.

Sein Garten war der deutliche Spiegel seines Stilllebens. Hohe Gesträuche schlossen das Innere von der nächsten Umgebung ab und es war immer eine große Gastfreundlichkeit oder besondere Absicht bei ihm, wenn er einen Bekannten oder Fremden in seinen Garten einführte. Hier war neben einer Flora wissenschaftlich geordneter botanischer Merkwürdigkeiten namentlich eine Obstbaumzucht der besondere Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, denn er genoß viel und oft das selbstgezogene Obst, weil er behauptete, daß es ein wichtiges diätisches Mittel der Gesundheit sei. Da Beireis überhaupt den Grundsatz aufstellte, daß der Mensch in seiner Nahrung mit dem Affen auf eine ziemlich übereinstimmende Kost von der Natur angewiesen sei, so lebte auch er vorzugsweise nur von Vegetabilien und alles Pflanzliche, was er für natürliche Nahrung hielt, das wuchs üppig in seinem Garten. Jedem Fremden wäre es auffällig gewesen, daß auf diesem Boden, wo gewöhnlich Gemüsepflanzen, zum Beispiel die Mohrrüben, einen so breiten Raum einnahmen, auch nicht eine einzige Kartoffelpflanze zu sehen war, obgleich die Kartoffel als allgemeine Speise in jedem Haushalt zu Helmstedt täglich auf dem Mittagstisch gefunden wurde — aber auch diese Verbannung jener Nahrungspflanze stand in der nächsten Verknüpfung mit seinen Ansichten und Lebenseigentümlichkeiten. Er behauptete nämlich, daß die Kartoffel, als zum Geschlecht der Nachtschatten gehörend, giftig sei und daß ihr Genuß dumm mache. Deshalb duldete er keine

Kartoffel in seinem Hause, genoß bei anderen nicht das mindeste davon und auch aus seinem Garten war sie streng verbannt. Außer diesem eigentlichen Gemüsegarten, den er, neben der Pflege der Obstbäume, in den Erholungsstunden selbst zu bearbeiten nicht anstand, um zugleich seinem Körper die physische Bewegung zu verschaffen, enthielt der Garten aber auch herrliche, nur der Schönheit dienende Anlagen und zeugte davon, daß Beireis auch Phantasie, Sinn und Geschmack für angenehme Naturformen und ein poetisches Gefühl habe. Namentlich war es eine von Trauerbirken, wohlriechendem Gesträuch und einigen Tannen umgebene Grotte, welche er zu seinem Lieblingsaufenthalte geschaffen hatte und wo er sich gern dem Nachdenken oder der Stimmung einsamer Befriedigung überließ, worin er um so weniger durch das Geräusch der Welt gestört wurde, als überhaupt Haus und Garten in einer stillen Gegend der Stadt lagen und die Bewohner der nächsten Umgebung vor dem Besitztum des sonderbaren und angestaunten Mannes einen gewissen Respekt hatten, der sie in einer scheuen Entfernung hielt.

Beireis lustwandelte in sichtlichlicher Zufriedenheit mit sich selbst im Garten umher und beobachtete die Ausbildung des Gewitters. Er pflegte von sich zu sagen, daß er, wenn große elektrische Prozesse in der Atmosphäre voringen, ein angenehmes Gefühl von Lebensfreiheit und Wohlfsein empfinde und es schmeichelte seiner Eitelkeit, auch hierin sich von den alltäglichen Menschen zu unterscheiden. Die Sonne ward von dem heranziehenden, blauschwarzen Gewölk bedeckt, hin und wieder kämpfte der Schein des fernen Blizes mit dem Tageslichte und der immer rascher folgende Donner mahnte an die heranziehende Gefahr und vernichtende Gewalt des atmosphärischen Funkens. Plötzlich verfinsterte sich die Luft, welche in stoßweiser Bewegung hoch über die Stadt hinaufste, Blitz und Donner folgten schnell, es fielen sparsame, aber große Regentropfen hernieder. Beireis stand im Garten und weidete sich an diesem Schauspiel. Ein plötzlicher Hagelschlag rauschte in einem schmalen Striche aus einer rasch vorüberfliehenden, hohen und weißlichen Wolke herab und trieb Beireis in die Grotte, um Schutz zu suchen.

Es währte nur wenige Sekunden, schon wurde es wieder hell, der Regen kam nur noch in kurzen Pausen nach jedem Blitz herunter — da erdröhnten mit furchtbarem Schläge Luft und Erdboden, es knatterte und krachte zugleich, auf die Betäubung folgte eine Stille, als horchte die Natur auf die Wirkung des gewaltigen Schläges. Beireis hatte von seiner Grotte aus einen Feuerfunken niederfahren sehen, aber nicht beurtheilen können, ob er nahe vor oder weit hinter dem Dache seines Hauses den Erdboden erreicht habe. Er wollte eben auf die Anhöhe hinter der Mauer eilen, welche an die Straße der Edelhöfe grenzt, als auch schon Unruhe in den Gassen entstand und der Ruf „Es hat eingeschlagen! — Feuer!“ ringsum hörbar wurde. Gleich nach dem heftigen Schläge waren die Einwohner an Fenster und Türen gestürzt, hatten an den eigenen Häusern, nach den Kirchtürmen und den höchsten Dächern aufgeblickt, „Es hat eingeschlagen!“ erscholl der Ruf vorübereilender Leute, „Dort in jener Gegend muß es sein!“ Man horchte, lief mit und ehe noch Beireis den Garten durchschreiten konnte, kam ihm der alte Leonhard zitternd und bleich, von der händeringenden Eleonore gefolgt, entgegen und vermochte nur mühsam aus der erschrockenen Brust die Worte zu rufen: „Ach! Herr Hofrat! Der Blitz hat in unser Haus eingeschlagen! Es war, als ob alle Wände eingestürzt wären, ich kann aber keinen Rauch sehen!“ Als Beireis an die Mauererhöhung kam, welche den Garten von der Straße trennte, traf er hier bereits einen Menschenauflauf an und viele ängstliche Blicke suchten am großen Hause die Feuerzeichen des Blitzschlages. Beireis hatte schnell mit scharfem Blick das Ereignis erkannt. Sein Haus war das einzige in Helmstedt, welches einen Blitzableiter trug, dessen Wirkung das Volk nicht kannte und über dessen Bedeutung der Aberglaube schon manche unheimliche Vermutung hervorgerufen hatte. An diesem Blitzableiter war der elektrische Funken herabgefahren, hatte einen Teil desselben nahe über der Erde geschmolzen und dann, beim Einfahren in den Boden, eine Strecke weit aufgerissen und unterwühlt. Als man Beireis sah, wiederholte man den Ruf: „Es hat eingeschlagen! Feuer!“

Beireis lachte. „Was Ihr doch nährisch seid!“ rief er den Leuten zu, unter denen auch einige mit Feuereimern sich befanden, „wie könnt Ihr glauben, daß der Blitz mein Haus zu zünden vermöchte, ha! ha! da müßte ich nicht Beireis sein! Ich kann dem Blitz befehlen, welche Wege er nehmen soll, darum hütet euch, daß ich ihn nicht auf eure Köpfe schicke.“ Der Uebermut, womit Beireis diese Worte redete, machte einen um so größeren Eindruck der Furcht auf das in der ersten Bestürzung zusammengelaufene Volk, weil in diesem Augenblick der Donner in der Ferne rollte und mancher Kopf sich ängstlich nach der Gegend wendete, wo das heftige, aber raschfliehende Gewitter abzog.

„Nichts für ungut, Herr Hofrat“, sagte ein Bürger mit klugem, ehrbarem Gesichte, „wenn Sie befehlen können, wo der Herr Gott das Feuer vom Himmel hinschmeißen soll, warum haben Sie es aufs eigene Haus genommen? Ich bin Maurergesell und kanns beweisen, daß die Ecksteine gelitten haben.“

Beireis mußte sich schnell und schlau aus der Verlegenheit zu ziehen. Ein Blick über den aufgewühlten Boden, den die jenseits der Gartenmauer auf der Straße stehenden Leute nicht sehen konnten, erinnerte ihn daran, daß er an dieser Stelle früher Riesel sand hatte einstampfen lassen, um das Maurerwerk des Hauses vor Feuchtigkeit zu beschützen. „Lieben Leute“, sagte er heck, „habt Ihr nicht gelesen, daß Engel und Boten des Ueberirdischen auf feurigem Strahle herniederfahren? Wir hat der Himmel ein Geschenk machen wollen und den Blitz dazu ausgesandt.“

Die Leute sahen sich dumm und bedenklich an. Es hatten sich mehrere Studenten zwischen sie gemischt, welche die Aeußerung des Beireis ungläubig lächelnd anhörten und dann mit den Bürgern flüsterten. Diesen Studierenden gegenüber zu imponieren, rief er sie zu sich, befahl den Famulus Leonhard, sie in die Haustür und in den Garten einzulassen, weil er den Schatz graben wolle, den der Himmel ihm durch den Blitz gesandt habe. Leonhard holte die schnell herankommenden Studenten in den Garten und noch ehe Beireis ihnen die aufgewühlte

Erde sowie den an einer Stelle geschmolzenen Metallstreifen am Hause zeigen und ihnen andeuten konnte, daß er hier nachgraben wolle, zeigten sich von der Straße aus neugierige, über die Mauer spähende Gesichter und Beireis ließ es geschehen, daß die Leute sich gegenseitig auf das Gemäuer hoben und in den Garten schauten.

Leonhard und Beireis selbst hatten noch nicht lange gegraben, als letzterer ausrief: „Mit Vorsicht, da liegt das Kleinod, eine Röhre ist es aus rohem Diamant!“ und er verfolgte mit großer Sorgsamkeit den in dem Quarzsande zum Vorschein kommenden Gegenstand. Die Gesichter der über die Mauer spähenden Leute wurden immer bewundernder, die Hälse immer länger, die Studenten blickten sich schweigend, aber verständlich an. Endlich brachte Beireis mit freudigem Eifer eine etwa fußlange Röhre zum Vorschein; die das Ansehen hatte, als sei sie aus kleinen schmutzigen Glaskörnern zusammengeschmolzen, er besah sie mit großer Wichtigkeit, zeigte sie den Studenten und den über die Mauer spähenden Leuten, die neugierig den Hals und die Miene spannten. aber furchtsam sich zurückzogen, wenn Beireis ihnen mit dem geheimnisvollen Gegenstande näher kam. Dabei brummte am fernen Berge noch der matt herüber tönende Donner.

„Ein unbezahlbares Juwel, ein Königreich wert!“ rief Beireis mit einer Aufregung, die mehr künstlich gemacht, als wahr zu sein schien, da er, als er wenige Minuten später allein in seine Stube trat, nachdem er die Studenten entlassen hatte und Leonhard noch den Boden im Garten wieder ebnete, das vermeintliche Juwel ziemlich gleichgültig auf einen Schrank legte und sich nicht weiter darum bekümmerte.

Das versammelte Volk draußen auf der Straße, das sich noch immer mehr an Zahl vergrößert hatte, tauschte sich unter lebhaften Gebärden und in der aufgeregtesten Weise seine wunderlichen Vermutungen über das Ereignis mit.

„Du“, sagte ein Student zum andern, „der Alte hat uns einmal wieder was aufbinden wollen. Kannst du den himmlischen Edelstein wohl?“

„Ei, versteht sich, nannte Professor Lichtenstein solch ein Ding nicht eine Blitzröhre?“

„Ganz richtig, es ist Quarzsand, von der Hitze des Blitzstrahles geschmolzen und zu einer Röhre zusammengelaufen. Das habe ich schon in der Apotheke zu Hause gesehen, wo eine solche Blitzröhre unter dem Balken hängt.“

„Du hättest es dem Alten gerade heraus sagen müssen, was es wäre.“

„Das wollte ich wohl bleiben lassen, ich melde mich nächste Woche zur Disputation und Promotion und da könnte mirs der Alte nachtragen, wenn ich ihn heute seine Renommage verdorben hätte.“

„Ja, aufschneiden muß er, aber die Universität fängt nachgerade an, nicht mehr daran zu glauben. Bartels, Remer und Lichtenstein sagen, daß die Wissenschaft auch dahin komme, wo Beireis seine Geheimnisse treibe und daß manches seiner Wunder schon in Büchern ganz natürlich erklärt werde.“

„Wiegleb will eine natürliche Magie herausgeben und Remer meinte neulich im Kolleg, daß mit diesem Buche die ganze Wunderglorie von Beireis abfalle.“

„Nun, er weiß aber doch famos viel, in sein Kolleg der Physik, wo er nachmittags um zwei lieft, gehe ich am liebsten, da hört man ebenso viel neues, wie lustiges. Ich mag's wohl hören, wenn er auf die anderen Professoren schimpft oder ihnen Schnitzer nachweist.“

„Sieh, wie das dumme Volk an der Mauer steht und gafft, da sind noch frische Neugierige gekommen und wollen auch in den Garten schauen, der eine klettert auf die Schultern des anderen.“

„Daß uns einen Spaß machen und dem Volke eine Teufelsgeschichte aufbinden.“

„Ja, das ist köstlich, komm...“

Die Studenten mischten sich wieder in die Volksmenge, welche jetzt durch Frauen und Kinder vermehrt war. Man unterhielt sich hier mit großer Wichtigkeit von dem Ereignisse. „Ich bleibe dabei“, sagte der Maurergesell, „es war ein kalter Schlag und das Ding, was er

aus der Erde gegraben hat, war Augenverblendung, denn die Kunst versteht er.“

„Er hat“, fuhr ein Weib eifrig fort, „schon einmal in seiner Stube vor dem Fenster gestanden, während er doch in derselben Minute auf dem Markte gesehen ist.“

„Gott sei Dank, daß wir wieder auf freier Straße sind“, sagte ein Student zum anderen, „mir läuft noch das kalte Grausen am Rücken hinunter.“

„Ich glaubte umsinken zu müssen, wie ich das höllische Ding nur ansah, es brannte wie Feuer.“

„Und wie der Professor es in der Hand hielt und damit in die Stube gehen wollte, da wurde es feuerrot und verwandelte sich in pures Gold, sahst du das wohl?“

„Ei ja, und es war mir im Gefühle, als triebe mich ein heißer Wind aus dem Hause, die Tür schlug von selbst hinter uns zu.“

Die Nächststehenden horchten auf und drängten sich mit dem gemischten Gefühle des Grauens und der Neugierde enger an die Studenten. Die Entfernteren kamen jetzt ebenfalls herbei und erfuhren die Mitteilungen schon mit unheimlichen Zusätzen von Mund zu Mund.

„Also Sie haben gesehen, daß es was Uebernatürliches war?“ fragte ein Mann.

„Der Blick, der hier am Hause herunterfuhr, ist entweder ein Höllenfeuer oder der Teufel selbst gewesen“, antwortete ein Student.

„Barmherziger Himmell!“ rief eine Frau und zog schnell ihr Kind an sich, während viele furchtsame Gesichter nach der Gartenmauer und den Fenstern des Hauses gafften.

„Es ist ja aber doch unter der Nachmittagskirche!“

„Ei was, die respektiert der Teufel nicht mehr, hat er doch in alten Zeiten schon während der Predigt ein Loch in die Kirchenmauer gerammt, was in meinem Geburtsorte deutlich zu sehen ist, ich bin aus Goslar“, sagte ein Kleinbürger.

Die Studenten ergöhten sich innerlich, dem leichtgläubigen Volke mit immer keckerer Erfindung die wunderbarsten Geschichten über das Ereignis mit dem Blitze und über Weirais überhaupt aufzubinden, und es hatte

sich schnell die Ueberzeugung bei den Leuten verbreitet, daß vorhin der Teufel zu seinem verbündeten Freunde niedergefahren sei und ihm einen Schatz mitgebracht habe. Einige fromme Personen entfernten sich bei diesen Behauptungen mit furchtsamem Schweigen und gingen in möglichst großem Umkreise am Hause des Professors vorbei, um eine andere Straße zu erreichen.

Da rasselte ein Wagen vom Markte her und hielt vor Beireis' stattlichem Hause still. Die noch versammelten Leute wichen, in ihrer einmal angeregten furchtsamen Stimmung um so scheuer und überraschter zurück, als der Wagen mit seiner Bedienung etwas Ungewöhnliches darbot. Abgesehen davon, daß die Equipage glänzend reich erschien und von zwei schwarzen, feurigen Rossen gezogen wurde, welche beim Stillhalten vor dem Hause mit den Nüstern sprühten, ungeduldig stampften und mit den Hufen Feuerfunken aus dem Steinpflaster schlugen, war es ein schwarzbärtiger, rot gekleideter Kutscher, dessen Bart lang über die Brust herabhing und dessen zottiges Haupt mit einer hohen Pelzmütze, trotz des heißen Tages bedeckt war, namentlich aber ein paar auf dem Hinterbrette des Wagens stehende Bediente von schwarzer Hautfarbe, weißen Zähnen und glänzenden Augen, welche dem Volke mehr Grauen als Neugier erweckten.

„Das ist ein Fuhrwerk des Teufels, es sitzt der Fürst der Hölle darin!“ sagten die Studenten und stellten sich ängstlich, um das Volk noch mehr in der Täuschung des Aberglaubens zu bestärken. Ein solches Fuhrwerk war in Helmstedt, wenigstens von den hier weilenden Personen aus den unteren Volksklassen, noch nicht gesehen worden, es bedurfte nicht mehr der Anregung, um die Erscheinung in eine übernatürliche, geheimnisvolle Beziehung zu dem Ereignisse mit dem Blitzschlage zu bringen. „Der Fürst der Hölle!“ flüsterten sich Männer und Weiber zu und flohen eine Strecke weit bis unter das Bogengemäuer des alten Stadtturms zurück, der die Straße wie ein offenes Tor überwölbte. In dieser furchtsamen Entfernung beobachteten sie, wie die beiden schwarzen Bedienten vom Wagen herabsprangen, einer der vermeintlichen Teufel an den Schlag trat und in devoter Haltung die Hand an dessen

Griff legte, während der andere an die Haustür eilte und den Glockenzug in Bewegung setzte. In der geöffneten Tür erschien der kränzlich blasser Jamulus und schien vor dem Anblicke der schwarzen Gestalt und der glänzenden Equipage zu erschrecken, es wurden ein paar flüchtige Worte gewechselt, worauf die beiden Diener den Wagenschlag öffneten und ein stolzer, schwarzbärtiger Herr mit einem flackernden Stern auf der Brust hervortrat, um in herrschender, vornehmer Haltung in die Haustür zu schreiten, wo ihm gleichzeitig Beireis in seiner gewöhnlichen, zwanglosen Empfangsweise entgegenkam.

„Der Fürst der Hölle!“ flüsterte das Volk neugierig und furchtsam zugleich, und es bedurfte der mutwilligen Zureden der davongehenden Studenten nicht mehr, um den Aberglauben zu beschäftigen und ihn anzuregen, die Erscheinung mit vergrößernden Zusätzen durch die Stadt zu verbreiten.

Beireis hatte nicht ohne Wohlgefallen den Erfolg seiner Deutung des Blickes bemerkt, da er am Fenster unversehens ein Zeuge der furchtsamen Mienen und eifrigen Besprechung der versammelten Neugierigen gewesen war. Das unerwartete Heranrollen der fremden, reichbedienten Equipage hatte aber schnell eine neue Sphäre seines Ehrgeizes angeregt, denn er konnte nicht zweifeln, daß sein Weltruf irgend eine hohe Person zu ihm führe.

Der vornehme Herr, welcher jetzt in die Haustür trat, blickte mit schnell auffassendem Auge und nicht ohne eine stolze Befremdung auf die Gestalt des Mannes, welchen er suchte und sprach: „Ich rede mit dem Hofrate Beireis, nicht wahr?“

Diese Ansprache genügte dem Ehrgeize und Selbstgefühle des Hofrates nicht völlig und er gab ziemlich kalt, aber den Fremden nicht aus dem stechenden Blicke verlierend, zur Antwort: „Ich bin derselbe, von dem die Welt spricht.“

Dabei eröffnete er einen eleganten Saal an der Hausflur, den er erst nach dem letzten Besuche der Herzöge von Braunschweig und Dessau hatte einrichten lassen, und lud den vornehmen Unbekannten ein, dort einzutreten. Die Blicke des Fremden fuhren mit prüfender Sicherheit über

die Oelgemälde und seltenen Kupferstiche, welche hier die Wände bekleideten und mit zunehmender Freundlichkeit sagte er: „Sie sind auch Liebhaber der Kunst, ich höre. Sie haben viele Schätze und Merkwürdigkeiten gesammelt und möchte wohl die Hauptstücke davon kennen lernen, ich bin der russische Fürst Orlow.“

Beireis verneigte sich mit einer absichtlichen lächelnden Ruhe, da er hierdurch gern den hochstehenden Personen gegenüber imponierte und dadurch zu erkennen geben wollte, daß der Umgang mit ihnen keine so seltene Erscheinung bei ihm sei, um dadurch aufgeregt oder mehr als höflich gemacht zu werden. „Sie können bei mir sehen, was die Welt nur einmal aufzuweisen hat“, erwiderte er eitel in Wort und Miene, „es ist mein Streben, nicht nur außerordentliche Kräfte, sondern den höchsten Besitz alles Kostbaren in und bei mir zu vereinigen.“

Fürst Orlow sah den eigentümlichen Mann mit einer lächelnden Vermunderung an, ohne die Einladung zum Niederlassen auf den von Beireis näher gezogenen Sessel zu beachten. Das Interesse an der merkwürdigen Persönlichkeit, von deren Ruf als Adept und Gelehrter er schon oft in Rußland und am Hofe der Kaiserin gehört hatte, ließ ihn seine vornehme, diplomatische Haltung allmählich vergessen und das ganz zwanglose Benehmen des Hofrates mit einer zunehmenden Vertraulichkeit vertauschen. „Mein Verehrtester“, nahm er das Wort, „meine Zeit in Helmstedt ist mir kurz zugemessen, ich will Ihnen nur eingestehen, daß ich Ihre Wege hierher gekommen bin, um den Mann kennen zu lernen, von dem die Welt sagt, daß seine Schätze ebenso erstaunenswert, als seine Kenntnisse sind und dem auch in meinem Vaterlande von dem Munde angesehener Personen der Dank für seine ärztliche Geschicklichkeit dargebracht wird.“

„Ei ja, es hat sich schon oft ereignet, daß vornehme Russen meine Hilfe in Krankheiten angesprochen haben“, erwiderte Beireis mit jener scheinbaren Bescheidenheit, die den still lächelnden, befriedigten Ehrgeiz verdecken sollte.

„Sie sind auch Kenner der Malerei“ fuhr Orlow fort, um einen Uebergang zu seiner eigentlichen Absicht zu fin-

den und indem er auf einige größere Oelgemälde zuschritt, sprach er mit der Gewißheit des Sachkundigen: „Da haben Sie ja auch einige Kopien von Raphael und Lucas Cranach und, wie ich sehe auch das Nachtgemälde von Corregio, und zwar recht hübsch kopiert.“

In Beireis Wiene trat während dieser Aeußerungen des Fürsten der unverhohlene Zug der Gereiztheit und verletzten Eitelkeit hervor. „Sie nennen diese Gemälde Kopien?“ fragte er ironisch und lauschend zugleich, als wolle er die wahre Kunstkennerchaft des Fürsten zuvor aushorchen, um danach seine keckere oder rüchhaltigere Behauptung einzurichten.

„Nun?“ versetzte Fürst Orlow, „die Originale können Sie doch unmöglich besitzen, ein Privatmann müßte ein Krösus sein, wenn er die Summen daran wenden möchte, und dann habe ich das Original von diesem Bilde in München, von jenem in Dresden, von dem dort in Petersburg gesehen.“

„Mir ist nichts unmöglich“, sagte Beireis mit aller Reckheit im Behaupten, da sein scharfer Menschenkennerblick schnell erkannt hatte, daß er es in dem Fürsten nur mit der vornehmen Kunstbildung zu tun habe, die nichts weiter, als Gedächtnissache und Mode ist. Er glaubte daher jetzt dem Fürsten gegenüber um so derber renommieren zu müssen, je lächelnder und zerstreuter derselbe die Bilder in diesem Momente betrachtete. „Ich muß Ihnen sagen, daß ich allein nur die Originale besitze und ich die Galerien bemitleide, welche die Kopien dafür wissend oder unwissend ausgeben.“

Der Fürst sah Beireis groß an und ging von neuem die Reihe der Gemälde durch. Er schien sich aber doch nicht ganz von der Originalität mancher Stücke überzeugt zu haben, und um sich selbst in seinem Urtheile nicht unsicher zu zeigen, lenkte er plötzlich davon ab und sprach: „Sie haben auch eine reiche Sammlung von Münzen und Maschinen, so wie auch von physikalischen Apparaten und Naturpräparaten, wollen Sie mir die Kenntniss derselben vergönnen?“

Nichts erfüllte Beireis bereitwilliger als diesen Wunsch, da die Sammlungen zu den Mitteln gehörten,

welche seinen Ruf des Wunderbaren mit begründen halfen und er sie namentlich solchen Personen gern zeigte, welche den Ruf davon in die weite Ferne trugen. Er führte den Fürsten in die oberen Räume des großen Hauses und öffnete ihm Bibliothek und die gehaltreichen Natur- und Kunstkabinette. Der Fürst verweilte mit großem Interesse bei vielen merkwürdigen Gegenständen, aber es ließ sich nicht verkennen, daß er irgend etwas suche, indem seine Blicke immer vorausseilten oder unruhig die Eröffnung eines neuen Rastens oder Zimmers erwarteten. Endlich fragte er mit einer diplomatischen Vorsicht: „Sind Sie nicht im Besitze von physiologisch-anatomischen Präparaten des berühmten Professors Lieberkühn?“

„Das bin ich!“ erwiderte Beireis stolz, „wer dürfte diese Kostbarkeit anders besitzen, als ich selbst?“

„Dafür interessiere ich mich ganz besonders, ich bitte Sie darum, sie mir zu zeigen. Es könnte vielleicht...“ Hier unterbrach sich der Fürst schnell, weil er bemerkte, daß Beireis ihn mit listiger Aufmerksamkeit fixierte.

„Die Lieberkühnschen Präparate habe ich unten in meiner Studierstube; beliebt es Ihnen, Fürst, sie dort in Augenschein zu nehmen?“

Rasch wendete sich Orlov von der wunderbaren Zauberuhr, vor welche er eben getreten war, weg, um das Zimmer zu verlassen; Beireis lächelte, als wisse er bereits, daß die diplomatische Zurückhaltung des russischen Hofmannes doch nichts anderes zum Ziele habe, als die eben erwähnten anatomischen Präparate, und eben dieses Lächeln erwiderte der Fürst, indem er es bemerkte, mit einem starren, prüfenden Blick.

„Ist es Ihnen gefällig?“ fragte Beireis mit höflicher Gewandtheit und öffnete die Tür.

Beide traten wenige Minuten später in das Studierzimmer zu ebener Erde ein. Das gelehrte Chaos, die durcheinander liegenden Bücher, Instrumente, Rörser, Retorten, Chemikalien, Medizinflaschen, Skeletteile und Spiritusapparate schienen auf den Fürst den Reiz der Neuheit und Kuriosität zu machen. Er überblickte flüchtig alle Gegenstände, während Beireis einen der Glaschränke

öffnete und mehrere Kästchen von Mahagoniholz hervorholte, in welchem sich fein mit Quecksilber injizierte Aderpräparate menschlicher Organe befanden und durch scharfe Mikroskope, welche an jedes Kästchen in vergoldeten Messingröhren bereits befestigt waren, betrachtet werden mußten, um die Zartheit der feinsten Aderverzweigung zu erkennen. Der Fürst beschäftigte sich lange und mit großem, prüfendem Eifer damit und hatte viele Fragen nach Erklärung der anatomischen Teile an Beireis zu tun. „In der Tat“, sprach er, „dieses gleichzeitige Natur- und Kunstwerk verdient den Weltruf, den es auch in den höchsten Kreisen meines Vaterlandes sich erworben hat, es erinnern sich noch viele Gelehrte der Zeit, daß Lieberkühn sein Werk dem Hofe produzierte. Wie sind Sie daran gekommen?“

„Alles Merkwürdige, was die Welt darbietet, nimmt seinen Weg früher oder später zu mir“ erwiderte Beireis heck, „denn ich besitze die Kraft, es anzuziehen, wie der Magnet das Eisen.“

„Sie wollen sagen, daß Gold die geheime Macht sei, durch welche Sie die Merkwürdigkeiten der Welt zu erwerben verstehen; was bezahlten Sie für die Lieberkühnschen Präparate?“

„Wenig, sehr wenig, nur 14 000 Taler“, antwortete Beireis mit einer Gebärde, als handele es sich um einige Groschen. Der Fürst zog die Augenbraunen in die Höhe, strich sich den schwarzen Bart und blickte mißtrauisch den Hofrat an. „Das ist ein hoher Preis, man sollte sich darüber ärgern, daß früher diese Präparate aus dem Besitz der kaiserlichen Akademie für ein Spottgeld in fremde Hände übergegangen sind.“ Der Fürst betonte das Wort „Spottgeld“ besonders stark, was Beireis durch einen stechenden Seitenblick erwiderte. „Sie haben diese Präparate jedenfalls durch zweite oder dritte Hand erhalten“, fuhr Orlow fort, „die Summe ist dadurch allerdings etwas erhöht, wie wäre es, wenn Sie gegen einen ansehnlichen Ersatz diese Seltenheit an mich verkauften?“

Beireis merkte recht gut, daß dieser Kaufantrag der wahre Zweck des russischen Hofmannes sei und antwortete: „Fürst, den Wert dieser Präparate können Sie gar nicht

bezahlen.“ Orlow machte die flüchtige Miene einer empfindlichen Vermunderung und schien, indem er die Präparate betrachtete, sich zu besinnen. Dann sagte er schnell: „Wenn ich mit Ihnen einen Handel abschließe, so werde ich auch imstande sein, Ihren Forderungen zu genügen, übrigens rede ich in diesem Augenblick als Abgesandter Ihrer Majestät, der Kaiserin Katharina zu Ihnen, welche mich beauftragt hat, diese Lieberkühn'schen Präparate für die russische Akademie wiederzukaufen.“

Beireis schob im Eifer die Mahagonikästchen, worin sich die Objekte befanden, auf dem Tisch näher an sich, als suchte er sie vor russischer Diplomatie zu schützen.

„Fordern Sie“, sprach der Fürst mit Stolz und Ueberzeugung, daß ein Wunsch seiner Kaiserin keinen Widerspruch finden könne.

Beireis war nicht der Mann, der sich von anderen imponieren ließ. „Fürst“, rief er aus, „wenn Gott selbst vom Himmel stiege und sagte: Beireis, ich gebe dir Europa, Asien, Afrika und so weiter, gib mir dies Kästchen, dann spräche ich dennoch: Nein!“

Fürst Orlow wußte nicht recht, ob er an den unbezahlbaren Wert der Lieberkühn'schen Präparate glauben oder des Hofrats Uebertreibung stolz belächeln sollte. „Ist das Ihr letztes Wort?“ fragte er vornehm.

„Ja“, antwortete Beireis ebenso entschieden.

Dem Fürsten imponierte das Benehmen eines deutschen Gelehrten. „Man sagt, daß Sie selbst Gold machen können, dann wird eine Goldsumme keinen Reiz für Sie haben, ist dem so, wie die Welt von Ihrer alchimistischen Kunst erzählt?“

„Ja, es ist so“, versetzte Beireis kühn, „wäre ich nicht in die Geheimnisse der Schöpfung eingedrungen, dann könnte ich nicht die Naturkräfte beherrschen und selbst das Gold nachbilden, was der Urheber der Welt nicht freiwillig dem Sterblichen anvertraut hat.“

Der Fürst verriet in seinem Blick, daß er dem seltenen Manne nicht nur eine stille Bewunderung zolle, sondern auch mit diplomatischer Klugheit überlege, wie dieser Mann mit seinen Schätzen und Geheimnissen für den russischen Staat und dessen materielles Interesse

zu gewinnen sei. Nach kurzem Bedenken nahm er deshalb das Wort wieder und sprach mit vorsichtiger Miene: „Es ist zu bewundern, daß Sie von diesem kleinen Städtchen aus imstande gewesen sind, der ganzen Welt Ihren Ruhm zu verkünden; ich glaube, wenn Sie im Dienste eines großen Staates, in der Nähe eines einflußreichen Hofes lebten, dann müßten Sie eine ganz andere Stellung errungen haben.“ Orlow schien die eitle Ehrsucht des Mannes richtig erkannt zu haben und für seine Zwecke mit Klugheit anregen zu wollen. Beireis erwiderte diese Rede durch ein mitleidiges Lächeln.

„Hätten Sie Lust, in den Dienst der Kaiserin Katharina zu treten?“ fragte Orlow jetzt ohne weitere Zurückhaltung, da er glaubte, daß des Professors Lächeln eine verstellte Miene seiner Eitelkeit sei. „Ich würde Ihnen“, fuhr er fort, „die höchsten Ehrenstellen im voraus verbürgen können, denn meine Kaiserin belohnt das Verdienst neuer wichtiger Entdeckungen verschwenderisch, zumal sie sich sehr für die Alchimie interessiert und durch mehrfache Betrüger, welche vorgaben, Gold produzieren zu können, in einen zornigen Zweifel geraten ist. Sie wären der Mann dazu, dieses Mißtrauen zu beseitigen, eine einzige alchimistische Tatsache vor den Augen der Kaiserin würde Sie zu höchsten Ehren bei Hofe bringen.“

Fürst Orlow spekulierte ganz als Staatsmann. Er glaubte durch Gewinnung des Mannes für russische Dienste und Ehren nicht allein die Kunst des Goldmachens, sondern auch die Lieberkühnschen Präparate auf billige Weise in die Hände der Kaiserin zu bringen. Und in der That hatte diese mit reisenden Alchimisten mehrfach zu tun gehabt und ihren Glauben an die Kunst des Goldmachens teuer bezahlen müssen. Beireis lächelte pfiffig, als er hörte, daß er die Zweifel der Kaiserin durch seine vorgebliche Kunst, die Erwerbung des edelsten Metalls in der Willkür zu haben, beseitigen solle. Er fühlte so etwas von Schalkhaftigkeit, als er zur Antwort gab: „Und könnte ich ganz Rußland zum Geschenk erhalten, so würde ich das große Geheimnis nicht der Eigennützigkeit opfern, nein, Fürst, ich danke dem Herzog und Erbprinzen von Braunschweig die erste Begründung meines Gelehrten-

lebens. Ich werde Helmstedt, wo ein Conring, Meibom und Heister den Ruhm der Welt zu erzielen verstanden, nicht verlassen — denn sollte ich diesen meinen großen Vorgängern darin nicht gleichkommen können, daß ich die Gunst einer Kaiserin nicht bedürfte, wo ich mir selbst genügen kann?“

Draußen auf der Straße stampften und schnoben die ungeduldbigen Kasse und mahnten den Fürsten an den Ablauf seiner Zeit. An seinem ernstesten, vornehmen Blick war zu bemerken, daß die Antwort des Beireis ihn nicht befriedigt habe und er beobachtete ihn finster, als jener mit geschäftiger Sorgfalt die Lieberkühnschen Präparate in seinen Glaschrank zurücktrug.

„Haben Sie Dank für die mir vorgezeigten Merkwürdigkeiten“, sagte er dann kalt, „überlegen Sie sich mein Anerbieten, ich werde der Kaiserin erst nach einigen Monaten Bericht abstaten können; bis dahin erwägen Sie Ihr eigenes Interesse.“ Er schritt mit leichter Verbeugung an die Tür; Beireis wußte die schuldige Höflichkeit vortrefflich mit dem Egoismus seiner Selbstschätzung zu vereinigen, indem er den vornehmen Besuch mit Würde auf den Hausflur begleitete. Das früher vom Blitzschlag und später von der glänzenden Equipage herangelockte Volk, in dessen Munde die von den mutwilligen Studenten angeregte Furcht zu den wunderlichsten Vermutungen und Uebertreibungen Anlaß gegeben hatte, stand noch auf der Straße und hatte sich allmählich näher herangewagt, um die vermeintliche Equipage und Bedienung des Teufels zu beschauen, zumal die beiden Regesteif und unbeweglich im Eingang des Hauses Schildwache standen und den Fingerzeigen und furchtsamen Gebärden des mißtrauischen Volkes nur die weißglänzenden Augen und Zähne entgegenkehrten. Plötzlich aber sprangen beide Schwarze mit großer Dienstteile aus der Haustür an den Wagen, um diesen zu öffnen, und jagten durch ihr unerwartetes Hervorspringen dem gaffenden Volk einen so jähen Schreck ein, daß dieses nach rechts und links zurückwich und, als Fürst Orlow jetzt selbst hervortrat und in den Wagen stieg, weit weg vor den lebhaften Kassen flüchtete.

Es verging keine Stunde, daß das Gerücht von dem Blitzschlag und dem Besuch des Fürsten der Hölle beim Hofrat Beireis unter den grauenhaftesten Entstellungen von Haus zu Haus der Stadt lief und bei den Leuten nur dazu beitrug, den Ruf des Wunderbaren und die Märchen von dem ohnehin geheimnisvollen Manne zu steigern und in der Einwohnerschaft verbreiten zu helfen.

Als Beireis den Fürsten davonfahren hörte, rieb er sich unter pfiffigem Lächeln die Hände und ging, von lebhaften Gedanken getrieben, durch seine Studierstube. Aus den murmelnd hingeworfenen und unwillkürlich zusammenhängender gewordenen Worten seines Selbstgesprächs war folgende Betrachtung zu entnehmen: „Glaubs gern ... wenn die Kaiserin das Goldmachen verstünde, würde sie die Welt regieren, denn die russische Macht ist Gold ... Ich sah es dem Fürsten an, daß er nach meiner Weigerung an meiner Kunst zweifelte — man fängt überhaupt auch in Helmstedt an, laute Zweifel zu äußern, die Studenten sogar, die von den Professoren, den Viertelhöpfen, aufgeklärt zu sein sich einbilden ... ich muß nächstens einmal etwas Oeffentliches tun, wenn die Leute nicht mein Goldmachen glauben, so könnten sie darauf verfallen, was durchaus mein Geheimnis bleiben muß — sie müssen irre gemacht werden, ich will es mir unterwegs überlegen.“ Hier brach Beireis seine Selbstberatung schnell ab, da er einen Wagen vorfahren und Leonhard an der Stubentür hörte. Der grämlich aussehende Famulus berichtete, daß das Fuhrwerk des Gutsherrn von Süpplingenburg ihn nach dorthin abholen wolle und daß während des vornehmen Besuches auch der Wirt aus dem Erbprinzen geschickt habe, weil die fremde Dame wieder kränker geworden sei und Verlangen trage, ihren Arzt zu sehen. Beireis hörte diese letzte Mitteilung mit einer flüchtigen Unruhe an, wobei er sich absichtlich mit dem Einpacken seiner Taschenapotheke und Instrumente zu schaffen machte und ablenkend fragte: „Was trieb das Volk draußen noch und redete es noch viel von dem Blitz?“ Leonhard wußte, daß er zum Rapport aufgefordert werden würde und hatte deshalb an der Gartenmauer den Reden des Volkes zugehört. Mit sichtbarem Be-

hagen vernahm Beireis die neuen Tatsachen der Furcht und Bewunderung, welche die große, unkundige Menge ihm zollte und woran er eine besondere Befriedigung fand, die wohl ebenso viel seiner Klugheit und schlaun Berechnung nützen, als dem eiteln Ehrgeiz fröhnen mußte.

Bald nachher fuhr er nach Söpplingenburg ab, um hier eine ärztliche Visite zu machen.

Am demselben Sonntagnachmittage gingen mehrere junge Mädchen mit heiteren Mienen und fröhlichem Mut über den Wall der Stadt, um sich mit anderen bekannten und unbekannten Mädchen am Kirchthore zu versammeln, wo einige bespannte, mit Bänken versehene Bauernwagen warteten und mehrere Studenten mit blankem Schläger in der Hand und im bunten Aufzug zu Pferde eine Ehrenwache bildeten, während neben und zwischen den Wagen Studenten und junge Mädchen die lustigste Unterhaltung führten.

Die leichtfüßigen jungen Mädchen, welche auf dem Walle einerschritten, um ebenfalls das Kirchthor zu erreichen, plauderten recht lebhaft miteinander, da ihr Sinn ebenso leicht als ihr Fuß war, und an der schlanken, anmutigen Gestalt des größeren Mädchens, an ihrem mutwilligen Lachen des kleinen roten Rundes, am blonden Haare und blauen Auge erkannte man die hübsche Eva Müllerin, die fröhliche Tochter der alten grämlichen Frau im kleinen Hause an der verfallenen Stadtmauer.

„Das wird ein vergnügter Abend werden!“ jubelte ein rundes rotwangiges Mädchen, das sich anstrengte, mit der schnellen Eva gleichen Schritt zu halten. „Wenn wir nur nicht die Wagen verpassen, es schlug eben schon vier.“

„O, wenn Ihr bei mir bleibt, dann kommt Ihr immer zur rechten Zeit“ lachte Eva, indem sie schelmisch Brust und Kopf aufrichtete. „Ihr wißt doch, daß der Senior mich erwartet.“

„Ja, der Kaspar Witte, man sollte auf dich neidisch werden, denn so lange du wieder in Helmstedt bist, sind die angenehmsten Studenten ganz närrisch hinter dir her und es ist schon deinetwegen zu Streitigkeiten gekommen.“

„Sm, das wird ihnen nichts nützen, ich bevorzuge keinen und es macht mir Spaß, daß sie bei mir Fensterparade machen, obgleich ich nicht einmal ein ordentliches Fenster im alten Hause habe“, erwiderte Eva mutwillig.

„Du? Eva, du fühlst nichts dabei? Das rede uns nicht ein, wir wissen zu gut, daß dir der starke bärtige Simson tausendmal lieber ist, als die anderen, welche auf den Studentenbällen so süß mit dir tun.“

„Ei, warum nicht? Ich liebe am jungen Manne das Kühne und Ritterliche; darin hast du ganz recht, den dünnen vornehmen Zimmermann aus Braunschweig und den eiligen Strombeck habe ich nur zum besten.“

„Aber weiß denn der Simson, daß du noch einen Anbeter hast, der nicht mit zur Studentenschaft gehört?“

Eva sah mit lieblicher Schelmerei in den blauen lebensfrischen Blicken die fragende Begleiterin an. „Sm! was weißt du?“

„Rümpfe nur die Nase nicht so vornehm, als wärst du schon die Baronin. O wir wissen recht gut, daß der unbekannte Mensch, der seit einiger Zeit des Abends in den Straßen herumhinkt und den die Leute für den Teufel des Beireis halten, unter deinem Fenster steht und heimlich mit dir spricht.“

Eva lachte und antwortete nicht.

„Du hast mir ja vorgestern selbst erzählt, daß du oft so unruhig wärst, weil du immer an ihn denken müßtest und deshalb im Hause so viel zu dulden hättest.“

Eva schien sich zu besinnen und sagte dann: „Ja, das kann ich euch versichern, ich bin recht unglücklich.“

„Das merkt man dir aber nicht an, wahrhaftig nicht. Du bist immer auf dem Platze, wo es zu lachen und zu tanzen gibt.“

„Dies ist gerade mein Unglück, daß ich ein so frohes Temperament habe und mir jede Freude zu Gift gemacht wird. Ins Kloster möchten sie mich stecken, zur Bet Schwester machen. Bah, der abscheuliche Vikarius!“

„Früher kam dieser widerwärtige, gleichnerische Mensch auch zu mir und mischte sich in alle unsere Familiengeschichten“, sagte die kleine rotbäckige Dicke, „aber etwa so lange, wie du in Helmstedt bist, ist er weggeblieben.“

„O, das weiß man recht gut“ sagte eine andere, „daß er in die Häuser der jungen katholischen Mädchen schleicht und mit seinen lüsternden, finsternen Augen überall herumspioniert.“

„Meine Mutter hat er ganz umspinnen mit nichtswürdigen Plänen für mein Seelenheil und mein Untertommen, denkt euch, da will er mich zu seiner Wirtschaftlerin machen und meine abergläubische Mutter, welche die ganze Weltfreude für Sünde hält, ist damit einverstanden. Ich laufe den ersten besten Tag vom Hause weg und den hübschen Mann, der mich am frühesten heiraten will, den nehme ich gleich.“

„Aber sei einmal aufrichtig, Eva, was ist denn der Mensch eigentlich, den die Leute schlechtweg den Junker nennen? Ich will dir offen sagen, daß man viel Geheimnisvolles davon denkt, viele junge Mädchen laufen fort, wo er sich sehen läßt und er gleicht ganz dem Bilde des Teufels, das auf dem Rathause hängt.“

„Dummes Zeug, er ist ein vornehmer, schmucker Herr, der in einem kaiserlichen Reiterregimente dient und auf Urlaub hier bei dem Professor Veireis wohnt, um seinen linken Fuß kurieren zu lassen, der im letzten Kriege verwundet ist. Er hat großen Reichtum und ist sehr liebenswürdig, seine Sitten und Reden sind weit angenehmer und gebildeter, als alle Manieren und Witze der Studenten.“

„Du hast doch aber Kaspar Witte auch recht gern“, meinte eine der Freundinnen, indem sie komisch nickend in das schelmische Antlitz der leichtsinnigen Eva sah.

„Nun, soll ich denn angenehme Leute wegbeißen? Was kann ich dafür, daß die hübschen Männer mir nachstellen?“

„Da kommt uns gewiß schon ein Student entgegen!“ sagte ein den Ball hinabspäherndes Mädchen.

„Der langweilige Mensch dort hinter den Bäumen?“

„Ach! das ist ja der Blasse, von dem es heißt, daß er seine Seele dem Professor Veireis verschrieben habe!“

Eva hatte den einsam wandelnden Studenten schnell erkannt. „Ja, das ist der Student Heinrich Schmidt“, sagte sie, „der ist Gehilfe des Professors und muß dessen

Patienten besuchen, wenn der Regenmeister über Feld reist. Seht nur, wie traurig er schleicht; der arme ehrbare Mensch wird noch einmal im Gemüte krank.“

„Dann muß ich ihn mir ordentlich ansehen, heißt nicht der Student, mit dem das reiche Gretchen Schloffer zu tun hat, auch Schmidt?“

„Dieser ist es, das ist eine traurige Geschichte mit der Liebe, neulich hat es die Wirtschafterin bei Schloffer meiner Mutter erzählt“, sprach eins der Mädchen eifrig, als es den bezeichneten Studenten mitleidig angeschaut hatte. „Der alte Schloffer will nichts von dem armen Schmidt wissen und es ist nicht genug, daß Gretchen sich insgeheim abhärmt und fast gar nicht mehr ausgeht, sondern der Hauslehrer Hanneus, der nachspürende, scheinheilige Kandidat, der hier in der Stadt einen Betsaal eingerichtet hat, wo er frommen Leuten aus der lutherischen Kirche seinen Glauben vorpredigt, hat auch in Schloffers Hause sich eingenistet und soll Gretchen ins Gewissen reden, den Willen ihrer seligen Mutter zu erfüllen, nämlich ihr Herz mit ihm zu versprechen.“

„Ach, das arme Mädchen! Aber warum erklärt sie nicht gerade heraus, daß sie den Schmidt liebe und alles nichts helfen würde, was man dagegen sage?“

„Gretchen Schloffer ist selbst voll Aberglauben und Vorurteil; ich begreife den Schmidt nicht, daß er sich so darum anstellt, seht mal, er ist wirklich ein interessanter Mensch!“

Der einsam um den Stadtwall schreitende Student war jetzt so nahe gekommen, daß die plaudernden Mädchen ihre Andeutungen über ihn unterbrechen mußten. Sie sahen ihn im Vorübergehen neugierig an, während er ruhig und sinnend an ihnen vorbeiging, ohne eine besondere Aufmerksamkeit auf sie zu richten.

„Der könnte mir nicht gefallen, der sieht mir viel zu ernst und gelehrt aus“, sprach Eva gleichgültig. „Warum schließt er sich von den Gesellschaften der anderen Studenten ab? Auch heute macht er die Fahrt nicht mit.“

„Er soll aber sehr klug und liebenswürdig sein“, versetzte eine andere, „mein Vater war neulich gefallen, da schickte Betreus den Schmidt zum Verbinden, und wäh-

rend dieser Arbeit hat er so lehrreich und verständig gesprochen, wie ein Professor.“

„Ja, es gibt auch keinen langweiligeren Menschen für ein junges Mädchen, als einen Professor“, lachte Eva. „Bei jeder Gelegenheit wollen diese Altklugen ihre Weisheit auskramen und, je jünger und einseitiger sie sind, desto mehr predigen sie.“

„Ob ihn denn Beireis wirklich in seine Zauberkünste eingeweiht hat?“

„Ach, der weiß selbst nichts“, antwortete Eva schnell und im mutwilligen Gefühle der Rache, weil sie daran erinnert wurde, daß Leonhard ihr erklärt hatte, der Hofrat sähe nicht gern, daß sie häufig ins Haus käme.

„Habt Ihr denn schon von der Geschichte gehört, die heute nachmittag bei dem Professor passiert ist?“

„Der Blitz hat eingeschlagen.“

„O, weit mehr, mit dem Blitze ist ein geheimes Ding, ein Stein von ungeheurem Werte, herunter in den Boden gefahren und gleich darauf der Teufel selbst in vornehmem Wagen mit höllischen Pferden und Bedienten bei Beireis angekommen.“

„Warum nicht gar! Den furchtbaren Donner Schlag habe ich wohl gehört.“

„Doch, das ist wahr, das wurde in unserem Hause von einem Manne erzählt, der selbst dabei gewesen ist.“

„Meinetwegen!“ lachte Eva, „Die Hauptsache ist, daß es gutes Wetter geblieben, denn tanzen muß ich heute nach Herzenslust.“

Die eilenden Mädchen waren jetzt in der Nähe des Kirchtores angekommen, wo sie schon aus der Ferne das Geräusch der Versammelten gehört hatten. Die Helmsiedter Bürgersleute waren daran gewöhnt, daß die Studenten ihre Töchter zum Balle und zur sogenannten Burdensfahrt einladen und man sah keine Gefahr darin, den jungen Mädchen dieses Vergnügen mit den Jünglingen zu erlauben. Auch heute hatten diese einen Ausflug nach dem St. Annenberge, auf dem Wege nach Königs-lutter zu, veranstaltet; man wollte dort in der Nähe der alten germanischen Felsen-Denkmäler, an der äußersten

Spitze des Berges gegen Süpplingenburg hin, den Nachmittag und die schöne Gegend genießen, unter einem aufgeschlagenen Zelte abends tanzen und die untergegangene Sonne dann durch Fackelschein ersetzen. Zu diesem alljährlich sich wiederholenden Burschenfeste pflegten sich immer zahlreiche Zuschauer einzufinden, welche denn auch diesmal aus Stadt und Nachbarschaft bereits am Kirchthore von Helmstedt harrten oder von den Dörfern aus nach dem Korneliusberge (St. Annenberge) sich unterwegs befanden.

Am Kirchthore waren die bequemen Wagen, mit Fahnen geschmückt, für die mitfahrenden jungen Mädchen bestimmt und von Studenten zu Pferde, in der romantischen Tracht der akademischen Blütezeit, in Roller und Kanonenstiefeln, Landmannschaftsfarben auf Feldbinde und Mütze tragend, die Tabakspfeife mit den großen farbigen Quasten in der einen, den blanken Schläger in der anderen Hand, begleitet. Die anderen Wagen, an welchen gleichfalls Fahnen befestigt waren, dienten zur Aufnahme aller derjenigen Studenten, die entweder keine Pferde mehr hatten aufreiben oder gepumpt erhalten können, oder die es vorzogen, aus Dekonomie, Bequemlichkeit oder Ungeschicklichkeit im Reiten einen Fahrplatz zu suchen. Ein fröhliches, von Ausgelassenheit und Studentenfreiheit heftig in Bewegung erhaltenes Leben schwärmte hier bunt zwischen Wagen und Pferden umher; hier suchte ein Student ein schönes Mädchen mit seiner Zärtlichkeit näher vertraut zu machen, dort neckte man sich mutwillig mit Hand und Mund als alte Bekannte; hier wurde ein alter Klepper widerspenstig und setzte den Reiter unter allgemeinem Gelächter der Umstehenden in die Lage, mit aller Mühe seine Reiterehre und seine großen Kanonenstiefel vor dem Gespött der Kommilitonen zu wahren; dort stieg ein üppiges freundliches Mädchen, den Augenblick des Unbeachtetseins benutzend, mit kühnem Schwunge auf den Leiterwagen und blieb mit dem Rocke hängen, den es mit schnellem Schläge der Hand frei machte, während das verschämt gerötete Gesicht schalkhaft über die Achsel den nahen Mäusenföhnen ein Lächeln der Verlegenheit zusendete; hier hatte sich ein

bemoostes Haupt recht breit auf eine Wagenbank niedergelassen und dampfte in behaglicher Seelenruhe seine große Pfeife, ohne zu hören und zu sehen, daß ein magerer Fuchs neben ihm um ein kleines Plätzchen auf derselben Bank flehte; dort standen auf Achsen und Speichen der Wagenräder artige, behende Studenten und plauderten süß und verliebt mit prächtigen und verstohlen ihr Wohlgefallen verratenden Mädchen, die für jede Zubringlichkeit nur ein anmutiges Zürnen hatten, welches schon die Erlaubnis zu neuer Kühnheit in sich trug; hier entließ eine besorgte Mutter, den Blicken der Menge durch die nächste Hausecke entzogen, ihr ungeduldiges Töchterchen mit guten Ratsschlägen für Sitte und Gesundheit, und das flüchtige Kind eilte mit dem zerstreuten Versprechen des Gehorsams nach den Wagen, um sich nicht zu sträuben, daß der bereits auf die ungehorsame Tochter harrende Student ihre Hand drückte und sie mit bekanntem sicherem Griff über die Leiter des Wagens hob; dort zeigte ein Student seine Reitkunst auf gutem Pferde vor den Blicken zahlreicher Mädchen, die ihm vom Wagen herab zuschauten, während der Mund flüsterte und von „hübschen Jungen“ heimliche Ohrensprache hielt, hier renommierte ein „Vorpauker“ mit lautem Eisengerassel seiner Sporen und Waffe, an einer kichernden Mädchengruppe vorüber und strich sich den langen Schnurrbart, indem er einen verwegenen Seitenblick auf die mutwilligen Mädchen richtete, um ihnen Respekt einzulösen, während dort zwei ideale Burschen, die Arme über die Schultern geschlagen, die langen Pfeifen in der Hand und von zwei großen Hunden begleitet, die Mädchenflora Helmstedts musterten und sich im voraus das Liebchen für den Abend aussuchten. Mit bedächtigem Schritte zog jetzt ein Gespann vom Markte her nach dem Kirchthore, welches bei seinem Erscheinen eine fröhliche Bewegung in die Studentenschaft brachte. Auf einem Wagen lagen zwei große, in Stroh gebettete Fässer neben mehreren Körben mit wohlbekannten Stangengläsern gefüllt, grüne Birkenzweige, zu einer Laube bogenförmig vereinigt, schützten die ehrwürdigen Stückfässer vor den heißen Strahlen der Sonne. An das vordere derselben gelehnt, ernst und mit wichtiger

Miene, stand der Kellerwirth, der alte Ducksteinhospes Bosse, der alte weißbärtige Invalide aus dem siebenjährigen Kriege, und schien die Ehre zu fordern, welche ihm alsbald jubelnd erwiesen wurde. Denn kaum hatte er den Versammlungsplatz erreicht, um ohne Aufenthalt langsam aus dem Tore voraus zu fahren, als die Studenten ein lautes Hurra schrien und eine Gasse bildeten, aus welcher die Rufe: „Vater Hospes! Vivat“ vielstimmig, unter Schwenken der Mützen und Pfeifenquäste, erschollen. Der alte Ducksteinhospes blickte mit treuherziger Wichtigkeit auf seine akademischen Freunde hinab, machte ein militärisches Honneur und, indem er langsam aus dem Tore fuhr, gleich er einem Krieger, der die Bedeutung des ihm anvertrauten Postens kannte und die schwere Munition an den Ort ihrer Bestimmung und folgereichen Entladung begleitete.

Der Ducksteinwagen war schon längst auf der Chaussee nach dem Korneliusberge hin verschwunden und einige zur Bedienung der Studenten mitgenommene „Wischfiers“ eben damit beschäftigt, Laubzweige über die Wagen der freundlichen Mädchen zu binden, während die meisten Burschen einige Blätter an die Mütze steckten, als Eva Müllerin mit ihren Begleiterinnen vom Balle her auf dem Versammlungsplatze anlangte. So wie sie sichtbar wurde, umringten sie gleich mehrere der angesehensten Studenten und die neidischen Blicke und schnippischen Zuflüsterungen der anderen Mädchen bewiesen deutlich, daß Eva Müllerin eine besondere Aufmerksamkeit und Bevorzugung von Seiten der anführenden Senioren erfuhr. Unter neckischen Reden und Gegenreden über ihr langes Ausbleiben trat plötzlich aus der Menge der Studenten Kaspar Witte hervor, und reichte der feurigen munteren Jungfrau die Hand. „Endlich kommen Sie“, sprach er zärtlich, „ich habe Ihnen einen guten Platz bewahrt, ja, ja, Sie prächtiges Mädchen.“ Mit diesen Worten legte er ihren Arm in den seinigen, klopfte verliebt ihre Hand und sah ihr in raschem Fortschreiten keck in die blauen, schelmischen Augen. „Heute gehören Sie mir, schöne Eva, Sie haben es mir neulich versprochen; ein so schönes Mädchen, wie Sie, darf nur ein Senior zum Tanze führen.“

Eva lachte und sah vergnügt in das bunte Leben auf dem Platze.

„Sagen Sie mir, reizender Schelm“, fuhr der Senior fort, indem er von ihrer Nähe und der zwanglosen Weise durchglüht wurde, womit sie seinen Druck und Blick durch einen anmutigen Spott erwiderte, in welchem ebenso viel fröhliche Vertraulichkeit wie listige Zurückhaltung lagen, „sagen Sie mir, wie kamen Sie glücklich aus dem Hause der grämlichen Alten?“

„Hm, ich frage die Mutter gar nicht mehr!“ antwortete Eva mit reizender Reckheit.

„Das ist recht, o, Sie köstlichstes aller Mädchen, warum müssen Sie auch eine so verdrießliche Mutter haben!“ rief Kaspar Witte entzückt und vergaß ganz, indem er ihr das glühende Gesicht nahe brachte, daß er den Blicken aller Leute ausgesetzt war. „Bei Gott, Eva, nach Ihnen müßte die Universität getauft werden, Sie würden den Baum der Erkenntnis und trocknen Wissenschaft mitten ins Paradies verpflanzen, und raten Sie, was ich darin vorstellen möchte?“

„Es gab ja viele Tiere im Paradiese, als ein fleißiger Student würden Sie doch nicht vom „Ochsen“ lassen!“

„Wettermädchen! Engel! Darauf fordere ich Sie auf zehn Tanzgänge heute abend!“

„Angenommen!“ rief Eva in schäkerndem Mutwillen.

Unter diesem Gespräche hatte Kaspar Witte das fröhliche, zwanglose Mädchen, dessen ganze Erscheinung gerade durch die Natürlichkeit ihrer lebensfrischen Lust einen verführerischen Zauber erhielt, an den Bogen geführt, wo ein Platz für sie aufbewahrt war. „Auf diesen Rälberwagen?“ fragte Eva neckisch und sah mit verstelltem Erstaunen den Studenten an, den die entzündete Leidenschaft aus heißen Blicken leuchtete. Ehe er aber, durch ihr Anschauen zerstreut, Zeit gewann zu antworten oder ihr die Hand zur Unterstützung beim Aufsteigen zu reichen, warf sie ihm einen glimmernden, vom mutwilligen Hohnlachen im Hintergrunde der blauen Augen ausstrahlenden Blick zu, faßte keck das Kleid zusammen und hüpfte in zwei Sprüngen, wie ein Reh, auf die Höhe des Reiterwagens, wobei sie den zierlichen Fuß und das

runde Mädchen heck den Blicken der Jünglinge preisgab. Kaspar Witte mußte erst an das Zeichen zur Abfahrt erinnert werden, ehe er sich von dem herausfordernden Mädchen loszureißen vermochte.

„Donnerwetter, Simson, du hast aber Süßholz geraspelt“, sagte der Kommilitone von Strombeck.

„Es weiß der Teufel, das Mädchen hat mich behext, ich sage dir, Strömke, falle mir heute nicht wieder in die Parade.“

„Oho! Da hast du dich zu spät ausgelegt, die Prime hat der Teufel selbst der hübschen Blondine gegeben.“

„Was meinst du?“

„Nun, wie ich gestern abend der Eva ein Ständchen bringen wollte, etwa um elf Uhr, da stand sie mit dem Teufel auf dem weißen Kalkstein an der verfallenen Stadtmauer.“

„Dummes Zeug, du willst wohl der zweite Beireis werden und die Konkurrenten mit dem Teufel wegscheuchen?“

„Wir können nachher davon sprechen, ich habe einen Groll auf das Mädchen gekriegt.“

„Weil sie dir auf dem Ball in der Timon-Kneipe einen Korb gegeben, he?“

„Seht, seht die Freiglocke!“ rief ein hinzutretender Student und zeigte auf den nächsten Wagen, „den kleinen, buckligen Vossius haben sie zwischen die Mädchen gesetzt! ha! ha!“

Und in der Tat hatte der kleine, holländische Theologe mit seiner gellenden, der Freitischglocke ähnlichen Diskantstimme einen Fahrplatz verlangt und war vom ungeduldig gewordenen Führer des Zuges soeben mit kräftigen Händen auf den nächsten Wagen den Mädchen auf den Schoß geworfen, worüber ein lautes Geschrei und Lachen sich erhob.

Nicht so heiter und liebevoll, wie die flüchtige und schäkernde Unterhaltung des Kaspar Witte mit Eva Müllerin war eine Zwiesprache, welche durch das rasche Vorüberfahren beider hervorgerufen war. An einer Ecke des nächsten Hauses standen einige alte Weiber, die mit neugierigem Eifer ihre Blicke überall hatten, um mög-

licherweise sich nichts entgehen zu lassen und über alles plaudern zu können.

„Ach, Herr Jesus!“ begann die eine, „Da ist die Müllerin auch mit einem Studenten.“

„Herr Gott behüte uns, Amen!“ sprach schnell eine andere, indem sie sich verstohlen bekreuzigte.

„Ist's denn mit der nicht richtig?“

„Das weiß Sie noch nicht? Gehe Sie mal die Dirne an, das sollte mit richtigen Dingen zugehen? Die alte Müllerin lebt so ärmlich, wie nur ein Mensch leben kann, und dieses Mädchen macht einen Staat und treibt eine Wirtschaft, als ob es eine Edelfrau wäre.“

„Da hat sie heute wieder ein neues grünes Nieder an, wo sie es nur hernimmt...“

„Ihr Ohm ist ja Handlanger bei dem Weireis, der im Bunde mit dem Teufel steht und Gold macht. Dort mag sie ihr höllisch Teil abkriegen, denn eine Hexe ist sie auf alle Fälle.“

„Das glaube ich auch, darum wird sie nicht reich gemacht vom Buhlteufel, denn alte Hexen bleiben in Armut, trotz ihrer Kunst und Augenblendung.“

„Und schöne Mädchen finden am ehesten einen Buhlteufel.“

„Sehe Sie mal, Reimersche, wie der Student, den die andern Simson rufen, mit der Eva verliebt tut, das Mädchen hat den bösen Blick und kann bannen, daß junge Leute nicht von ihr lassen können und unglücklich werden.“

„Und sie ist des Abends spät mit dem Teufel an der Stadtmauer gesehen, auch ist der Böse am hellen Tage über das Feld gehinkt und hat nach dem Fenster einen Handkuß geworfen.“

„Aber weiß denn die Mutter nichts davon?“

„Die kann's nicht hindern, die hat der Teufel gebannt, daß sie seit drei Wochen nicht auf die Beine treten kann; wie die Leute sagen, tut das Mädchen, was es will, geht aus, ohne zu fragen, weigert sich den Abendsegen anzuhören, hat, außer ihrem Buhlteufel, auch den reichen Studenten was angetan, daß diese wie närrisch hinter ihr herlaufen.“

„Ich glaube, der Betreuer hat sie dem Bösen in die Hände geliefert und... es ist ein schlimmes Zeichen, daß er nicht heiratet..., wer weiß, was er mit der Eva im Sinne hat!“

„Er ist ja ein Feind von Weibern und denkt nur an das Geheimnis, reich zu werden.“

„Ach, besser weiß Sie's nicht, liebe Wasmussen? Der ist mir ein schöner Weiberfeind! hi! hi! Vor der Welt und den Leuten wohl, aber insgeheim ist er ein arger Fuchs und stellt hübschen Weibsleuten nach, das sollen alle nicht anders machen, die sich dem Teufel verschrieben haben.“

„Ist das möglich, lieber Himmel! Welch grauenhafte Dinge passieren noch in der Welt, trotzdem, daß so viel gebetet wird!“

„Da hat er jetzt wieder unter dem Namen einer kranken Gräfin eine Hege im Erbprinzen auf dem Ziegenmarkte sitzen, wo er alle Abend hingeht unter dem Vorwande, daß er sie kuriere. Aber die Frau Münnich, die schräg hofwärts gegenüber wohnt, hat gesehen, wie zwei schwarze Schatten in der Stube der Kranken an der Wand aufgestiegen und einander in die Arme gefallen sind und wie dabei oben über dem Dache ein großer Kabe um den Schornstein geflogen ist.“

„Was guckt Sie denn so ängstlich dort nach dem Wagen, liebe Reimersche, sieht Sie eine Vorbedeutung?“

„Ach, wenn der Student die Eva Müllerin nur nicht auf denselben Wagen gebracht hat, wo meiner Schwester Großtochter sitzt, ich hätte den Tod davon, denn wo die Hege ist, da passiert ein Malheur.“

Die Hälse der Weiber reckten sich aus, um zu sehen, wo Eva bleibe und sie fühlten sich beruhigt, als Kaspar Witte mit seiner schelmischen Begleiterin an dem Wagen vorüber und einem andern zuschritt. „Gott sei Dank!“ seufzte das Weib, „nun wird der Tag wohl für meiner Schwester Großtochter gut zu Ende gehen.“

„Wenns mal wieder so kommen sollte, dann stecken Sie dem Mädchen ein Majoranblatt und eine Kreuzblume in die Tasche, das schützt vor dem bösen Blicke.“

Jetzt entstand eine fröhliche schmetternde Musik, und der Studentenzug begann sich in eine geordnete Bewe-

gung zu setzen. Ein Wagen voll Stadtmusikanten eröffnete die lange Reihe von Fuhrwerk und Reitern. Ein Zug berittener Studenten mit Fahne, Landsmannschaftsbändern und blankem Schläger, jeder am Sattelknopfe eine fast bis zum Boden herabhängende Pechfackel mit sich führend, trabte den belaubten Wagen voraus, auf welchen die Helmstedtschen Mädchen saßen, die von anderen Studenten beschützt und geneckt wurden, welche beiderseits neben den Wagen ritten und eine Staubwolke in die Luft emportrieben. Den Abschluß machten die sogenannten „Pedalen“, welche entweder keine Pferde mehr aufreiben oder nicht reiten konnten und auf Wagen mit Stroh teils eine Tabakswolke in die blaue Luft qualmten, teils fröhliche Burschenlieder anstimmten, da sie von den voranfahrenden Musikanten nichts mehr hörten. Mit würdiger Ruhe zog der Ducksteinwagen auf der Chaussee dahin, demselben Ziele zu. Er wird bald eingeholt, mit lautem Hurra begrüßt und aus dem vorüberauschenden Burschenzuge ertönter vielmals der Durst verratende Zuruf: „Sputet euch, Vater Vossel Celeriter Hospes! Munition in Trapp!“, aber mit ruhiger Feldherrenmiene kommandierte der Hospes dem Fuhrmann: „Schritt!“ und setzte siegreich lächelnd und mehr zu sich selbst redend hinzu: „Sie wissen nicht, daß schon ein Faß im Schatten der Germanensteine liegt, Duckstein will langsam fahren und schnell getrunken sein!“

Der Korneliusberg, dessen äußerste Spitze gegen Sippplingenburg hin von den altdeutschen Felsendekmalern aus eine reizende Aussicht darbietet, zeigte schon in der Ferne durch das weiße Zeltbach und die im Umkreise versammelten Dorfbewohner den Platz an, wo die Helmstedter Studenten ihr heutiges Fest feiern wollten. Ostlich bot sich die Universitätsstadt, westlich die alte Stadt Königsutter mit ihrer am Elmsberge liegenden Lutharkirche den in die Ferne strebenden Blicken dar; ein reiner blauer Himmel, vom frühnachmittägigen Gewitter gereinigt, lag über der grünen glänzenden Gegend; hoch über dem Buchenwalde des Elms stand die Sonne, um sich allmählich mit zunehmender Eile dem Horizonte zu nähern, während bereits am östlichen Horizont der

Landschaft das bleiche Bild des Halbmondes aus der Bläue des Himmels hervortrat.

Nach rascher Fahrt war der Zug unter Musik und Gesang am Berge angekommen, die Mädchen sprangen von den Wagen, die Burschen von den Pferden; lange, aus rohen Dielen und Pfählen hergestellte Tische und Bänke luden zum Sitzen und frischem Trünke ein. Die Studenten suchten sich ihre „Scharmanten“, um an ihrer anregenden Seite zu zechen und zu lustwandeln; fröhliches Leben, Scherz, Minne und Genuß der Gegenwart umtönten und umschwirrten die alten Germanensteine einer grauen, ernsten Vergangenheit.

Der Nachmittag ging hin, die Sonne war hinter der westlichen Höhenzuge niedergefunken, der seinen Schatten weithin über die Landschaft warf; das Mondlicht trat immer mehr in die Rechte seiner Herrschaft ein und der Horizont ringsum schien zu rauchen. Der Tanz sollte beginnen, die Mädchen hatten den Zeltraum mit dem Aufenthalte im Freien vertauscht, nur die Liebe trieb noch hier und dort ein zärtliches Paar an die Abhänge des Berges, um die sanfte Lust am gegenseitigen Anschauen hinter das Gefühl des Naturgenusses zu verstecken. Schon war die Dämmerung eingetreten, man begann die Fackeln, welche in einem Kreise aufgesteckt waren, bereits anzuzünden und es bildeten sich im Freien einzelne Studentengruppen sowohl auf den Bänken, als in der Nähe der Germanensteine, wo der Hospes seine Fässer in große Steinkrüge entlud und die Durstigen tränkte, während neben dem Zelte ein reich besetzter Tisch mit kalten Speisen und dahinter ein aufsteigender Rauch und Bratwurstgeruch die Hungrigen in großer Anzahl anlockte. Fröhliche Tanzmusik und das rhythmische Geräusch der Füße erscholl aus dem Zelte zwischen das Gelächter der Plaudernden, Essenden und Trinkenden im Freien und in der Nähe und Ferne stimmte eine üppige Rehle oder ein wilder Chor das immer kühner gewordene Liebes- und Aneipfied an.

In die Dämmerung hinein, vom schwankenden roten Scheine der Fackeln ungewiß beleuchtet, bewegten sich mehrere Studenten rasch in eine einsamere Gegend des

Bergplazes. Sie redeten aufgereggt miteinander und machten lebhafteste Gebärden. Man hörte die Stimmen des Kaspar Witte, von Strombeck und die gellende Kehlglöcke des buckligen Lossius aus dem Gespräch.

„Wie kommt der Kerl hier in unsere Gesellschaft?“ rief Kaspar Witte aufgebracht, „woher kommt er mit einem Male und so frech?“

„Hat ihn doch keiner eingeladen.“

„Sag nur, hat ihn doch niemand auf den Berg kommen sehen, plötzlich stand er im Zelte bei der Eva Mülle-
rin und tat mit ihr vertraut.“

„Er soll heraus, er muß fort, ich dulde ihn nicht, er gehört nicht zur Burschenschaft!“ rief Kaspar Witte.

„Höre ein vernünftiges Wort, Simson, und wenn du auch tausend Philister zu Boden schlagen kannst, so wage dich nicht an diese unheimliche Person, ich mag nicht sagen, was ich davon denke...“

„Hä! hä! hä!“ lachte der kleine Lossius so hell, als ob die Freitischglöcke läutete, „da kommt der Aberglaube wieder, o! Ihr Dämmerungsvögel, Ihr müßt den Henke hören, der bringt Aufklärung in euren dunkeln Verstandskasten!“

„Ich sage dennoch, der Junker ist ein besonderes Wesen, wenn er der Teufel nicht selbst ist, dann besitzt er doch geheime Künste; er hat es unserem besten Mädchen ange-
tan.“

„Und wäre er der leidhaftige Satan“, rief Simson, „dann fordere ich ihn, dann soll er mir vor die Klinge, heute abend noch, hier auf dem Berge!“

„Ei was, er ist nicht satisfaktionsfähig, er ist ja kein Bursch!“

„Denkt daran, was ich euch vor Wochen in der Duck-
steinkneipe auf Cerevis geschworen habe“, fuhr Simson aufgebracht fort, „wenn er der Teufel ist, wie die Philister in Helmstedt glauben, dann muß er hiebfest sein, noch ist keiner ohne Schmiß vor meiner Klinge weggekommen, ich fürchte mich nicht!“

„Die Paukerei möchte ich erleben, ich sekundiere“, rief ein Vorpauker vom akademischen Festboden.

„Höre, Simson, wie benahm sich denn das Mädchen heute gegen dich?“ fragte von Strombeck, indem er seinen Freund am Arme seitwärts zum Zwiegespräch fortziehen wollte.

„Die ganze Burschenschaft ist beleidigt, wenn ein so fremder Kerl die besten Mädchen abtrünnig machen und sie uns mitten aus unserem Kreise wegnehmen darf.“

„Ja, das geht die ganze Burschenschaft an, das muß eine Korpsache werden, laßt uns den Kerl so oft fordern, einer nach dem anderen, daß er vor Angst durchbrennt oder keinen heilen Fleck am Leibe behält, wo ihm ein Mädchen hinküssen möchte.“

„Nein, ich fordere ihn gleich, auf der Stelle, wenns der Teufel selbst wäre!“ rief Simson, „Gehe hinein, Strömke, brumme ihm in meinem Namen einen dummen Jungen auf!“

Strombeck zog jetzt kräftiger den von Getränk und Eifersucht glühenden Simson zur Seite. „So rede doch erst ordentlich mit mir, ich habe dir schon vor der Ausfahrt am Tore gesagt, daß ich dir über das Mädchen etwas mitteilen wollte, ich habe einen Groll darauf, gestern abend ist mir die hübsche Eva Müllerin verdächtig geworden.“

Simson war dem kräftigen Zuge seines Freundes einige Schritte gefolgt und erwiderte jetzt ungeduldig: „Was hast du gestern abend gesehen? Und wenn es der Teufel selbst gewesen wäre, der bei dem Mädchen auf dem Kalkschutt an der Stadtmauer gestanden hätte, ich bleibe dennoch sein Nebenbuhler.“

„Aber so komm doch endlich aus deiner Wildheit heraus, wie kannst du dem Fremden, mag er nun sein, wer er will, den Umgang mit dem Mädchen verbieten, ehe du weißt, ob es nicht ihn lieber hat, alt dich?“

„Strömke? Sollen wir uns gefallen lassen, daß der Fremde in unsere Gesellschaft eindringt? Ich habe das Mädchen mitgebracht.“

„Wie benahm sich denn das Mädchen gegen dich? Das überlege zuerst.“

Raspar Witte schien sich zu besinnen. „Das Mädchen hat mich ganz vernarrt gemacht, wenn man dies blaue

Auge, diesen kleinen roten Mund, diese Haut wie Apfelblüte und den leichtsinnigen Uebermut sieht, der einen so kühn und vertraulich macht, als sei man mit Eva aufgewachsen, dann kommt man doch nicht mit ihr zu einer Herzensoffenbarung, da man sogleich fühlt, wie ihr leichtsinniges Lachen und Neckeln jedes ernstere Gefühl verspottet. Das hat mich gerade so gereizt und ich bin mit ihr nicht weiter gekommen, als neulich in der „Timmkneipe“ auf dem Flor-Walle.“

„Aber mir gab sie doch einen Korb, während sie mit dir tanzte, ich glaube, daß sie nur mit dir freundlich tut, um die Studentenvergnügen mitzumachen und daß sie insgeheim eine Liebschaft mit dem rätselhaften Junker hat. Und das wäre eine Beleidigung gegen die Burschenschaft.“

„Das müssen wir herauskriegen! Komm!“ rief Raspar Witte heftig und eilte, den Freund an der Hand mit fortreisend, dem Zelte zu.

Die Studentengruppe im Freien, wobei sich Rostius befand, sahen ihre beiden Freunde im rötlichen Scheine, den die Fackeln mit dem Mondlichte mischten, über die Bergfläche nach dem Zelte eilen. „Ihr sollt's erleben, das gibt noch eine Baukerei, Simson ist wild und eifersüchtig.“

„Er ist verliebt in das schlanke Mädchen bis über die Ohren, habt Ihr wohl bemerkt, wie er bis Sonnenuntergang mit ihr am Bergrande herumlieft und wie ein sentimentaler Schäfer dort hinter dem Dornbusche stand?“

„Das Mädchen zeichnet sich aber auch vor allen Helmstedtischen Jungfrauen aus, es war keine Woche nach ihrer Ankunft vergangen, als sie schon der Burschenschaft bekannt war und Fensterparade empfing.“

„Sie wohnt so recht zum Liebesabenteuer; an die öde Stadtmauer und an das ärmliche verfallene Haus käme doch niemand, wenn man die famose Blondine nicht suchte.“

„Ich kann mich nur über die albernen Gerüchte ergötzen, welche über die schöne Eva in der Stadt umlaufen und sogar in der Burschenschaft Glauben gefunden haben“, hub Rostius an; „weil sie schön ist und leichtfertig, arm und doch in hübschen Kleidern, katholisch und doch

dabei ohne Frömmigkeit, da soll sie eine Hege sein und mit einem Buhlteufel verkehren; ich glaube, wenn der Justizrat Delze nicht so gründlich gegen den Unsinn der Hegenprozesse geschrieben und doziert hätte, man möchte die schöne Eva noch auf den Scheiterhaufen bringen, wenigstens wäre sie mit Worten schon längst gerädert, wenn die alten Weiber Zähne im Munde hätten.“

„Horch! was für ein Spektakel ist das im Zelte, man ruft die Burschen zusammen, Schläger herbei, Bliß, das gibt eine Paukereil!“

„Da stürzen ja mehrere Gestalten aus dem Zelte ins Freie, kommt, den Kommilitonen zu Hilfe!“

Die Studenten eilten nach der Gegend des Zeltcs.

Als nämlich Kaspar Witte und Strombeck einige Minuten früher dorthin gegangen waren, hatten sie die hier Versammelten in einer unheimlichen Stimmung angetroffen. Nachdem der Tanz seinen Anfang genommen und Kaspar Witte, als Senior, den wirbelnden Studentenwalzer mit Eva eröffnet hatte, war plötzlich in der Reihe der Zuschauer, im flackernden Scheine einer Fackel, welche die Schatten der Gestalten an der Zeltwand bald kürzte, bald langzog, eine Erscheinung aufgetaucht, die niemand vorher bemerkt hatte. Die schlanke, aber kräftige Figur von stolzem Anstande, den Hut mit der Hahnenfeder auf dem rothhaarigen Haupte, das blonde Gesicht mit dem rötlichen Knebelbarte, die schwach gebogene Nase, den verschmihten grellen Augen und dem hohnlächelnden Munde, ferner: der mit Treffen besetzte Reiterswams, die Stulpenhandschuhe und der Degen, alle diese zusammenwirkenden Einzelheiten, welche die Erscheinung charakterisieren, erregten bei den Zunächststehenden ein unheimliches oder doch befremdendes Gefühl. Man zog sich zurück, deutete weiter und weiter mit Blick und Flüsterwort auf den Eindringling, welcher bald, ohne darauf zu achten, in seiner Ecke allein stand und mit stechendem hohnlachenden Auge den Tanz der Eva mit dem Studenten Simson verfolgte. Die zuschauenden Bauern stießen sich an die Ellbogen und schauten verlegen und besorgt die Gestalt an; sie sprachen zuerst das Wort: „Der Herr sei bei uns!“ aus und schnell trug die Furcht der Mädchen

von Mund zu Mund die schreckliche Kunde: daß der Teufel erschienen sei, bis in die Reihen der Studenten und Tanzenden hienin. Diese fremde Erscheinung erregte auch bei den Studenten eine unruhige Bewegung, weil sie den ungebetenen Gast als den schlechtweg sogenannten „Junker“ erkannten, der in Beireis' Hause bisher gewohnt hatte. Er war schon einige Male da erschienen, wo Mädchen und Studenten miteinander getanzt hatten, aber man hatte aus Furcht vor Beireis und dessen akademischem Machtspruche nicht direkt gewagt, ihn wegzuweisen, wozu noch die Vermutung der Weiber kam, daß es, wie das Volk sich ausdrückte, „mit dem Junker nicht richtig sei.“

Als Simson heiß und zärtlich die schöne Eva am Schlusse des Tanzes an einen Ruheplatz geführt hatte, und ihre weiße Brust in heftiger Bewegung aufwogte, stand der kräftige Jüngling über sie gebeugt und wurde von dem schalkhaften Drohen, womit sie das im Tanze aufgesprungene grüne Samtmieder höher zuschloß, so gereizt, daß er, Ort und Umgebung vergessend, einen leidenschaftlichen Ruß auf die Stirn des verführerischen Mädchens drückte. In demselben Augenblicke wurde Evas Hand von einer anderen gefaßt, Simson sah überrascht auf und es begegneten ihm die stechenden, drohenden Blicke des Junkers, die ihn diesmal entsetzten. Auch Eva empfand eine rasch bezwungene Verlegenheit und schien durch ihren lachenden, absichtsvollen Blick auf den Junker eine beschwichtigende Ansprache mit ihm zu halten, welche dieser mit einem spöttischen auf den Studenten-senior gerichteten Näckeln erwiderte.

„Was wollen Sie?“ fragte Simson heftig und stieß die Hand des Junkers zurück, indem er Evas Hand wiederfaßte.

„Um den nächsten Tanz mit dieser Jungfrau wollte ich bitten“, gab dieser ruhig aber mit drohender Entschiedenheit zur Antwort, indem er dabei Eva befehlend ansah.

„Mein Herr, da Sie kein Student sind, so kann Ihnen das Mittanzen nicht gestattet werden.“

„Wer hat die Erlaubnis dazu zu geben?“

„Ich, und ich gebe sie nicht.“

Eva wollte nach kurzem Besinnen und rascher Bezwungung ihrer Beklommenheit, auf ihre anmutige, durch verführerischen Leichtsinns bestechende Weise Frieden stiften, als das Gemurmel der Umstehenden immer lauter wurde und plötzlich das Wort: „Teufel“ erscholl. Was Furcht und Vorurteil nur zu ahnen und ungewiß vorzustellen wagten, das vermochte ein einziges Wort zu einem bestimmten Bilde der Phantasie zu steigern; mit dem Rufe: „Teufel!“ entstand in allen Gesichtern ein Entsetzen, das nur in Evas Miene nicht hervortrat; mehrere Studenten faßten den aufgebrachten Simson und zogen ihn aus dem Zelte ins Freie. Nunmehr fand die Unterredung statt, welche vorher mitgeteilt wurde und zum Resultate hatte, daß Simson, von Strombeck begleitet, in das Zelt zurückeilte, um zunächst zu prüfen, ob Eva heimlich mit dem rätselhaften Junker in einem engeren Verhältnisse stehe.

Während die Studenten draußen auf dem von Mondschein und Fackelglut erleuchteten Berge ihr lebhaftes Gespräch führten, flüsterte Eva dem Junker vertraulich zu: „Ich hatte dich ja gestern abend gebeten, hier nicht zu erscheinen, Walter; was wird daraus werden!“

„Meine Liebe duldet nicht, daß andere mit dir buhlen“, antwortete der Junker; „ich ritt am späten Nachmittag hierher, um dich mit eifersüchtigen Blicken zu bewachen. Du gehörst mir an, das hast du gelobt.“

„Hätte ich mich geweigert, mit der Studentenschaft umzugehen und der Einladung des Rasper Witte zu folgen, dann würde unser stilles Einverständnis den Argwohn und die Feindschaft der Studenten rege gemacht haben. Ich flehe dich an, Walter, eile fort von hier, die Klugheit fordert es, daß wir unsere Liebe leugnen, zürne mir nicht im Herzen, wenn ich mich kalt und stolz gegen dich benehme.“

Dieser Austausch der Worte zwischen beiden war so schnell, die äußere unbefangene, heitere Miene Evas stand mit ihrer Rede und Empfindung in solchem Widerspruch, daß niemand im Zelte, da alle den hinausstürmenden Studenten nachgesehen hatten, den flüchtigen Wortwechsel beachtete und, als jetzt die Blicke auf den Junker zurück-

fielen, sah dieser mit einer nicht undeutlichen Bosheit der schönen Eva nach, welche lachend den jungen Mädchen entgegensprang, welche am heutigen Nachmittag mit ihr über den Stadtwall gekommen waren und jetzt sie aufsuchten. Ein neuer Tanz begann, die Tänzer grupperten sich, Junker Walter stand an der Seite des Zeltes und verfolgte die heimlich Geliebte mit innerlichem Unmuth und gereizter Miene. Er sann darüber nach, wie er mit seiner Entfernung auch Eva von hier fortchaffen könne. Der ritterliche Ehrgeiz fühlte sich durch das Benehmen der Studenten gekränkt, seine Eifersucht wuchs, je mehr er Eva heiter sah und ihre verstohlenen, scheuen Blicke verstand. Gleich darauf kehrte Kaspar Witte, von Strombeck begleitet, in das Zelt zurück. Er ging auf Eva zu und forderte sie zum Tanze auf. Mit flüchtigem Blick nach dem Junker nahm sie schelmisch und mutwillig wie immer seine Hand an und man konnte nur eine gewisse Zerstreuung bemerken, als der Student sie absichtlich mit steigender Zärtlichkeit behandelte, während Strombeck den Junker scharf beobachtete. Witte küßte ihre Hand, sie zog nicht zurück, er wollte dreister werden—da erhielt er mit schwerem Stulphandschuh einen Schlag auf die Schulter und hohnlächelnd stand der Junker neben ihm. Ein neuer Wortstreit entspann sich, schnell folgten beleidigende Reden, die Eva, trotz ihres Anmutes und schäkern-den Laune, die ihr innerstes geheimstes Zittern und Herzklopfen verleugnen sollte, nicht unterdrücken und zu schlichten vermochte; vergebens lachte sie, wo die beiden Gegner sich mit Blicken hätten durchbohren mögen, vergebens wollte sie die Zuschauer täuschen, indem sie sich stellte, als sei alles nur ein Scherz. Schon drängten andere Studenten heran, die Mädchen flohen zur Seite, mit einem schelmischen Trotz stellte sie sich, als wolle sie ebenfalls den Platz verlassen. „Das ist eine Korpsache!“ riefen einige Studenten, „Auf die Mensur!“ hieß es von dem Munde anderer. „Nein! es ist der Teufel!“ erscholl es plötzlich dazwischen und die Gegner waren halb von Studenten umringt, welche mit den übrigen Mädchen auch die lebende Eva von dem Kreise der Streiter abschlossen hatten.

Der Ruf: „Es ist der Teufel!“ weckte in Kaspar Witte die Erinnerung an sein im Ducksteinkeller oft ausgesprochenes renommiertes Wort, daß er die teuflische Natur des rätselhaften Junkers bei erster Gelegenheit auf der Mensur erproben wollte, wenn jener sich wieder in die Studentenkreise mische und Handel suche. Dieses Wort schien auch den anderen Studenten in Erinnerung gekommen zu sein, denn die Blicke mehrerer richteten sich auf Kaspar Witte und eine Stimme rief: „Simson, gib dem Zubringlichen, was recht ist.“

Der Junker kämpfte unterdessen mit sich selbst, ob er durch seine Eifersucht das heimliche Einverständnis mit Eva verraten und damit sein Erscheinen in dem Kreise der Studenten motivieren, oder ob er darüber schweigen und lieber als Handelsucher erscheinen solle. Die Wahl blieb ihm aber nicht lange frei, denn kaum waren die Worte gesprochen: „Simson, gib dem Junker, was recht ist!“, als auch schon mehrere Stimmen ausriefen: „Schmeißt ihn hinaus! Nein, auf die Mensur! Das ist Korpsache!“ und gleichzeitig mehrere Hände sich an den Junker vergreifen wollten. Dieser stieß mit einem ruhigen und verschmitzten Mute die Andrängenden zurück und als eine derbe bäuerische Studentengestalt dennoch im Rausche Hand an ihn legen wollte, schlug er ihn mit dem Stulphandschuh so heftig und zornig durch das Gesicht, daß jener betäubt mit blutender Nase zurücktaumelte. Eine große Aufregung bei den Studenten war unmittelbare Folge dieser raschen Handlung, man wollte sich rächen und mußte doch unwillkürlich an das Gerücht denken, welches diesen Junker als den Teufel selbst bezeichnete; inmitten dieses Zögerns und Zweifeln erscholl aber wie ein zündender Blitz das tausendmal schon mit Blut abgewaschene Wort: „dummer Junge!“ und eine lautlose Stille folgte unmittelbar. Kaspar Witte, der unbefiegte Fechter und Senior, hatte das Wort des höchsten akademischen Schimpfes dem Junker herausfordernd ins Angesicht gerufen. Jeder Student mußte, daß nunmehr Blut fließen mußte. Der Junker griff nach dem Degen und blickte mit furchtbarem, vernichtendem Blicke den Senior und die ihn umringenden Studenten an. „Hinaus ins

Freie!“ rief er, und drängte sich mit der gezogenen Waffe nach dem Ausgang des Zeltes. „Auf die Mensur!“ erscholl der Ruf, „nein, morgen früh, bei Nacht ist's nicht kommentmäßig!“ erwiderten andere Stimmen, Raspar Witte aber entschied, indem er dem Junker voraus ins Freie trat und ausrief: „Wo ist mein Schläger? Gleich soll's abgemacht werden!“

Dieses war der Moment, wo die draußen sich unterhaltende Studentengruppe, in welcher sich auch Loffius befand, von dem Rufe aufmerksam, nach der Gegend des Zeltes eilten.

Die hier befindlichen Mädchen hatten sich während des Wortwechsels schon in eine Ecke des Tanzraumes zurückgezogen, wo auch Eva in größter Seelenangst sich befand, aber auf die Fragen, welche die Freundinnen an sie richteten, nicht antwortete. Vergebens suchte sie die beiden Gegner zu erblicken und ihre Worte zu vernehmen, denn die Studenten hatten den Platz des Streites völlig umringt und durch ihr lebhaftes Durcheinandersprechen auch die Worte, welche die eigentlichen Gegner wechselten, für die fernstehenden Mädchen unverständlich gemacht. „O Himmel!“ rief Eva bebend, „sie verlassen das Zelt, was wollen sie tun?“ Von einem Duell hatte sie so wenig wie ihre Freundinnen etwas erfahren.

Draußen auf dem Berge sammelten sich die Burschen schnell und verfolgten den durch die ungewisse Dämmerung des Mond- und Fackelscheins vorauseilenden Junker, welcher seine Richtung nach den alten Germanensteinen nahm, wo die Fackeln am hellsten leuchteten. Wie er da mit blankem Degen, dem Hute mit der Fahnenfeder auf dem Kopfe und mit merklich hinkendem Schritte dahineilte, hatte er etwas Gespenstisches an sich und selbst viele Studenten konnten ein unwillkürliches Grauen nicht zurückweisen.

„Wählt die Sekundanten, die Zeugen und den Unparteiischen! Prüft die Waffen!“ erscholl es aus den dunklen Gruppen der forteilenden Studenten. In der Nähe der alten Germanensteine, deren Oberfläche im Mondlicht hell schimmerte, während ihre Seitenwände den roten, schwankenden Blutschein der niedrig brennenden Fackeln

widerstrahlten, blieb der Junker stehen und suchte mit glänzendem Blick seinen Gegner, der ihm stolz und imponierend entgegentrat und verächtlich, ohne ein Wort zu reden, auf ihn herabsah. Die Sekundanten und Zeugen waren rasch gefunden, man schloß, durch die Runensteine vom Anblick des Zeltes geschieden, aus dem eben eine neue Musik ertönte, einen Kreis, in welchem man die Fackeln zur Beleuchtung des Fechtplatzes emporhielt und reichte den Gegnern die gemessenen Schläger dar. Raspar Witte griff mit der Zuversicht eines noch nie unterlegenen Fechters nach der Waffe und stellte sich zurecht, indem er mit der linken Hand den leichten Samtrock zurückwarf, die breite Brust entblökte und sie herausfordernd dem Gegner darbot. Dieser verweigerte die Annahme des Schlägers verächtlich, indem er sprach: „Ich bin gewohnt mit ritterlicher und eigener Waffe zu kämpfen. Ihr seht, mein Degen ist schmaler und kürzer, als Euer Schläger, ich überlasse Euch diesen Vorteil.“

„Ich bins zufrieden!“ sagte Raspar Witte, „Er soll nicht lange auf den Anschuß warten; in Parade, ausgelegt!“ und mit einer behaglichen Renommage warf sich der geübte Pauker in die erforderliche Haltung.

Der Kampf begann, die blanken Klingen bligten im gemischten Lichte der Fackeln und des Mondes, man hörte in der herrschenden Ruhe der erwartungsvollen Umgebung nur das Aneinanderschlagen der Waffen.

Es war ein unheimlicher Moment. Auf der Höhe des Berges, dessen Umgegend aus dem Dämmerlichte friedlich hervortrat, schien alles auf den Ausgang des nur mit Blut endenden Kampfes zu lauschen. Auf den alten Hünensteinen saßen Studenten und blickten mit ihren vom Mondlicht geisterhaft gefärbten Gesichtern in den Kreis hinab, wo glühende Fackeln die gespannten Mienen mit Feuerschein beleuchteten und die beiden kämpfenden Gestalten gespenstische Schatten warfen. Der Halbmond und ein strahlender Sternenhimmel standen mit dieser Szene in einem geheimnisvollen Kontrast; aus dem entfernten Zelte tönten schwache, verlorene Töne einer Tanzmusik, die ihre erzwungene Heiterkeit durch Taktlosigkeit und Verstümmen einzelner Instrumente verriet, ein ban-

ges Wimmern weiblicher Stimmen hallte leise vom fernem Wege, wo mehrere Mädchen nach der Stadt entfliehen wollten.

Der Kampf dauerte lange und kam zu keiner Entscheidung. Kaspar Witte merkte, daß er einen ungewöhnlichen Gegner gefunden hatte, und sein Ehrgefühl spornte ihn an, den Ruf des besten Fechters zu bewahren. Er kämpfte nicht mehr mit der anfänglichen Geringschätzung. Die Umstehenden sahen den Junker mit steigender Furcht an. Die Leichtigkeit, womit er focht, sein Hohnlächeln, womit er jeden Hieb parierte, flößten eine gewisse Besorgnis ein. „Er ist der Teufel“ flüsterte dieser und jener.

Da wurde eine zunehmende Unruhe vom Zelte her hörbar, es rauchte eine dunkle Gestalt heran, über den Fechtenden flatterte plötzlich eine Fledermaus und schwebte, geblendet vom Fackelschein, ein zeitlang über dem Junker — in den Mienen zeigte sich Entsetzen, der Kreis in der Nähe des dämonisch erscheinenden Fechters wich unwillkürlich zurück, selbst Kaspar Witte warf einen raschen, bedenklichen Blick in Luft — da wurde plötzlich der Kreis der Studenten durchbrochen, eine Jungfrau, in höchster Aufregung, mit gehobenen Händen und fliegendem Haar, stürzte zu den Fechtenden. „Haltet ein!“ rief sie, ohne auf die geschwungenen Klingen zu achten. Die Gegner stutzten einen Moment lang. „Zurück!“ erscholl es mehrstimmig, da wollte der Senior einen raschen, gefährlichen Hieb ausführen, aber gleichzeitig stürzte ihm die Jungfrau entgegen, sein Arm senkte sich, aber in demselben Augenblick taumelte er auch, von der Klinge des Junkers getroffen, einige Schritte rückwärts, das Blut färbte Brust und Hemd und er fiel in die Arme der herbeispringenden Sekundanten und Kommilitonen.

„Er ist in den Hals getroffen! Die Aber ist aufgeschlagen! Tücher und Wasser her! Wer ist Mediziner? Zu Hilfe, er verblutet!“ Diese Ausrufe erschollen gleichzeitig, aber auch zugleich entstand eine andere Unruhe in der vom Junker scheu zurückweichenden Studentenschaft. „Der Teufel! Der Satan!“ erscholl es vielfach und selbst die Beherzten fürchteten sich vor dem geheimnisvollen Sieger.

Dieser hatte kaum die Wirkung seines scharfen Schlag-
 ges aus den Hilferufen der Hinzueilenden erfahren, als
 er den Degen einsteckte und mit wildem Blick um sich her
 sah. Jetzt erst erkannte er Eva, welche, seltsam vom Mond
 und Jackelschein beleuchtet, wie ein überirdisches Wesen
 da stand, und, mit auf die Stirn gedrückten Händen das
 Gesicht, welches zum ersten Male Schmerzenszüge trug
 und dadurch noch schöner erschien, starr auf die Gruppe
 des Verwundeten richtete. Niemand achtete in der allge-
 meinen Aufregung auf sie; die Furcht trieb auch alle aus
 der Nähe des Junkes weg. Ein rasches Ueberlegen und
 Vergegenwärtigen seiner zweifelhaften Lage schien diesen
 zu einem kühnen Entschlusse zu treiben — er wollte davon
 eilen und doch fesselte ihn wieder Evas Gestalt, er rang
 heftig mit sich, denn er wendete sich ab, blickte unruhig
 in die monddämmerige Umgegend und trat dann heftig
 wieder zu Eva heran, welche ihn garnicht bemerkte, da
 sie wie in einem schrecklichen Traum in die Luft starrte
 und plötzlich aufschreckend vor sich hinsprach: „O mein
 Gott! Ich darf mich nicht wieder in Helmsfeldt sehen lassen!“
 Diese in großer Aufregung vom Junker erhörten Worte
 brachten dessen Entschluß zur schnellen Reise. Mit einer
 gewissen Verbtheit ergriff er Evas Arm und diese fuhr
 zusammen, als würde sie aus schwerem Traum gewalt-
 sam geweckt. Ihr Schreck wurde aber gesteigert, als sie
 den Junker in dem wilden Angreifer erkannte. „Folge
 mir, wir müssen uns retten!“ flüsterte er ihr hastig zu, als
 eben mehrere Stimmen riefen: „Wir müssen eine Korps-
 sache daraus machen!“ Jählings riß er sie mit sich fort in
 die halbdunkle Gegend hinein. Sie folgte betäubt, willen-
 los, in furchtbarer Ratlosigkeit. Niemand hatte diese
 schnelle Szene der Flucht bemerkt, denn mit jeder Minute
 wuchs die Gefahr für Kaspar Witte, dem alle Aufmerk-
 samkeit zugewendet wurde und einige Studenten der
 Medizin einen Notverband anlegten.

Unterdessen hatte der Junker schweigend die bestürzte
 Eva hinter den nahen Hügelvorsprung fortgezogen, wo
 eine schluchtartige Stelle zum Warteplatz der Pferde und
 Fuhrwerke diente; hier stand auch das schwarze Roß, auf
 welchem er hergeritten war. Ohne den Willen Evas zu be-

fragen, umschlang er mit kräftigem Arm ihren schönen, erschöpften Leib, schwang sich, sie auf das Knie des im Steigbügel gestützten Beines werfend, mit ihr auf das Pferd und indem sie sich bebend an ihn klammerte, drückte er die Sporen in des Rosses Weichen und galoppierte davon, in die Ebene hinab. Die Pferdeknechte, von dieser unheimlichen Szene erschreckt, waren, in der Meinung, daß der Böse davongeritten sei, auf den Hügel gelaufen und riefen den nächsten Studenten zu: „Der Teufel! Der Satan!“ man horchte auf und da zu gleicher Zeit der Junker verschwunden war, so richteten sich die Blicke der ohnehin aufgeregten Studenten in die mondhelle Gegend, wo sie eben noch am Fuße des Berges einen schwarzen Reiter im gestreckten Galopp erkennen konnten.

„Wo ist das Mädchen?“ „Wo ist Eva Müllerin?“ fragten mehrere Stimmen zugleich.

„Ein Mädchen hat er mit aufs Pferd genommen“, riefen die Knechte.

„Ja, sie ist eine Hege! Der Teufel hat sie geholt!“, ging das Gerücht von Mund zu Munde der Studenten und zusammengelaufenen Bauern. Das Fest hatte durch diesen Vorfall sein plötzliches Ende gefunden, viele Studenten eilten nach dem Zelte zurück, um den furchtsamen Mädchen die geheimnisvolle Kunde zu bringen, man rief nach den Fuhrwerken und forderte die rasche Rückfahrt nach der Stadt.

Da erschien unerwartet und allgemeines Erstaunen erregend der Hofrat Beireis oben auf dem Berge. Ein freudiges Willkommen von mehreren Studenten, ein geheimes Grauen von Seiten vieler anderer empfing ihn. „Wo ist der Verwundete?“ fragte er eifrig, „was ist hier vorgefallen?“

Die Studenten fürchteten ebenso sehr die akademische Untersuchung wegen eines unter ungeseglichen Umständen stattgefundenen Duells, als sie auch um keinen Preis die chirurgische Hilfe des berühmten Arztes dem verwundeten Kaspar Witte entziehen mochten. Sie führten den Hofrat schleunigst und unter flüchtiger Mitteilung des Geschehenen an den Ort nahe den Hünensteinen, wo der Verwundete mit dem Haupte in den Armen des Freundes

Strombeck ruhte und sich aus der Ohnmacht erholt hatte. Im Lichte der Fackeln untersuchte Beireis mit großer Gewandtheit die Wunde, zog aus der Tasche Instrumente und Verbandstücke hervor und sprach: „Ich werde Ihren Freund wieder herstellen; freuen Sie sich, daß ich zufällig um diese Stunde von Süpplingenburg heimkehre, am Berge hier vorbeifahren und Lust verspüren muß, einmal ins Gelage zu sehen.“

Die Umstehenden erzählten ihm jetzt mit erregter Phantasie ausführlicher den Vorfall und bezeichneten den in seinem Hause wohnenden Junker als den Teufel. Beireis machte ein sehr ernstes Gesicht. „Schlimm! Schlimm!“ sagte er einige Male während des bedenklichen Zuhörens. „Es ist mir schon lange unangenehm gewesen, daß Sie mit dem Junker in Feindschaft gestanden haben, er ist stich- und hiebfeist.“

„Er hat uns aber herausgefordert, unsere Ehre und unser Recht geltend zu machen!“ sprachen mehrere.

„Kaspar Witte mußte sich schlagen, er hats für die ganze Burschenschaft getan!“ setzten andere hinzu, um den Vorfall vor dem akedamischen Geseze zu beschönigen.

„Ich werde nötigenfalls Ihre gute Sache vertreten“, versetzte Beireis freundlich; „lassen Sie den Verwundeten sogleich langsam nach der Stadt fahren, ich werde ihn morgen früh besuchen und fortbehandeln.“

Die Studenten brachten dem gütigen sich ihrer Sache so bereitwillig annehmenden Professor ein lautes fröhliches Vivat, welches mit der unheimlichen Szene auf dem nächtlichen Berge und mit den bedenklichen, furchtsamen Mienen vieler Anwesenden stark kontrastierte. Beireis entfernte sich darauf schnell und schien es absichtlich nicht weiter beachten zu wollen, daß einige Studenten mit Fackeln hinter ihm hergingen, um den Weg zu erleuchten. Während dieser Zeit wurde Kaspar Witte, dessen Wunde nicht so gefährlich war, wie sie im ersten Augenblicke sich dargestellt und der auch merklich sich wieder erholt hatte, von Strombeck und anderen Freunden nach einem der Wagen gebracht; um die alten Germanensteine versammelte sich aber unterdessen eine Gruppe von Studenten, erschrockenen Mädchen und Bandleuten, welche mit einem

unwillkürlichen Grauen dem davoneilenden Hofrat, dessen Schatten sie im Jackelscheine eine Strecke weit verfolgen konnten, nachschauten. Man bemerkte im Mondlichte seinen am Bergabhänge harrenden Wagen, sah wie Beireis einstieg und davonrollte, und man glaubte einen feurigen Schein zu erkennen, welcher anfänglich im Wagen, dann außerhalb desselben aufleuchtete und glühendem Rauche glich.

„Woher kam Beireis so plötzlich“, fragte man sich.

„Von Güpplingenburg —“

„Glaubt nur, der Teufel hat ihn hergeschickt, um den Kaspar Witte zu verbinden, denn der Junker ist der Fürst der Hölle, welcher bei Beireis eine zeitlang gewohnt hat.“

„Und der ihm das Goldmachen lehrte.“

„Seht, wie der Wagen glüht, worin er nach der Stadt zurückfährt, es sieht wohl gar der Böse mit darin.“

Mädchen und Bauern sahen furchtsam den im Mondscheine sichtbaren, aber merkwürdig erglühenden Wagen nach.

„Die Eva Müllerin hat der Teufel geholt, ihre Zeit ist heute abgelaufen.“

„Es ist verdächtig, daß Beireis die Studentensache vertreten will, wenns zur Untersuchung kommt; das hat ihm der Teufel befohlen. Schade um das hübsche Mädchen!“

„Ei was, die hat schon längst dem Teufel gehört; man sagt, Beireis müsse alle Jahre eine junge Seele an die Hölle ausliefern. Ihr sollts erleben, wenn wieder die Zeit um ist, dann muß sein Famulus Schmidt daran, denn man erzählt schon merkwürdige Dinge davon.“

„Ich bin dem geheimnisvollen Junker immer aus dem Wege gegangen, der Blißschlag heute nachmittag ist gewiß das Zeichen gewesen, daß der Teufel mit seiner Beute abfahren wollte.“

Jetzt erscholl die gellende Stimme des buckligen Lofsius, welcher den Verwundeten an den Wagen begleitet hatte und nun zurückkehrte. „Heda, Kommilitonen! Ich soll euch auffordern, in das Zelt zu kommen und den Tanz fortzusetzen!“

Niemand zeigte Lust, die Studenten murmelten miteinander, die Mädchen sehnten sich furchtsam nach Hause,

die Bauern vereinigten sich, um in größeren Gruppen in ihre umliegenden Dörfer zurückzukehren.

„Seid keine Toren“, rief Loffius, „tanzt und trinkt lustig fort, wenn der Teufel wieder kommt, so soll er mich holen, was wollt Ihr mehr?“

Mehrere Studenten schämten sich bei dieser hecken Rede des kleinen Freigeistes ihrer eigenen Furcht und hatten Lust, nach dem verlassenen Zelte zurückzukehren, aber die bebenden Mädchen flehten nun um den Heimgang nach der Stadt. Das Ereignis mit dem Duell und den dabei vorgefallenen Umständen hatte doch eine allgemeine unheimliche Stimmung hervorgerufen, denn auch die dreisteren und aufgeklärten Studenten fühlten einen unbehaglichen Zweifel und das fröhlich begonnene Fest fand ein frühes, von der Furcht der Mädchen, welche die Fortsetzung des Tanzes verweigerten, beschleunigtes Ende. Die Fuhrwerke wurden verlangt, nur wenige Studenten blieben zurück, um sich unter dem mondhellen Sternenhimmel auf die Germanensteine zu lagern, dem Hospes Bosse die Ducksteinreste zu verzehren und der Furcht zu spotten. Unter ihnen befand sich auch Loffius, welcher noch spät, als die meisten Studenten mit dem Mädchen nach Helmstedt zurückgefahren waren, vom Germanensteine herab in heiterster Laune und hellster Stimme den Teufel zitierte und an dessen Nichterscheinen einen langen redseligen Sermon der Aufklärung knüpfte, der von den Trinkern herzlich belacht wurde. Erst gegen Mitternacht fuhren sie auf dem Wagen des Ducksteinhospes, auf leeren Fässern sitzend, nach der Stadt zurück.

Als Beireis den Berg verlassen und seinen harrenden Wagen erreicht hatte, der ihn von Süplingenburg nach Helmstedt zurückbringen sollte, empfand er allerdings eine stille Unzufriedenheit mit dem Benehmen des Junkers von Staffelberg, aber er entschuldigte ihn leicht, denn es diente doch seinen geheimen Plänen, daß jener mit Eklat entflohen und die Veranlassung eines wunderbaren Gerüchtes geworden war. Beireis hatte schon längst an den Studenten eine Ungläubigkeit bemerkt, die er ganz richtig

als eine Wirkung des Aufklärungstrebens und der Feindseligkeit seiner Kollegen erkannte, indem Senke die Theologen, Delze die Juristen und Remer nebst Bartels und Lichtenstein die Mediziner mit direkter Beziehung auf seine Stellung zum Wunder aufzuklären und von Furcht und Vorurteil zu befreien suchten. Er hatte deshalb, da es ihm ein Lebensbedürfnis geworden war, bewundert und wegen übernatürlicher Kräfte angestaunt zu werden, die abergläubische Meinung der großen Menge, welche in dem Junker den Teufel selbst zu erkennen wähnte, insgeheim genährt und dessen Gegenwart in seinem Hause für das Vorurteil zu benutzen gewußt, da er seine Geheimnisse nicht besser vor Konkurrenten sicherzustellen und den stillen Gewinn seiner Künste und Wissenschaften nicht gewisser schützen zu können glaubte, als durch die Furcht des Volkes und die wenn auch schwankende Meinung von seinem Bündnisse mit Dämonen, Naturgeistern und mit dem Teufel selbst.

Die Aufregung und die daraus entspringende Neigung für das Ungewöhnliche, welche er soeben bei den Studenten und versammelten Landleuten auf dem Korneliusberge mit scharf beobachtendem Blicke erkannt hatte, wollte er nicht ohne Nutzen für sich vorübergehen lassen: er war plötzlich als Helfer eines Verwundeten erschienen, hatte sich zum Sachführer der Studenten angeboten, falls das Duell eine Untersuchung zur Folge haben sollte, er wußte, daß er dadurch eine mystische Beziehung zu der geheimnisvollen Person des Junkers erhalten und die Zuneigung sowohl wie die Bewunderung der Studenten vermehren würde. Das ging ihm durch den Sinn, als er in den Wagen gestiegen war und in mondheller Landschaft fortrollend seine Blicke zu der Höhe des Berges aufrichtete, wo dunkle Menschenmassen, flackernde Fackeln und die im Mondscheine glänzenden altgermanischen Felsenmaler ein geheimnisvolles Bild darboten. Rasch nahm er eine Flasche aus dem Kasten seiner Reiseapotheke, goß, ohne daß der Kutscher etwas merkte, eine Flüssigkeit auf verschiedene Stellen des äußeren Wagens, namentlich auf dessen Speichen und eisernen Einstiegsritzt, wo alsbald ein phosphoreszierender, leuchtender Dampf aufstieg, den

die auf dem Berge stehenden und ihm nachschauenden Studenten und Landleute als eine feurige Wolke erkannten und anstaunten. Beireis tat nichts ohne Berechnung zum Zwecke der Sättigung seiner nach ungewöhnlicher Bemüherung geizenden Ehrsucht.

Da der Korneliusberg nicht so weit von der Stadt entfernt liegt, daß man nicht von den Germanensteinen herab Helmstedt ausgebreitet in der Ebene liegen sähe, so war die Fahrt des heimkehrenden Beireis auch keine sehr lange. Bald traf er in der Stadt und auf den Edelhöfen vor seinem Hause ein, wo Leonhard, der alte Famulus, ihn auf das Zeichen mit der Hausglocke einließ und den Medizinkasten aus dem Wagen holte. Beireis eilte rasch in sein Studierzimmer, bereitete, als er mit einer leichten Handbewegung plötzlich Licht gemacht hatte, eine Arznei, die er durch Leonhard dem Kutscher hinaus schickte, um sie dem Gutsherrn in Süpplingenburg, wohin der Wagen in später Stunde wieder zurückfuhr, mitzugeben und schritt dann, mit einer deutlichen Ungebuld auf die Rückkehr des Famulus wartend, durch sein Zimmer. Es schlug eben elf Uhr.

Leonhard kehrte zurück. „Was hast du erfahren?“ fragte er mit verstellter Gleichgültigkeit.

„Heute nachmittag, so lange es hell war, sind Menschen hier vorbeigekommen und haben Haus und Gartenmauer groß angesehen, meine Frau hat einen Besuch in der Stadt gemacht und gehört, daß man den Blitzschlag und den Besuch von dem vornehmen Herrn mit einer Teufelsgeschichte in Verbindung bringt und viel Wunderbares davon erzählt.“

„Hm“, murmelte Beireis listig lächelnd; dann fragte er nach kurzem Bedenken: „Sind keine Patienten hier gewesen?“

„Ein Brief ist vor zwei Stunden aus dem Erbprinzen geschickt. Hier ist er.“

Beireis nahm den vom Famulus aus der Brusttasche gezogenen und dargereichten Brief in Empfang, blickte schnell auf die Adresse, figierte die Miene des Famulus, und als er darin nichts Auffallendes und Mitwissendes er-

kennen konnte, steckte er den Brief mit schlaudem Lächeln in die Tasche seiner langschößigen Weste.

„Ist der Junker von Staffelberg schon nach Hause gekommen?“ fragte er mit gleichgültiger Miene.

Leonhard zögerte etwas mit der Antwort und Beireis rief mit strengem fragenden Blicke: „Run?“

„Der Junker lebt etwas unordentlich“, antwortete Leonhard mit seiner Ehrlichkeit, die er dem bewunderten Herrn und Meister gegenüber als seine höchste Dienstpflicht betrachtete. Dabei rieb er mit den von Kohlenruß rauhen Händen die geröteten Augenlider und als Beireis ihn groß ansah, hielt er dieses für einen Befehl, mehr zu berichten und fuhr fort: „Der Junker macht mir eine stille Sorge und hat mich mit meiner Frau in gegensätzliche Meinung gebracht.“

„Das erzähle mir, das will ich wissen“, befahl Beireis und setzte sich mit deutlicher Neugierde auf den Sessel vor dem Schreibtisch.

„Sie erinnern sich noch, wie Sie auf meinen Wunsch den Befehl gaben, daß meiner Frauen Schwestertochter hier nicht wieder ins Haus kommen solle.“

„Was hat das mit dem Junker zu tun?“

„Ich sagte Ihnen damals, daß die Eva Müllertin neugierig darauf ausgehe, die Geheimnisse in diesem Hause auszukundschaften, aber das war nicht der Grund allein.“

„Run?“ fragte Beireis, der sich mit fragender Miene aufrichtete, „und das sagst du mir erst jetzt?“

„Herr Hofrat, ich habe es nicht anzeigen mögen, weil ich dachte, es würde zwischen mir und meiner Frau abgemacht werden, heute abend habe ich aber einen Aerger mit ihr gehabt und einen Schwur getan, Ihnen die ganze Geschichte zu erzählen, und da Sie gerade die Rede auf den Junker bringen, so muß ichs entdecken.“

„Am Ende eine Liebesgeschichte in meinem Hause?“ fragte Beireis mit angenommener Bewunderung.

Leonhard mischte sich über sein kränklich blaßes Gesicht, als sinne er über die kürzeste Einleitung seines Geständnisses nach.

„Sie wissen, Herr Hofrat, die Eva ist ein hübsches, aber entsetzlich leichtsinniges Mädchen. Es ist bejammernswert, daß ein so kindlich frohes, lebenslustiges Gemüt ganz ohne alle Ehrbarkeit geblieben ist. Ihre Mutter, die alte Müllerin, ist fromm katholisch, feindlich gegen alle Erdenslust und von langwieriger Leibeschwäche, mürrisch und voller Vorurteile.“

„Ja, ja, ich weiß, zur Sache.“

„Als Eva von Braunschweig zurückgekommen war, besuchte sie, gegen das Verbot ihrer Mutter, meine Frau heimlich, und da ist sie mit dem Junker bekannt geworden, der ihr auf allen Wegen nachgestellt hat. Meine Frau war, wie alle anderen Frauen, seien Sie ihr deshalb nicht böse, ich habe es ihr schon öfters und auch heute tüchtig gesagt.“

„Ich kann mirs denken, die Weiber kuppeln gern...“

„Ja, Herr Hofrat, den Gedanken mußte ich schon an demselben Abend meiner Frau ausreden, als Eva zum ersten Male nach ihrer Rückkunft bei uns gewesen war. Wenn doch der Junker die Eva glücklich machte! sagte sie, aber es war nur Mitleid von ihr, denn Eva lebt bei ihrer Mutter in Not und Seelenqual, sie sollte beten und fasten, wenn sie lachen und essen wollte, sie sollte zur Beichte gehen, wenn sie gerade die liebste Sünde geheim halten wollte, da hat meine Frau aus purer Barmherzigkeit die Eva aus dem Hause ihrer Mutter zu befreien gesucht und das hat sie heimlich hinter meinem Rücken getan. Wie ichs gewahr wurde, sagte ich Ihnen, daß meine Nichte hier im Hause nach Geheimnissen spüre und Sie verboten es meiner Frau, sie kommen zu lassen, aber da hat Eva den Junker schon genau kennen gelernt gehabt, sie sind, wenn ich im Laboratorium gewesen bin, von meiner Frau mitleidig zusammengeführt und haben sich seitdem auf dem Walle und an der alten Stadtmauer gesprochen, wo die alte Müllerin in dem öden Hause wohnt. Das ist heute alles an das Tageslicht gekommen.“

„Heute? Durch welchen Zufall?“

„Ich habe einen heftigen Aerger davon gehabt. Sie waren kaum nach Süpplingenburg abgefahren, als der Junker in meine Stube trat und, ohne sich um mich zu

bekümmern, in der größten Aufregung zu meiner Frau sagte: es wäre empörend, wenn Eva die Studentenfahrt mitmache, das leide er nicht, dazu wäre er zu eifersüchtig. Darauf hat ihm meine Frau vorgestellt, daß Eva schon lange vorher von dem Kaspar Witte eingeladen sei und daß sie es annehmen müsse, wenn die ganze Burschenschaft nicht Rache üben solle, aber er hat sich nicht beruhigen lassen und im Eifer verraten, daß Eva sein Liebchen sei, das er nicht mehr in anderer Leute Hände sehen könne. Gleich darauf ist er ausgeritten und noch jetzt nicht wiedergekommen.“

Beireis lächelte vor sich hin.

Leonhard fuhr fort: „Durch das Gespräch wurde ich mit der Geschichte bekannt und als der Junker weg war, habe ich es meiner Frau heftig vorgehalten. Da hat sie mir mit Tränen eingestanden, daß der Junker die bedrängte Eva vor dem größten Elend und dem Tode retten könne und es Christenpflicht wäre, ein junges Mädchen an seinen Lebensretter zu bringen. Eva sei eines Tages gekommen und habe in das Wasser springen wollen, wenn nicht bald irgend einer käme, der sie von der Mutter und ihren Plänen befreie, einerlei durch Heirat oder Mietung. Der Vikarius vom Ludgerikloster, Sie wissen, er hat schon ein Mädchen insgeheim verführt und wahnsinnig gemacht, hätte ihre Mutter plötzlich besucht, mit ihr gebetet, sich ihrer Not angenommen und für Eva sorgen und sie schützen wollen, daß er sie zu seiner Haushälterin beehrte, was auch die Mutter zugestanden und nun täglich von Eva verlangt habe. Dies hat dem Junker das Herz entzündet und aus der neckischen, leichtsinnigen Liebhaberei ist eine eifersüchtige Liebe geworden. Eva hat sich um ihre Mutter gar nicht mehr gekümmert, hat Geld und hübsche Kleider vom Junker erhalten und sie für Geschenke von meiner Frau ausgegeben, was ihr aber keiner geglaubt hat. Daß Eva nun heute nach dem Studentenballe, ohne ihre Mutter zu fragen, mitgefahren ist, hat mir den Aerger gebracht, daß der Vikarius, im Auftrage der alten Müllerin, ein Billet an meine Frau geschrieben und sie darin eine Kupplerin und Teufelsfreundin geschimpft hat. Dieses Billet kam in meine Hände, als meine Frau

in die Stadt gegangen war und da habe ich bei ihrer Wiederkehr einen heftigen Auftritt gehabt.“

„Das Mädchen ist aber doch recht leichtsinnig!“

„Ja ohne Grenzen leichtsinnig, verliebt; weinen und lachen kann sie in einer Sekunde, jedem Eindruck, der sie erregt, dem gibt sie sich immer ganz und gar hin.“

Beireis schien über etwas nachzusinnen; dann machte er ein bedenkliches Gesicht und sagte: „Für was hältst du den Junker?“

Leonhard war betroffen von dieser Frage. „Ich weiß ja, daß er ein leiblicher Mensch ist, aber meine Frau habe ich stets in Ungewißheit gelassen, ob er nicht ein geheimes Wesen sei“, antwortete er mit Vertraulichkeit.

„Wenn er aber dennoch ein übernatürlicher Diener der Finsternis wäre?“ fragte Beireis mit einer experimentierenden Bedenklichkeit im Blicke.

Leonhard lächelte, als wollte er andeuten, daß er ja ein eingeweihter Diener der häuslichen Geheimnisse sei.

„Als ich eben von Süpplingenburg zurückkam, hörte ich eine große Unruhe auf dem Korneliusberge und es wurde mir gesagt, daß der Teufel einen Studenten verwundet, ihm die schöne Eva entrißen und mit ihr durch die Luft davongeflogen sei.“

Der Jamulus erschrak und wollte mehreremale zum Sprechen ansetzen, ohne es zu vermögen.

„Daß deine Frau ein vorsichtiges Stillschweigen über die Liebesgeschichte beobachten; es wird zu einem Stadt-schrecken werden, wenn Eva nicht wiederkehrt, und der mir beschriebene Teufel glich dem Junker auf ein Haar.“

„O barmherziger Himmel!“ seufzte Leonhard, als er den Ernst bemerkte, womit Beireis eben gesprochen hatte, „das unglückliche Mädchen, Mitleid zu haben ist oft schlimmer, als hartherzig zu sein, das habe ich meiner Frau genug gesagt, sogar den Schmidt möchte sie glücklich machen!“

„Was will denn Schmidt?“ fragte Beireis gespannt.

Der Jamulus hatte sich zu der Aeußerung unbedacht-samer Weise hinreißend lassen und schien verlegen. „Weil der Student Schmidt immer so unglücklich aussieht, so glaubt sie, er hätte nicht satt zu essen und ich muß meine

ganze Autorität zusammennehmen, um zu verhindern, daß sie ihm was anbietet, das er doch nicht nehmen würde, da er einen Hungerstolz hat, der ebenso widerwärtig ist, wie sein Dünkel in der Wissenschaft.“

Aus dem listig um die Mundwinkel spielenden Lächeln verriet Beireis, daß er recht wohl die neidische Rivalität herausfühlte, die Leonhard gegen Schmidt mürrisch und feindselig stimmte. Diesen Reiz benutzte Beireis aber zu seinen stillen Zwecken, indem er den Jamulus, als Aus-
hörer und Beobachter Schmidts, nach manchem fragte, was er zu wissen für nötig hielt.

„Ist Schmidt heute hier gewesen?“

„Er holte sich um vier Uhr die Liste von den chirurgischen Patienten, die er besuchen sollte.“

„Hm, hast du neues erfahren, was er in der Chemie treibt? Du bist doch gestern lange mit ihm im Laboratorium zusammengewesen, wo er Pflanzenextrakte und Salben bereiten mußte.“

„Er ist sehr still, er geht aufs Goldmachen aus und es ist mir verdächtig, daß er neulich Weingeist und Holzspäne unterwegs gekauft hatte und so lange er hier war, in einer Ecke des Laboratoriums verbarg.“

Diese letzte Mitteilung erschien dem Hofrate nicht so belächelnswert, wie die der Goldmacherei, er machte einige unruhigen Gebärden, stand vom Sessel auf, brummte: „Hm! hm!“ und schritt nun um den in der Zimmermitte stehenden Schreibtisch. Dann sah er zerstreut den Jamulus an und sprach: „Morgen früh richte dich darauf ein, blaue Farbe zu machen. Es ist Zeit zur Ruhe, gute Nacht.“

Leonhard ging und Beireis setzte jetzt seinen Gang durch die Stube in einem unwillkürlichen Selbstgespräche fort. Unter den lautgesprochenen Worten waren folgende zu vernehmen: „Weingeist und Holzspäne, hm! sollte er von Gretchen heimlich in die Essigstube eingelassen sein? Er ist ein denkender, rasch auffassender Dreiviertelkopf, sollte er von Schlosser gebraucht werden, um für den Lohn der Liebe mein Geheimnis zu ergründen? Weingeist und Holzspäne! Wenn er sich am Goldmachen abmühte... das bliebe ungefährlich, es ist hohe Zeit, daß ich einen öffentlichen Schritt tue, die verdammten Freigeister, die

infame Aufklärung... ho! ho! noch haben sie mich nicht eingeholt, was ich weiß, das erreicht die langsam nachkriechende Rathederweisheit erst nach hundert Jahren!“

Durch stille Ideenverknüpfung mußte Beireis auf eine neue Reflexion gekommen sein, er öffnete einen seitlichen Schrank seines Schreibtisches, den er erst mit einem bei sich führenden Schlüssel aufschließen mußte und nahm ein großes Buch hervor; es war das Kontobuch seiner ärztlichen Praxis. Er notierte dem Gutsherrn zu Süpplingenburg den Besuch und die mitgeschickte Arznei an und schlug dann eine Folie auf, wo der Name: „von Staffenberg“, oben an als Ueberschrift zu lesen war.

„Was er nur im Schilde führt?“ murmelte Beireis beim Ueberblicken der Honorar- und Beköstigungssumme. „Ein Mädchenraub erlaubt ihm nicht, wieder öffentlich zurückzukehren, sein Fuß ist geheilt, sein Name und Vermögen bürgen mir für die Bezahlung, man wird nicht an seine Verfolgung denken, wenn ich den Aberglauben zu seinem Nutzen gebrauche; so sei er denn der Teufel selbst gewesen, ha! ha! es mag sich der aufgeklärte Henke die Zähne daran ausbeißten.“

Unter diesem mehr innerlichen, schadenfrohen Lächeln schloß Beireis das Buch wieder in den Tischschrank ein. Dann pfiff er mit pfiffiger Miene in die Tasche seiner langschößigen Weste und holte den Brief heraus, den ihm der Famulus vorhin überreicht hatte und der um neun Uhr im Hause abgegeben sein sollte. Bei dem Oeffnen dieses Briefes, dessen Form und Aufschrift von großer Zierlichkeit waren, veränderte sich die Miene des Hofrates auffallend; der schalkhafte, listige, überlegene Zug gewann einen weichen, sinnlichen Ausdruck, die Augen, sonst prüfend und stechend, blickten mit einer glänzenden Ermattung auf die zart geschriebenen Zeilen nieder. Er las, ließ die Hand mit dem offenen Briefe auf das Knie niedersinken und gab sich einem träumerischen Nachsinnen hin. Plötzlich fuhr er mit der Hand über das Gesicht, der hohnlachende Zug kehrte zurück, ein momentan ihn überkommenes Gefühl, ein vor den Sinnen aufgetauchtes lockendes Bild schien wieder der kalten Verstandesherrschaft gewichen zu sein.

Der Brief lautete: „Mein teuerer Arzt des Leibes und der Seele! Sie haben mich den ganzen Sonntag vernachlässigt und meine Sehnsucht treibt mich noch am Abend, Sie um einen kurzen Besuch zu bitten. Ach! in Ihrem Worte liegt so viel Trost, in Ihrem Anblick so viel Gewißheit, in Ihrer Theilnahme ein unnenndbares Glück! Ich habe seit unserer letzten Unterredung viele unruhige Stunden gehabt, ich fühle meine Brust so schwer und beklommen und doch ist mir, als fühlte ich meine Krankheit weniger. O! kommen Sie heute noch zu mir, bewunderungswürdiger Mann, erklären Sie mir selbst, wie es zugeht, daß meine Sehnsucht nach Ihnen mächtiger ist, als das stille Grauen, welches ich vor Ihrer Weisheit und Wunderkraft empfinde. Ihre dankbare

Gertrude von Seckendörfer.“

Beireis genoß auf seine Weise den doppelten Eindruck dieses Briefes. Während er mit voller Befriedigung seiner Eitelkeit die Bewunderung einer weiblichen Seele als einen angenehmen Tribut empfing und in sich nachwirken ließ, sah er gleichzeitig vor den geschmeichelten Sinnen die Erscheinung des reizenden Weibes, dessen schmachthender Blick aus den dunklen seelenvollen Augen, dessen kleine mit Brillantringen geschmückte Hand, dessen holbe Verschämtheit in Miene und Gebärde bei Gewahrwerden zufällig enthüllter Reize, dessen weißer, reicher Busen und braunes, pudersfreies Haar, dessen unermeßliches Vermögen endlich lüstern vor seiner Phantasie auftauchten. Er sah den zierlichen verführerischen Fuß, er gedachte des vertrauensvoll flehenden roten Mundes, wenn er sich als sorgsam prüfender Arzt kühne Berührungen erlaubt hatte, er sah die bezaubernde Traurigkeit in dem blassen, bildschönen Antlitz, die sein jedesmaliges Weggehen von der Leidenden begleitete. Plötzlich trat in seine Miene der sarkastische, listige Zug der Ueberlegenheit zurück, er sagte sich, daß die schöne Frau entweder eingebildet krank sei, oder sich noch länger so stelle, um mit ihm zu verkehren, und daß er, aus Eigennuß und Wohlgefallen an ihr, sie selbst von der Nothwendigkeit einer längeren Kur überredet habe. Es fiel ihm dabei die hohe

Abkunft und das bedeutende Vermögen derselben ein und das pfiffige Lächeln, welches jetzt durch seine Miene spielte, wurde unwillkürlich wieder von einem ernstesten Zuge berechnenden, spekulierenden Nachdenkens beherrscht. Mit raschem Entschluß raffte er sich aus seiner nachlässigen Lage des Nachsinnens heraus, schloß den Brief sorgfältig in den Schrank seines Schreibtisches, ergriff die Feder und begann auf das nächst vor ihm liegende Rezeptpapier zu schreiben, auszustreichen und, den Kopf stützend, von neuem zu schreiben. Er dichtete (denn auch darin glaubte er sich groß) eine poetische Verherrlichung der schönen Frau.

Es hatte bereits die Mitternachtsstunde geschlagen — Beireis saß noch vertieft an seinem Schreibtische.

Wir kehren in der Zeit zu dem Moment zurück, wo der Junker von Staffelsberg mit kühnem Arm die willenslose Eva vor sich auf das Roß genommen hatte und den Korneliusberg hinab in die mondhelle Ebene fortgesprengt war. Dieser rasche Entschluß war eine Tat der Liebe und Ratlosigkeit gewesen. Als der Junker nämlich die Worte der Studenten vernommen hatte: „Er ist in den Hals getroffen! Er verblutet!“ entsetzte sich der ritterliche Fechter über seinen Sieg, denn er mußte voraussehen, daß der Tod des Gegners ihn in eine gerichtliche Haft und Strafe bringen würde, die er um jeden Preis umgehen wollte. Flucht auf der Stelle war das einzige Rettungsmittel, zumal er wußte und auch in diesem Augenblick der Not erfahren konnte, daß die Umstehenden ihn für den Teufel hielten und furchtsam zurückwichen. Ein neuer Kampf begann in seiner Seele, als er Eva wie versteinert neben sich stehen sah, wie sie auf die vom Fackel- und Mondschein gespenstisch beleuchtete Gruppe starrte, welche den verwundeten Studenten umgab. In diesem Moment machte das sonst so mutwillige junge Mädchen einen wunderbar ergreifenden Eindruck auf ihn, er rang zwischen Flucht und Bleiben — er hatte Eva noch nie im Schmerz gesehen, seine Liebe wurde durch ein erschütterndes Mitleid zur höchsten Leidenschaft gesteigert. Da hörte

er ihre zitternden Worte: „O mein Gott, ich darf mich nicht wieder in Helmstedt sehen lassen!“ Er hörte zugleich von feindlichen Stimmen rufen: „Das Mädchen ist eine Geze!“ Wie hätte er auf seine eigene Flucht bedacht sein können, ohne auch Eva aus einer gewissen schweren Prüfung zu befreien! Die Lage erheischte einen kühnen, schnellen Entschluß, er griff Evas Arm, zog sie heftig mit sich fort aus dem Jackelschein in die dämmerige nächste Niederung des Platzes, er wurde kühner, als er das bestürzte Mädchen willenlos folgen sah. Da erscholl der Ruf mehrerer Studenten: „Wir müssen eine Korpsache daraus machen!“ diese drohende, in ihren Folgen für ihn und die Geliebte gefährliche Aeußerung entschied vollends über den nicht weiter überlegten kühnen Entschluß. Eva stuzte, als der Junker sie heftiger mit sich forttrieb, das Wort „Rettung“ erschlaffte die Betäubte noch mehr und in einem fast ohnmächtigen Zustande ließ sie sich auf das Pferd schwingen. Mit halber Bemerklosigkeit klammerte sie ihre Arme um den sicheren Reiter. Dieser hatte selbeinwärts, ohne eigentlich zu wissen, wohin er galoppierte, seinem schnaubenden Rosse freien Lauf gelassen und nur das Weite gesucht. Eine Viertelftunde war darüber vergangen, als sein Arm, womit er Eva auf dem Schenkel festhielt, ermüdete und sie sich, als erschrecke ihr aufgeschlagenes Auge vor der raschen Eile in geheimnisvoller Dämmerung, an dem jungen Manne emporrichtete und ihn furchtsam anstarrte. „Walter! um Gotteswillen, Walter!“ stieß sie bebend und die Hände gegen die Luft ausstreckend, als wollte sie sich gegen die Fortbewegung sträuben, aus beklommener Brust hervor, „Walter, was beginnst du? Wohin führst du mich?“

Der Junker hielt sein Roß an und blickte sich um. Er befand sich auf einer Wiese weit vom Korneliusberge, von dessen Höhe der glühende Schein und der schwarze Rauch der Jackeln in die Luft aufstiegen. Es herrschte aber auf dieser Wiese eine geheimnisvolle Ruhe und ein milder Mondglanz, welcher auch den Feuerschein auf fernem Berge undeutlich machte. Der Junker schwang sich mit seiner schluchzenden Beute gewandt vom Pferde, band dieses an eine Weide, die als eine gespenstische Zeugin

der folgenden Szene neben ihnen stand und warf sich, Eva zu sich niederziehend, auf den Boden nieder.

„O weile nicht zu lange, ich bin so ängstlich; ach; wo sind wir, ich sehe die Stadt nicht“ meinte Eva, sich auf die Knie stützend und erschrocken in die Umgegend spähend.

„Hast du nicht selbst gesagt, daß du dich dort nicht sehen lassen dürfest?“

„Gott sei uns gnädig! Hast du den Kaspar Witte denn getötet?“

„Du mußt mit mir fliehen; hast du mir im Frohsinn vertraut, so fürchte dich auch nicht vor dem Ungewöhnlichen, ich stehe dir bei, auf mein ritterliches Wort.“

„Fliehen? Wohin? Ach! daß du meine Bitten nicht erfüllst hast und nach dem Berge gekommen bist!“

„Ich will dich allein besigen, ich kann es nicht dulden, daß Studenten mit deinen Reizen buhlen; hast du mir nicht selbst gesagt, daß du es bei deiner Mutter nicht aushalten könntest, daß du verzweifetest, wenn ich dich nicht befreite?“

„Aber das Unvorbereitete erschreckt mich, ich habe ja nichts, als was ich trage, bei mir — tröste mich darüber, ich begreife es noch nicht, was du vorhast.“

„Wir reiten diese Nacht durch. An der hannoverschen Grenze liegt ein Gut, dessen Herrn ich auf der Jagd kennen gelernt habe. Er wird uns aufnehmen und bergen, bis wir uns auf weitere Reise begeben können. Der Hofrat Beireis wird uns nützen.“

„Beireis? Der mit sein Haus hat verbieten lassen?“

„Das Ungewöhnliche unseres Verschwindens wird in Helmstedt Aufsehen erregen, man wird bereit sein zu glauben, daß dich der Teufel geholt habe, wofür man mich ja gehalten hat. Das wird Beireis belustigen und anregen, uns weiter zu fördern. Ich will morgen an ihn schreiben, ihm unsere Flucht entdecken; er weiß, daß ich ihm jede Bemühung zahlen kann, er soll uns Vorschuß leisten und Effekten schicken.“

„Und wohin? Walter, wohin willst du mich bringen?“

„Nach Steiermark, dort wollen wir zusammen leben. Auf einem Bergschlößchen sollst du wohnen.“

Eva sah in ihrer angstvollen Aufregung noch lieblicher und verführerischer aus, als in der früheren Miene des mutwilligen Leichtsinns. Ihr Charakter, der nur für die Gegenwart empfänglich war und in ihrem Gemüth Lust und Leid wie eine Bilderreihe flüchtig vorüberziehen ließ, fand sich bald in die seltsame Lage, welche den Reiz des Ungewöhnlichen für ihre empfänglichen Gefühle hatte, mit ebenso leichten wie naiven Trostgründen hinein. Sie eilte mit ihrer Phantasie voraus nach dem verheißenen Bergschlößchen und horchte mit der Anmut eines schönen Kindes, dem noch Tränen im Auge hängen, während es sich an dem Märchen erfreut, welches das Leid vergessen machen soll, nach den Worten des Junkers, der in der Schilderung der glücklichen Zukunft immer gesprächiger wurde, je lächelnder der feuchte Blick Evas erschien.

Sie glückte in diesem Moment einer Elfe, welche mit dem geliebten Ritter verkehrt und auf die Zauber einer unbekannten Welt im fernen Morgenland horcht. Auf den Knien vor dem Jüngling ruhend, die Hände unwillkürlich gefaltet, das blonde Haar vom wilden Ritt lang über den weißen Nacken herabhängend, die Züge des Antlitzes vom Mondlichte verklärt, hörte sie dem Junker zu, und wenn ihr von Bildern der glücklichen Ferne trunkenener Blick zufällig in die dämmerige Landschaft schweifte und die Blut der Fackeln auf dem fernen Korneliusberge ihr mahnend entgegenleuchtete, dann fuhr sie, erschrocken vor der drohenden Gegenwart, welche sich in ihr lockendes Phantasiebild einer märchenhaften Zukunft drängte, vom Wiesenboden auf, um ebenso schnell wieder an der Brust des Junkers Schutz und Liebestrost zu suchen und mit neuer leichtsinniger Lust dem Märchen ihrer glücklichen Zukunft zu lauschen.

Walters erregbare sinnliche Natur hätte kaum der neuen verführerischen Eindrücke bedurft, welche das Bild der von Angst, Freude und Leichtsinn wundervoll verschönten Eva in dieser Einsamkeit auf ihn machte, um die kurze Ruhe auf wild begonnener Flucht in eine halbe Stunde zärtlicher Minne zu verwandeln; das Mondlicht schien so ruhig und mild auf sie nieder, die Weide lispelte in ihren mit der hellen Lust spielenden Zweigen, das Roß

stand regungslos und betrachtete schlummerfüchtig seinen eigenen Schatten.

Plötzlich erscholl aus weiter Ferne ein verworrenes Geräusch. Die Liebenden blickten auf. Am Korneliusberge war eine Unruhe entstanden, einzelne Lichtpunkte bewegten sich von der Höhe herab in die Ebene. Es war der Moment, wo man mit Fackeln dem forteilenden Beirais an den unten am Berge stehenden Wagen leuchtete und die furchtsamen Mädchen die Rückkehr nach der Stadt antraten.

Das Gewahrwerden der sich in die Ebene verlierenden Lichtpunkte der Fackeln und das damit verbundene, matt herüberschallende Geräusch schreckte die von Liebesdrang gefesselten Flüchtlinge aus ihrer Selbstvergessenheit auf. „Wir werden verfolgt,“ dachte jeder gleichzeitig, indem beide vom grünen Wiesenboden aufsprangen. Walter eilte nach dem Pferde und wollte die folgende Eva umfassen, um sich mit ihr auf den Sattel zu schwingen. „Ach!“ seufzte sie mit furchtsamem Beben, „Wohin? Mich ängstigt auf einmal der Gedanke, daß ich dir folgen soll. Mich ergreift Sehnsucht nach der Stadt. Walter! um Gotteswillen, was beginnen wir?“

„Höre, sieh, man verfolgt uns, man wird uns gefangen nehmen wollen, komm, rasch!“ erwiderte der Junker, indem er nach dem fernen Korneliusberge zeigte und Evas Blicke dahin lenkte. Dann aber legte er den Arm um das fügsame Mädchen, schwang sich mit ihr auf das Pferd und als dasselbe den ersten Sprung vorwärts machte, schrie Eva unwillkürlich auf und drückte das Gesicht an die Schultern des Geliebten.

Bald war ihre Spur auf dem Wege nach Königs-lutter in der Dämmerung des Mondlichtes verschwunden.

Der andere Tag war für die Einwohner Helmstedts ein sehr aufgeregter. Das Ereignis von gestern hatte in den verschiedenen Volksklassen die mannigfaltigsten Meinungen und Gerüchte hervorgerufen. Um diese in den besondern Anschauungsweisen, Folgerungen und Wirkungen näher kennen zu lernen, treten wir in einige Versammlungslokale und Volkskreise ein.

Wie sich erwarten ließ, hatte der Vorfall eine große Sensation und Bewegung bei den Studenten hervorgerufen. Es war gewiß seit langer Zeit das erste Mal, daß Professor Henke, welcher morgens sieben Uhr über das Nizäum zu lesen pflegte, am heutigen Morgen ein nur dürftiges Auditorium vorgefunden hatte, denn schon seit früher Tagesstunde gruppierten sich die Studenten auf dem Markte, dem Kollegienplatz und vor dem Hospital zu lebhaften Unterredungen zusammen und machten aus dem Ereignis eine Burschenschaftsfrage.

Der Ducksteinkeller war um elf Uhr vormittags von Studenten gefüllt. Ihre Mienen zeigten den Eifer ihrer Unterhaltung, welcher der alte Hospes, am großen Steinkrug stehend, respektvoll zuhörte.

„Es muß eine Korpsache werden, die Schmach darf nicht auf uns sitzen bleiben, daß unser bester Pauker einen Schmiß an den Hals bekommt von solch einem lumpigen, unbekannten Philister. Alle Freunde des Simson müssen sich beteiligen.“

„Das versteht sich. Der Junker muß der Reihe nach so oft gefordert werden, daß kein heiles Pfund Fleisch an ihm bleibt. Simson hätte auch den Hieb nicht gekriegt, wenn nicht das Satansmädchen ihm in die Parade gefallen wäre.“

„Satansmädchen? Sagt lieber Heze, das ist der richtige Ausdruck. Ich bleibe dabei, der Junker ist der Teufel selbst. Denkt nur daran, daß Simson das Duell als eine Probe betrachtet hat. Und wo ist der Junker gestern abend mit dem Mädchen geblieben, er soll mit ihr auf einem schwarzen Rappen durch die Luft entflohen sein.“

„Ja, ich stimme dir bei, es war kein natürliches Wesen; wie Simson den Hieb bekam, flog eine Fledermaus über die Klinge des Junkers, und als sie verschwand, da stürzte auf einmal das Mädchen auf den Simson, ich stand ganz dicht dabei, mit rechten Dingen ging das Duell nicht zu.“

„Hat Beireis nicht selbst gesagt, daß der Junker hieb- und stichfest sei?“

„Und was wird Beireis dazu sagen, wenn die Burschenschaft seinem geheimnisvollen Hausbewohner alle Tage eine Herausforderung zuschickt, um ihn aus Helm-

steht zu vertreiben? Will Beireis doch unsere Sache führen, lassen wir ihn deshalb gewähren.“

„Nein, nein“, riefen mehrere Stimmen, „der Junker muß aus der Stadt.“

„Und das Mädchen, die Eva Müllerin, darf von jetzt an kein ehrlicher Student mehr pouffieren, weder mit ihr sprechen, noch in unsere Vergnügungen bringen.“

„Consentio! Ich trage darauf an, daß die Eva Müllerin in Versch—ß erklärt wird.“

„Ja, proscribitor!, sie ist eine Hexe!“

„Ei was, ich glaube nicht daran, ich glaube überhaupt an keinen Teufel mehr, seit ich Henke höre.“

„Und ich an keine Wunder mehr, seit Remer uns die Natur verständlich macht.“

„Aber Ihr Lumina, so erklärt uns die Geschichte zur Zufriedenheit; raisonnieren kann jeder, aber Tatsachen enthüllen, das ist die Weisheit. Und wenn die Professoren allesamt dozieren, Beireis kann keine schwarze Kunst, kein Gold machen, kein Wunder tun, keine Krankheiten bannen und den Teufel zitieren, was nützt das — sie können es ihm nicht nachtun und er beweist doch, daß ers kann. Ergo: warum soll der Junker mit der Hahnenfeder und dem Sinkfuße nicht der Teufel gewesen sein?“

Es wußte keiner von den Anwesenden recht darauf zu antworten; man trank und schüttelte mit dem Kopfe.

„Wartet nur erst ab, was die Abgeschickten für Nachricht bringen. Da Beireis unser Gönner ist und stets unsere Freiheiten vertritt, so war es Schuldigkeit, ihm den Beschluß der Burschenschaft vorher anzuzeigen, ehe wir die Korps-Herausforderung an den Junker in seinem Hause schicken.“

„Die ganze Stadt glaubt daran, daß der Böse mit uns angebunden hat. Mein Philister, bei dem ich wohne, will sogar gehört haben, daß der Teufel in der Luft das Mädchen in Stücke gerissen habe. Heute früh haben Landleute erzählt, daß sie auf der Wiese an der Chaussee dicht neben einer Weide ein Taschentuch und eine Gürteltasche gefunden haben, worin die Worte „Eva Müllerin“ gestickt sind. Diese Tasche trug sie ja gestern nachmittag am Nieder.“

„Schade um das hübsche Mädchen. Der Simson war ganz vernarrt in sie. Strömke hat auch unter ihrem Fenster gegirrt.“

„Verdächtig war es mir immer, daß sie so armselig wohnt, nichts verdient und doch immer so fein gekleidet war, das mag sie vom Teufel erhalten haben . . .“

„Da kommen sie wieder, was ist denn dort los?“ rief ein Student und zeigte auf den Markt, wo sich eine Gruppe Kommilitonen versammelt hatte.

„Das sind sie nicht, dort stehen ja Du Roi, Dedekind, Bode, Sandorf, lauter Braunschweiger. Da ist Babst aus Quedlinburg, Schmoen aus Hildesheim, auch Neumeister aus Hamburg . . . was machen sie denn für wunderbare Gebärden? Die haben gewiß was neues gehört.“

„Herr von Strombeck kommt eben um die Ecke des Marktes, von den Edelhöfen her“ sagte der Duckstein-Hospes mit respektvollem Ernst, als er einen prüfenden Blick durch das Fenster geworfen hatte.

„Die Kartellträger kommen zurück. Da sind Strömke, Agricola und Vogler.“

Die genannten Studenten wurden von den auf dem Markte harrenden Freunden mit neugieriger Spannung umringt, und aus ihren Gebärden konnten die an die Fenster drängenden Kommilitonen im Ducksteinkeller erraten, daß die Nachrichten, welche die Erwarteten mitbrachten, lebhaft bewundert wurden. Man stieß die Fenster auf und rief und winkte ihnen ungeduldig zu.

Die Studentengruppe auf dem Markte bewegte sich jetzt nach dem Ducksteinkeller unter lautem Gespräche vorwärts.

„Was habt Ihr ausgerichtet?“ riefen ihnen die Harrenden schon vor dem Eintreten in die Gaststube entgegen.

„Ich habe es gleich gesagt“ versetzte Strombeck, indem er sich auf dem nächsten Schemel niederließ und durch einen dem Hospes verständlichen Wink ein Glas Duckstein verlangte, „der Teufel ist's gewesen, der leibhaftige Satan.“

„Man wird an seiner Aufklärung ganz irre“ sprach Agricola, ein Studiosus theologiae aus Salzwedel, „was soll man glauben, wenn der Beireis einem solche Nach-

richt gibt und die Leute in der Stadt solche Dinge erzählen?“

„Ihr seid lange ausgeblieben, aber so erzählt, was Ihr ausgerichtet habt.“

„Erst waren wir im chirurgischen Hospitale, um Simsom zu besuchen, der sich ziemlich gut befindet, dem es aber in der Wunde brennt wie Höllefeuer, dann mußten wir bei Beireis lauern, wo die Stube ganz von Patienten voll war“, berichtete Vogler.

Strombeck, welcher unterdessen einen tüchtigen Trunk getan hatte, wischte sich jetzt den Bart ab, warf den Samtrock der Hitze wegen von den Schultern und lüftete sich die Hemdsärmel. „Wenn ich es recht überlege“ hub er an, „so hätte es gestern Abend eine verfluchte Geschichte werden können, der Teufel ist noch gelinde mit uns umgesprungen. Denkt euch, wie wir dem Hofrat Beireis anzeigen, daß die Studentenehre eine Paukerei pro patria, will sagen eine Korpsache, aus der Geschichte von gestern Abend machen wolle und ich ihm vorstellte, daß er uns nicht hindern möchte, wenn wir dem Junker, der bei ihm im Hause lebe, zu Leibe müßten, da lachte er laut auf und sagte: „Meine Herren, Sie sind nicht bei Trost. Sie haben keine Macht gegen Wesen, die sich sichtbar und unsichtbar machen können, wie es denselben beliebt; ich will Ihnen nur eingestehen, daß der vermeintliche Junker der Teufel selbst war, den ich durch magische Wissenschaft eine Zeitlang in meinen Dienst gebannt hatte, um ein großes Geheimnis von ihm zu lernen. Seit gestern Abend ist er verschwunden und das Mädchen mit ihm — niemand weiß, wohin.“

Die Studenten sahen sich und den Erzähler an und waren zweifelhaft, was sie glauben sollten; nun aber begannen die andern, vom Markte mitgekommenen Kommilitonen zu berichten, was sie in der Stadt erfahren hatten, es entstand ein lebhaftes, eifriges Durcheinandersprechen, hier und dort entspann sich aus Zweifel, Einwurf und Behauptung ein Streit über die Möglichkeit der Thatfachen. Aus diesen Gesprächen ging hervor, daß die ganze Stadt durch Gerüchte über das gestrige Ereignis in allgemeine Aufregung geraten war. Der bürgerliche Aber-

glaube, geneigt, das schrecklichste zu glauben und durch Zusätze der Phantasie noch grauenhafter zu machen, hatte die Begebenheit zu einer wundervollen, haarsträubenden Geschichte vergrößert, wonach der Teufel gestern abend die sündige, leichtsinnige und gottvergessene Eva Müllerin mitten aus dem Vergnügen des Studentenballes herausgeholt, den sich zur Wehr setzenden Kaspar Witte verwundet und dann auf höllischem Rappen die schöne Hege durch die Lüfte entführt habe, um sie hoch über einer Wiese zu zerreißen und ihre Seele in die Hölle zu werfen.

„Was soll man glauben?“ fragten die von der Erzählung und den Gegenreden aufgeregten Studenten, „der Vereis kennt den Teufel und die anderen Professoren leugnen ihn.“

„Sollen wir Henke oder Beireis als Autorität anerkennen?“

„Die Tatsachen lehren wenigstens, daß Beireis geheime Kräfte kennt, die auf das Uebernatürliche schließen lassen, wenn er selbst den Teufel doziert, so muß er auch seine Gründe dafür haben.“

„Und Henke mag in der Begleugnung des Teufels auch zu weit gehen, als persönlicher Gegner des Beireis; in seinem literarischen Streit mit Hurlebusch im Wolfenbüttel wird ihm auch die Aufklärungssucht bitter getadelt.“

„Aber zum Teufel! Was soll man endlich glauben? Wollten wir des Teufels spotten, so würde man uns verhöhnen, daß wir an dem Junker nicht Revanche nehmen, da er doch als simpler Mensch aufzufinden sein müßte.“

„Sollte Beireis vielleicht den Junker heimlich verborgen halten, um ihn zu schützen und uns glauben zu machen, er sei ein Wesen, das sich nach Gefallen sichtbar und unsichtbar machen könne?“

„Dann muß die Eva aufzufinden sein. Was meint ihr, sollen wir einmal vor das Haus des Mädchens ziehen und uns dort überzeugen?“

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Man leerte die Gläser, ergriff die Papiere und Pfeifen, rief die unter dem Tische liegenden Hunde und eilte hinaus auf den Markt. Hier kamen ihnen von dem Kollegienplaze mehrere Freunde mit Rappen entgegen, welche

soeben ein Kolleg gehört hatten und unter denen auch der kleine Loffius bemerkt wurde. Sie schlossen sich dem größeren Zuge nach dem Stadtwalde an, obgleich die helle Stimme des buckligen Loffius die Leichtgläubigkeit der irre gewordenen Studenten lächerlich zu machen suchte.

„Ich habe an dem sogenannten Junker nichts Auffallendes bemerkt“, sagte er im Mitgehen, „seine Tracht ist bei mir zu Lande, in Holland, nichts auffallendes, sein Fechten war das eines natürlichen Menschen und er hätte ohne Zweifel, trotz seiner vermeintlichen Siebfestigkeit als Teufel, den letzten Hieb von Simson recht breit übers Gesicht bekommen, wenn das sappermentische Mädchen unserem Freunde nicht in die Parade gefallen wäre. Wollt Ihr etwas vernünftiges tun, so bringt der Dirne ein Vereat — und ich schreie mit.“

„Wir wollen erst wissen, ob sie da ist, dann soll sie sagen, wo ihr Liebhaber steckt.“

„Ha! ha!“ gellte die helle Stimme der „Freitischglocke“ fort, „da wird es euch so ergehen wie mir gestern abend nahe vor Mitternacht, wo ich von dem höchsten Germanenstein herab den Teufel zitierte, profit, er kam nicht auf mein Zutrinken.“

„Dafür holt er dich ein anderes mal, wenn du es nicht gern hast.“

„Ja! Wahrhaftig! Man weiß nicht mehr, was man glauben soll!“ seufzte Agricola vor sich hin.

Die große, über verschiedene Straßen fortziehende Anzahl eifrig redender Studenten, in deren Mienen die Aufregung nicht zu verkennen war, lockte auch die Bürgerleute neugierig an Fenster und Türen und brachte auch in den Häusern das kurz vorher besprochene Gerücht wieder in Erinnerung. Als die Studenten auf den Wall in die Nähe der verfallenen Stadtmauer gekommen waren, wo das kleine Haus stand, welches der Witwe Müller zur freien Wohnung diente, sahen sie hier viele Leute aus den unteren Volkskreisen, besonders viele Weiber stehen, die mit Grauen und Neugier an dem Häuschen aufblickten und in der Wiederholung des wunderbaren Gerüchtes ein durchschauendes Wohlbehagen fühlten.

„Ich habe es Ihr gestern nachmittag gleich gesagt“, plapperte ein eifriges Weib, „es mußte ein Unglück passieren, ich hatte eine Vorbedeutung. Ein Trost ist noch, daß meiner Schwester Großtochter mit guter Haut von der Studentenfahrt zurückgekommen ist, da sie doch mit ein paar anderen Mädchen am dunkeln Abend zu Fuße nach der Stadt flüchten mußte. Der Böse hatte keine Macht an ihr; ich wills Ihr nur sagen, liebe Wasmussen, ich hatte dem Mädchen heimlich eine Kreuzblume und ein drei Tage in der Bibel gelegenes Majoranblatt in die Tasche gesteckt.“

„Das muß man sich merken, da der Teufel einmal durch die schwarze Kunst des Professors Beireis nach Helmstedt gelockt ist. Hat Sie, liebe Reimersche, denn nicht gehört, was aus der Eva geworden ist?“

„Ei, was anders, als eine in der Hölle bratende Seele. Ach, die arme, fromme Müllerin wird diesen Schreck nicht lange überleben, in demselben Augenblicke, wo der Teufel mit dem Mädchen davongefahren ist, hat hier das kleine Haus fürchterlich gebebt und es ist ein Teil der alten Stadtmauer zusammengestürzt, denn dort auf dem Schutthaufen hat der Teufel jeden Abend gestanden und mit der Eva gebuhlt.“

Die Weiber spähten mit vorsichtigem Blicke nach den Kalksteintrümmern neben dem alten Hause.

„Der Vikarius ist oben bei der unglücklichen Mutter, um sie zu trösten und das Haus mit Weihwasser zu besprengen.“

„Mein Gott, was wollen denn die vielen Studenten? Kommen Sie, Reimersche, das kann wieder ein Unglück geben, die wollen sich gewiß rächen, weil um das böse Mädchen einer von ihren Freunden vermundet wurde, und dann werfen sie gleich die Fenster ein, wie vor acht Wochen neben uns an in der Herberge, ach, ich kriegte vor Schreck den Magenkrampf!“

Diese, zur katholischen Gemeinde gehörenden Weiber zogen sich vor dem Herankommen der Studenten zurück.

„Hier wohnt sie“, rief Strombeck, „seht, wie die Leute nach dem Hause gaffen, bleibt draußen, ich will mit noch einem hineingehen und mich erkundigen.“

Während Strombeck mit einem Begleiter hineinschritt, besahen die übrigen das öde Haus, welches eine zeitlang der schönen Eva zur Wohnung gedient und wo mancher verliebte Studentenblick nach dem engen Spitzfensterchen in der dicken, grauen Mauer hinauf geliebigelt hatte. Man schaute in den unteren, feuchten und öden Hausraum, in welchem vom sandigen, verfallenen Boden eine alte steinerne Wendeltreppe nach oben zu der kleinen armseligen Wohnung führte. Es regte sich das Mitleid für das schöne Mädchen, das in einer solchen verfallenen Behausung noch so viel Lebensfrohsinn und Mutwillen bewahrt hatte, es tauchte bei manchem jungen Manne die Erinnerung an die eigene Zärtlichkeit gegen das liebliche Mädchen auf, dem man oft im Vorübergehen einen schelmischen Blick vom Spitzfenster aus abzugewinnen suchte, man fühlte sich schnell wieder mit dem heitern Mädchen versöhnt und dachte nicht mehr daran, sie durch ein Verleumdung zu beschimpfen.

„In dieser Spelunke muß ein junges Mädchen des Teufels werden!“ dachte mancher still für sich.

Jetzt kehrten die beiden Hinausgegangenen wieder zurück und ihre Miene war sehr bedächtig und ehrbar. Sie wurden schnell von einem Kreise ihrer Freunde umringt und sollten Bericht abstaten.

„Das Mädchen ist verschwunden, der Vikarius vom Ludgerikloster ist bei der alten Frau und tröstet sie; uns fertigte er mit den Worten ab: „Wenn Sie Gutes wollen, so beten Sie für das Heil der armen gepeinigten Seele, der Teufel hat sie geholt, weil sie Sünde getrieben hat mit den Ruchern und Feinden des seligmachenden Glaubens.“

Der Gedanke an das wirkliche Verschwinden der schönen Eva und die daraus erwachsende Wahrscheinlichkeit, daß das Ereignis am gestrigen Abend ein übernatürliches gewesen sei, ließ die Studenten vergessen, dem Vikarius für seine Aeußerung eine Burschenantwort hinaufzurufen; man zog um den Wall weiter und aus der lauten Unterredung entstand allmählig eine stille Reflexion bei jedem einzelnen, welche auch den Freisinnigsten, selbst den kleinen Vossius, durch unabweisbare Zweifel nachdenkend und schweigsam machte...

„Ach!“ seufzte Agricola, „man weiß nicht mehr, was man glauben soll, man wird an seiner Aufklärung ganz irre!“

Am demselben Tage in den ersten Nachmittagsstunden hatten sich auf besondere eilige Einladung mehrere akademische Lehrer in dem Hause versammelt, welches einst der berühmte Theologe Mosheim bis zu seinem Abgange nach Göttingen bewohnt hatte und jetzt Eigentum seines Nachfolgers, des Professors Henke war. Es befanden sich in dem Studierzimmer desselben bei Tabak und Kaffee die Kollegen Remer, Bartels und Lichtenstein, Professoren der Medizin, ferner der Professor der Philologie Bruns und der Jurist Justizrat Delze beisammen. Man unterhielt sich ebenfalls über das Gerücht des Tages, welches alle Bemühten in der Stadt erfüllte und beschäftigte.

„Meine wertgeschätzten Kollegen“, hub der Professor und derzeitige Rektor Henke an, „Sie haben sich sogleich selbst beantwortet, aus welchem Grunde ich Sie heute so eilig und gerade Sie zu mir eingeladen habe. Es gereicht mir zur besonderen Genugtuung, in Ihnen die Männer verschiedener Fakultäten bei mir zu sehen, die auf ihrem näheren Berufsfelde mit mir zusammenwirken, um die Aufklärung zu befördern und den Aberglauben, welcher immer der Betrogene ist, wo die schlaue Klugheit mit ihm verkehrt, aus Vorstellung und Leben des Volkes, ja der Gelehrten, zu vertreiben.“

„Ja, der Gelehrten“, wiederholte Delze, „da habe ich heute noch gelesen, daß ein preussischer Jurist den von mir nachgewiesenen Unsinn der Hexenprozesse verteidigt.“

„Ach! Lassen Sie mich von den orthodoxen Theologen gänzlich schweigen“, versetzte Henke mit schmerzlichem Lächeln, „aber es ist jetzt unsere Pflicht, einen öffentlichen entscheidenden Schritt zu tun, soll uns der Aberglaube nicht in den nächsten Kreisen unseres Wirkens geradezu höhrend ins Gesicht lachen. Sie kennen die Begebenheit von gestern abend, ihre Folgen auf die Stimmung der Gemüter, ihren Einfluß auf die Studentenschaft. Es wäre eine unverantwortliche Schande, wenn wir dulden könnten, daß hier zu Helmstedt, wo zuerst und früh das Licht

der Reformation in dieser Gegend aufgesteckt wurde, abermals der Aberglaube und die Macht des Teufels eine Herrschaft in der Vorstellungswelt der Einwohner und der akademischen Jugend gewonnen; meine Herren, seit heute mittag ist die Stimmung in der Studentenschaft eine nicht allein schwankende, sondern bedenkliche geworden, man glaubt, daß der sichtbare Teufel ein Mädchen mitten aus dem Freudenfeste entführt und zuvor den besten Fechter verwundet habe . . . und mit Bedauern muß ich erklären, daß einer unserer einflußreichsten Kollegen, der Hofrat Beireis, diese abergläubische Meinung bestärkt und recht eigentlich erweitert.“

Remer und Bartels flüsterten mit einander, dann sprach letzterer in scharfem feindseligen Tone: „Was kann man von dem Goldmacher und Scharlatan anderes erwarten, aber er ahnt in seiner Selbstgenügsamkeit nicht, daß das Schwert des Damokles über ihn aufgezogen wird.“

„Er hat“, nahm Remer das Wort, „den fremden Edelmann ohne Zweifel bei sich gehabt, um den Volksglauben vom Teufel zu nähren; ich bin sogar überzeugt, daß er selbst das rasche Verschwinden und den ganzen Spuk heimlich veranstaltet hat, um Aufsehen zu erregen, weil er vielleicht merkt, daß die Volksaufklärung allmählig seinen Wunderschein zunichte macht.“

„Während Sie, meine werten Herren, auf dem Erkenntniswege der Naturwissenschaften dahin wirken, daß die Wunder sich in bestimmte ewige Naturkräfte und Gesetze auflösen und jedermann verständlich und für das Leben brauchbar werden, strebe ich mit Konsequenz auf dem Gebiete des Glaubens und der philosophischen Erklärung des Uebersinnlichen nach einer vernünftigen Anschauung der Dinge“, fuhr Henke fort. „Die Früchte unseres gemeinschaftlichen Wirkens sehen wir denn auch in unserer Stadt, namentlich in der Studentenschaft, herrlich heranreifen, der Teufelsglaube wich immer mehr und wäre längst ausgerottet, wenn nicht Beireis mit seinem ganzen Einfluß und allen Mitteln seiner Eitelkeit darauf hinarbeitete, die Vorstellungen zu verwirren, Gespenster des Aberglaubens zu wecken und das Wunder zu dozieren,

um selbst bewundert zu werden. Es gibt im Menschen einen Hang zum Wunderbaren, welcher sich selbst bei Gebildeten unwillkürlich gegen die Aufklärung sträubt, weil die Bewunderung, selbst der stille Schauer vor dem Ungewöhnlichen mit einer angenehmen Empfindung begleitet ist.“

„Der gestrige Tag ist voll von solchen Wundern“ lachte Delze, „denken Sie nur an den Blitzschlag und den Paradebesuch des Teufels im Beireis'schen Hause, an das Duell des Mephisto in Gestalt eines hinkenden Junkers...“

„Ich habe mir von den Studenten die näheren Umstände erzählen lassen“, sagte Lichtenstein, „der Blitz hat eine Blitzröhre gebildet, welche Beireis für ein übernatürliches Geschenk ausgegeben hat.“

„Und“, fuhr Henke fort, „der Teufel in höllischer Hofequipe, wovon gestern nachmittag die Stadt nicht genug erzählen konnte, war niemand anders, als der russische Fürst Orlow, denn er ist von Beireis noch, wie ich höre, nach dem Grafen Veltheim auf Harbke gefahren und heute morgen auf dem Schlosse in Braunschweig gemeldet.“

„Trotzdem“, bemerkte Professor Bruns, ein feiner, zarter Mann mit geistreichem, vornehmem Gesichte, „trotzdem ist in der Studentenschaft eine merkwürdige Umstimmung der Gemüther seit gestern abend vorgegangen; selbst die entschiedensten Anhänger der Aufklärung, die treuesten Zuhörer von Ihnen, lieber Kollege Henke, schwanken zwischen Vernunft und blinder Anerkennung einer geheimnisvollen Tatsache. Sie wissen, meine Herren, daß ich in dem Hintergebäude meines Hauses sieben studierende Holländer wohnen habe, mit denen ich in Privatstunden besonders die klassischen Wissenschaften und die neueren Dichter durchnehme und auf die ich persönlich einen leitenden Einfluß übe. Heute morgen haben sie sich noch heftig miteinander gestritten, ob es einen Teufel geben könne oder nicht, heute mittag aber waren die kühnsten Vertreter der Aufklärung auffallend kleinlaut und darunter namentlich ein gewisser Lössius, Sie kennen den kleinen Buckligen, lieber Henke.“

„Das ist eine ansteckende Wirkung des Wunderglaubens“, sprach Henke mit deutlichem Eifer der ärgerlichen Erregtheit; „wer nicht bereits philosophisch mit sich und seinen festen Begriffen abgeschlossen hat, der ist leicht für das Ungewöhnliche zu gewinnen und schon das Schwanken ist gefährlich. Aber was wird das gelehrte Berlin über uns urtheilen, daß wir der Aufklärung keine Bahn zu brechen vermögen und müßig zusehen können, wenn der Teufel vor unserem Auditorium an die Wand gemalt wird. Meine Herren, wir müssen einen entscheidenden Schritt tun, wir dürfen uns an die Rückhalte, welche Beireis am herzoglichen Hofe, im Volke und in der für den Schein empfänglichen, akademischen Jugend hat, nicht weiter kehren, nimmt er doch keine Rücksicht auf Kollegialität, wenn er uns in seinen überfüllten Auditorien mit Schimpfsworten traktiert.“

„Ja, es ist hohe Zeit, diesen Geheimniskrämer zu entlarven und dazu wird die Naturwissenschaft direkt beitragen, die ihm, dem Wundermanne, eine ungetreue Freundin geworden ist“, versetzte Professor Remer.

„Wie meinen Sie das?“

„Es ist nicht zu leugnen, daß Beireis, der alles zu wissen vorgibt, alle Naturgeheimnisse, alle Sprachen, alle Künste und Geschicklichkeiten, in der That durch seinen früheren Fleiß und sein besonderes Talent für Scheidekunst und Physik auf Naturkräfte und deren Anwendung gekommen ist, die der Wissenschaft im allgemeinen fremd und unbekannt geblieben waren. Ein anderer würde seine Entdeckungen dem Gemeinwissen haben zugute kommen lassen und seine Ehre in der Förderung der Wissenschaft und in der Verknüpfung seines Gelehrtennamens mit der Geschichte der Entdeckungen gefunden haben, Beireis aber wendete alle, selbst die unwürdigsten Mittel an, andere von dem Wege seiner Entdeckungen durch abergläubische Schreckmittel zurückzuschrecken oder durch Unwahrheit irre zu führen, um seine Entdeckung als ein übernatürliches Geheimnis, die Anwendung ihm offenbar gewordener Naturgesetze als dämonische Mächte bewundern zu lassen. Nun verachtete er aber in seinem Dünkel und eiteln Selbstgeföhle alle anderen Naturforscher, belächelte

die Fortschritte derselben und gab sich nicht die Mühe, sie kennen zu lernen, ja seine Selbstgenügsamkeit geht in der Geringschätzung fremder Arbeiten so weit, daß er in seinen eigenen Vorlesungen die anerkannt schlechtesten und veralteten Handbücher zum Kompendium gewählt hat, um dabei die beste Gelegenheit zu finden, mit seinem eigenen Wissen, im Vergleich mit dem Handbuche des anderen, zu glänzen. So liest er Physik nach dem kurzen Handbuche seines Vorgängers Krüger und nächstdem hat er Eberhards Lehrbuch der Physik hervorgezogen, um nur durch dessen Satz vom „unendlichen Radius“ Gelegenheit zu beißenden Scherzen und Ausfällen auf die anderen Lehrer überhaupt zu nehmen.“

„Na“, lachte Pichtenstein, „das lasse ich in der Physik und Chemie von ihm gelten, aber als Lehrer der Botanik ist er schwach genug; im botanischen Garten kommt er oft genug in Verlegenheit und unser akademischer Gärtner Elster weiß mehr wie er selbst davon. Neulich hat er die Taubnessel als eine *Planta incognita* bezeichnet und, als eine solche von Gertner senior malen lassen.“

„Er glaubt als Lehrer der naturwissenschaftlichen und medizinischen Wissenschaften über alles lesen zu müssen, was nur irgend dahin gehört“, setzte Bartels hinzu, „ich habe den Kopf geschüttelt, wie er Ostern auch Vorlesungen über Fossilien, Kameralwissenschaft, Physik mit Anwendung auf Landwirtschaft, Geburtshilfe, gerichtliche Medizin und zehn andere Doktrinen ankündigen ließ.“

„Die Physik wird indessen sehr stark besucht.“

„Weil er die meisten Witze, Schimpfreden und vermeintlichen Wunder darin anbringt“, fügte Professor Bartels schnell mit gereiztem Tone hinzu, da er recht gut wußte, wie oft er in dieser Vorlesung täglich von zwei bis drei Uhr nachmittags das Stichwort der Beireisschen Animosität war.

„Meine Herren“ sagte Henke, „lassen Sie uns bei dem eigentlichen Zwecke unserer Zusammenkunft bleiben, wir müssen einen öffentlichen entscheidenden Schritt tun.“

„Darauf wollte ich vorhin aufmerksam machen“, versetzte Remer, „daß die Naturwissenschaft nächstens selbst dem Beireis eine ungetreue Freundin wird. Er weiß und

glaubt nicht, daß andere Forscher einen größten Teil seiner Geheimnisse als natürliche Gesetze erkannt haben. Wiegleb in Göttingen hat mir angezeigt, daß er unter dem Titel „natürliche Magie“ alle diese bei Beireis bewunderten Experimente in vier Bänden nächstens darstellen und herausgeben werde, damit ein jeder imstande sei, es nachzumachen. Dieses Buch müssen wir in die Hände unserer Studenten und gebildeten Einwohner bringen, es löst den Wunderschein in nichts und die Bewunderung in Nachahmung auf.“

„Das Werk kommt mir sehr erwünscht, aber wir müssen auch selbst mit der Aufklärung vorangehen“, meinte Senke. „Während ich einen Feldzug gegen den Teufel und Beireis übernatürliche Macht von meinem Standpunkte aus eröffne, müssen Sie, lieber Remer, die Achimie zuschanden machen, Sie, lieber Bartels, die ärztlichen Wunderkuren auf einfache Therapie zurückführen, Sie, lieber Pichtenstein, ebenfalls als Mediziner das Ihrige tun und die Kollegen Delze und Bruns kommen uns auf ihren Gebieten freundlich entgegen.“

„Vor allem sind es zwei Dinge, welche Beireis in den Nimbus des Wunderbaren erhalten, das Goldmachen und die Wunderkur und Vorherfagung bei Kranken“, sagte Bartels; „das Publikum fürchtet den Teufel, aber läßt sich doch gern durch Beireis' Hand die Hilfe der schwarzen Kunst gefallen; man sieht ihn geheimnisvoll reich werden und glaubt an sein Goldmachen; weil er im Auditorium das produzierte Gold vorzeigt, das hat einen eigentümlichen Reiz auf den Menschen; das Gold ist der Teufel, der für den Aberglauben bereitwillig macht. Die Menschen möchten gern auf die leichteste und bequemste Weise reich werden und dazu nehmen sie ihre Vernunft leicht gefangen und finden in der Täuschung schon eine angenehme Befriedigung. Darum halte ich dafür, daß wir namentlich der Goldmacherei des Beireis ein Ende zu machen suchen, indem wir ihr die öffentliche Meinung entfremden.“

„Ich stimme völlig dem Kollegen Bartels bei“, nahm Bruns das Wort; „ich höre von den Studenten, welche mein Hinterhaus bewohnen, wie sie bei allen Entgegnun-

gen der Aufklärung sich immer auf die Tatsache des Goldmachens berufen und deshalb für Weireis schwärmen.“

„Wozu noch der Umstand kommt, lieber Kollege, daß Weireis ein listiger Schalk ist, der jederzeit mit den Studenten hält, alle ihre Wünsche fördert und auf ihre Reigungen eingeht“, sagte Delze; „so lange er Prorektor gewesen ist, hat er nur einen einzigen Studenten relegiert, der ebenfalls Weireis hieß, gewiß tat er das, damit es nur einen Weireis geben sollte, und um klug den Schein der Unparteilichkeit zu verbreiten.“

„Oder vielmehr, damit niemand an Weireis' gewöhnliche Herkunft erinnert werden sollte, da jener Student ein Verwandter von ihm ist“, bemerkte Bartels spitzig; „da habe ich erfahren, daß er alle seine Verwandten, seine noch lebende Schwester selbst, völlig ignoriert, sich stellt, als sei er auf dem Eichsfelde ganz unbekannt, natürlich, weil er den Studenten vorschwagt, daß er weiß Gott woher stamme und eine Reise um die Welt gemacht habe.“

„Er will durchaus ein übernatürlicher Mensch sein!“

„Ha! ha! Wenigstens ein Original.“

„Nun, mit seiner Eigenschaft als Hagestolz und Weiberfeind ist es auch nur äußerer Schein, er weiß die hübschen Frauen und Mädchen schon als Arzt zu finden, Sie erinnern sich, daß er vor zwei Jahren eine unbekannte Dame in seinem eigenen Hause als Patientin behandelte und so weiter; jetzt soll er wieder eine vornehme Gräfin, die im Erbprinzen logiert, des abends häufig besuchen und man will so manchen Verdacht schöpfen...“

„Also zur Sache, liebe Kollegen, wir sind demnach darin übereinstimmend, daß wir gegen die Extravaganzen des Hofrat Weireis einen gleichzeitigen, gemeinschaftlichen Schritt tun“, fiel Henke ein, der die ausartenden und sich gern ins einzelne verlierende Gespräche seiner Kollegen, denen das Bewußtsein von den Ausfällen und Schimpfworten, womit Weireis ihrer in seinen Auditorien gedachte, eine gereizte, giftige Stimmung veranlaßte, auf den Hauptpunkt zurückführen mußte. „Meine Ansicht ist nun die, daß wir in unseren Kollegien, jeder von uns auf seine Weise, direkt die Täuschungen des Aberglaubens

enthüllen und dadurch unmittelbar die Wunder des Beizeis zerstören und die Studenten darüber aufklären, ferner, daß jeder von uns der Reihe nach in unserer Wochenschrift Aufsätze drucken lassen, welche sowohl vom moralischen, religiösen und philosophischen, wie auch vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus den Teufel und das Goldmachen in ihrer Unvernünftigkeit, Lächerlichkeit, aber auch Gottlosigkeit der Lüge darstellen, und das große Publikum davon überzeugen. Dadurch entkleiden wir den Adepten von seinem Wunderscheine, bereiten auf das Erscheinen und die allgemeinere Wirkung der „natürlichen Magie von Wiegand“ vor und retten die Studenten aus den selbstsüchtigen Händen eines Mannes, der einen bedeutenden Einfluß auf seine Zeit und Wissenschaft ausüben könnte, wenn er seine Kenntnisse und Lehrtalente nicht zu Dienern der Selbstsucht und Eitelkeit machte und bei dem man bedauern muß, daß bei einem verschmierten Scharlatan zugleich so tiefe und vielseitige Kenntnisse vorhanden sind und eine unrichtige Anwendung finden.“

„Ich werde“, setzte Bruns mit der ihm eigentümlichen feinen und geistreichen Miene hinzu, „noch besonders bei meinen Holländern darauf hinwirken, den teuflischen Spuk mit allen seinen beklagenswerten Wirkungen gänzlich auszutilgen, und ich habe das Vertrauen, daß die gesunde Vernunft nachhaltiger sein wird, als der Ton unseres marktschreierischen Kollegen.“

„Was für eine Bemandtnis hat es denn mit der Geschichte, welche die Leute von dem Studiosus Schmidt erzählen?“ fragte Remer. „Mir wurde in meiner Eigenschaft als Prorektor neulich eine anonyme, sichtlich von der Hand eines Ungebildeten aufgesetzte Anklage jenes Schmidt zugestellt, worin ich angegangen wurde, denselben wegen „böser Kunst“ in Untersuchung zu ziehen.“

„Wenn es derselbe Heinrich Schmidt, ein armer, aber fleißiger Mensch ist, welcher vor einem halben Jahre bei mir allgemeine Pathologie hörte, so müßte ich bedauern, wenn derselbe auf Irrwege geraten wäre“, sagte Bartels.

„Ich erinnere mich“, fügte Bruns hinzu, „daß meine Holländer von einem Studiosus medicinae Schmidt erzäh-

len, der aus Verzweiflung über seine Armut sich dem Beireis zum Famulus und Chirurgengehilfen bedungen habe, um Goldmachen zu lernen, und daß er seit einiger Zeit in sich gekehrt fast täglich des nachmittags am Fenster des Duchtsteinkellers sitze und grübelnd über den Markt starre. Der kleine, lebhaftes Vossius meinte, der unglückliche Mensch kämpfe mit dem Zwiespalt, den Beireis in ihm hervorgerufen habe, denn auf eine neuliche Anrede habe der Schweigsame recht vernünftige Ansichten über die Natur entwickelt.“

„In dem anonymen Schreiben, welches ich empfangen wurde ich gebeten, den Menschen aus der Stadt zu entfernen, da er sich insgeheim mit höllischen Künsten abgebe und es dem Beireis nachmachen wolle“, sprach Henke mit Gleichgültigkeit. „Ich habe mich natürlich auf solche geheime Angeberei nicht eingelassen, wahrscheinlich ist der genannte Student ein neues Opfer der Selbstsucht unseres Herrn Kollegen.“

Die versammelten Professoren sprangen in ihrer Unterredung auch schnell wieder ab und setzten ihre Pläne zu einem entscheidenden Schritt gegen Beireis fort.

Am Spätnachmittage desselben Tages, als Beireis die große Zahl seiner Patienten abgefertigt hatte, womit er heute schon eine Stunde früher beginnen konnte, da das Kollegium über Physik von zwei bis drei Uhr wegen der noch zu großen Aufregung der Studenten nicht zustande gekommen war, schritt er wohlgemut durch seine Studierstube und in seiner Miene war ein verschmühtes Lächeln vorherrschend. Er hielt einen Brief in der Hand, den er soeben empfangen und gelesen hatte und dessen Inhalt ihn reizte, noch einmal flüchtig hineinzusehen. Mit einem listigen Ernste zündete er darauf ein Schwefelhölzchen an und übergab jenen Brief den Flammen, dann zog er die Glocke und es trat Leonhard ein, welcher den Geruch des verbrannten Papier bemerkte und neugierig nach der letzten glimmenden Asche im Spucknapf blickte.

„Ist der Bote noch draußen?“ fragte Beireis.

„Ja, Herr Hofrat, meine Frau hat ihn in meine Stube genötigt.“

„Hat er nicht erzählt, woher er kommt und was er will?“

„Nein, er hört und spricht nicht.“

Beireis lächelte, denn er wußte bereits aus dem Inhalte des verbrannten Briefes, daß der Bote taubstumm war. Dieser geheimnisvolle Brief hatte aber folgenden Inhalt gehabt:

„Da Sie ein Mann der Wunder sind, so wird auch mein plötzliches Verschwinden und noch dazu mit einem Mädchen, nichts ungewöhnliches für Sie haben. Ich hoffe auf Ihre Unterstützung. Sie kennen ohne Zweifel schon die Ereignisse auf dem Korneliusberge; man hält mich für den Teufel, der eine schöne Hege entführt hat; ich mußte flüchten, um mir und meiner Liebsten eine Reihe von Unannehmlichkeiten und Enthüllungen zu ersparen. Der Baron Wollmoden auf der hannoverschen Grenze, den ich durch Sie auf der Jagd kennen lernte und der ein Mann ist, der selbst viele Abenteuer erlebt hat, ist heute morgen mein Wirt und beherbergt mich und meine schöne Beute. Es ist mir jetzt darum zu tun, alle meine zurückgelassenen Effekten zu erhalten, und da der Baron einen taubstummen Knecht hat, so kam er auf den köstlichen Einfall, diesen verschwiegenen Boten mit meinem Briefe an Sie abzuschieken. Lassen Sie alles, was ich zurückgelassen habe, in den Koffer packen, den der Bote auf seinem Wagen mitbringen wird. Mein mir erst neulich angeschafftes Pferd, worauf ich entflohen bin, habe ich bereits dem Baron verkauft. Eva folgt mir freiwillig in meine Heimat, wo sie es gut haben soll. Empfangen Sie, verehrter Herr Hofrat, vorläufig meinen lebhaftesten Dank für die Heilung meines verwundeten Fußes; gleich nach meiner Ankunft auf den Gütern meiner Familie sende ich Ihnen ein Honorar für alles, was ich Ihnen schulde und es bürgen Ihnen mein Stand, Name und Vermögen für die ehrenhafte Lösung meiner Verpflichtungen gegen Sie, welche Sie noch dadurch vergrößern werden, daß Sie heute meine Bitte gewähren und mich jeglicher Verfolgung entziehen, indem Sie mich als den Teufel ferner in der Vorstellung der Leute agieren lassen.

Ihr ergebener Waltherr von Staffelberg.“

„Leonhard“, sagte Beireis, „was der Teufel in meinem Hause zurückgelassen hat, das packe sorgfältig in den Koffer und gib ihn dem Menschen mit, den der Teufel genannt hat, daß er nicht hören und sprechen kann.“

Der Famulus sah den Hofrat mit einer Miene an, die ebenso verwundert als ungläubig erschien. „Sie meinen die Sachen des Junkers?“ fragte er, den Herrn groß anblickend.

„Nenne ihn nicht mehr Junker, er ist etwas anderes als ein Mensch.“

„Und Eva? Lieber Gott, das arme Mädchen!“

„Folge mir, ich will bei dem Einpacken zugegen sein“ sprach Beireis schnell, um jede weitere Erörterung zu vermeiden.

Leonhard folgte dem in die oberen Räume des Hauses eilenden Hofrat, wo der Junker logiert hatte und wo überhaupt von Zeit zu Zeit auswärtige Patienten, welche der Ruf des Arztes nach Helmstedt zog, Quartier zu nehmen pflegten. Hier musterte Beireis alle Effekten des Entflohenen mit Neugier, ließ den Koffer damit füllen und diesen heruntertragen, um ihn zu versiegeln. Der taubstumme Bote wurde geholt, derselbe schwang mit einer ungewöhnlichen Kraft die von Leonhard nur mühsam fortbewegte Last auf die breiten Schultern und ging lautlos davon.

Beireis lächelte. Leonhard ging nachdenklich in die Stube zu seiner Frau.

Mit großer Sorgfalt auf sich selbst, die Beireis sonst nicht an seine veraltete Toilette zu verwenden pflegte, stellte er sich vor den Spiegel und betrachtete seine Kleidung, Perücke und Miene. Dann rieb er sich das Gesicht, band eine reine, weiße Halsbinde ein, in welche er zuvor die große silberne Schnalle, welche in der abgelegten Binde befindlich gemessen, befestigt hatte, besah seine hochklappigen Schuhe, blickte in den Spiegel zurück und prüfte das Feuer und die Lebhaftigkeit seiner Augen. Zufrieden mit sich selbst setzte er den dreieckigen Hut auf die niedere weiße Ziegenhaarperücke, drückte die seitlichen Locken und den kleinen Zopfknötchen fester an, steckte ein beschriebenes Blatt, das er geheimnisvoll aus dem Schrank

des Schreibtisches nahm, behutsam in die lange Westentasche und schritt, weniger als sonst gebückt und vorsichtig, aus seinem Zimmer, das er verschloß, und dann aus der Haustür, welche durch Mechanismus hinter ihm von selbst sich verriegelte.

Er nahm seinen Weg nach dem Ziegenmarkte und schlüpfte mit einer gewissen Behendigkeit, als wollte er nicht gerade bemerkt werden, in das Wirtshaus zum Erbprinzen. Auch dem Wirt schien er heute nicht sichtbar werden zu wollen, denn er huschte schnell und geräuschlos über den schmalen Hausflur nach der Treppe, wo er nicht bemerkte, daß der Wirt die Gardine vom Türfenster hob, ihm mit geheimnisvollem Lächeln nachspähte und still die Gardine wieder zufallen ließ.

Beireis blieb vor dem Zimmer Nr. 1 weilen und horchte. Er glaubte einen Seufzer zu vernehmen; mit seiner Lebhaftigkeit, die sich bei allem, was ihn interessierte, rasch zur Leidenschaft steigerte, öffnete er, ohne anzuklopfen, die Tür. Hier im Zimmer hatte sich seit dem ersten ärztlichen Abendbesuch des Hofrats manches geändert. An die Stelle des Krankenbettes war ein Kanapee gekommen, auf dem Tisch stand freilich noch ein Arzneiglas, aber es dufteten daneben auserlesene Blumen in kostbaren Porzellanvasen. Die Gardinen waren so weit herabgelassen, daß ein weiches, rötliches Dämmerlicht hindurch fiel und sich in der Stube verbreitete. Auf dem Kanapee lag in hingegossener Formfülle die schöne Gertrude von Seckendörfer, deren weißes Gewand den zierlichen Fuß, den lockenden Arm und die runde Brust gerade soviel un verhüllt ließ, um die verführerische Macht dieser schönen weiblichen Formen wirksam zu machen. Mit leichtem Erröten, ein verschämtes: „Ach! Sie, teurerer Freund!“ mit den roten Lippen lispelnd, wollte Gertrude beim schnellen Eintreten des Hofrats emporspringen und in dem Gefühl der Ueberraschung die holde Pflicht der Sittsamkeit erfüllen, aber jede neue Bewegung wurde, trotz des verschämten Widerstandes, nur noch verräterischer in den Reizen der schönen Gertrude. Mit leuchtenden Augen und schnellem Scharfblick hatte Beireis diese dargebotene Schönheit erspäht und indem er die weiche, mit Brillant-

ringen geschmückte Hand ergriff und sie zärtlich küßte, lächelte Gertrude mit einer bezaubernden Milde und Traurigkeit auf ihn nieder.

„Meine Gnädige“ hub er an, „Ihr Briefchen, welches ich erst gestern abend spät empfing, weil ich eine ärztliche Landfahrt gemacht hatte, hat mich sehr beunruhigt. Ich konnte leider erst jetzt die Zeit finden, Ihnen meine Entschuldigung mündlich auszudrücken. Aber noch um Mitternacht habe ich mich mit Ihren Vorzügen beschäftigt.“

„O! Sie guter, bewunderungswürdiger Mann! Wie soll ich Ihnen diese Güte und Opfer jemals danken. Ach, ich bin traurig, wenn ich darüber nachsinne, daß ich so wenig meine Gefühle durch die Tat verwirklichen kann!“

„Aber, meine Teure“ sagte Beireis, indem er einen bohrenden Blick in ihre schmachtenden, dunklen Augen richtete und sie aufgeregt an das Kanapee zog, um neben ihr Platz zu nehmen. „Meine Liebe, wie meinen Sie das? Ich bin glücklich, Ihr edles Leben von einer verzehrenden Krankheit völlig befreit zu haben. Das ist ein stolzes Glück, Sie der Welt zu erhalten.“

In die sanfte Schwärmerei ihrer Miene mischte sich in diesem Augenblick, wo Beireis diese Worte mit zärtlichem Selbstgefühl sprach, ein Lächeln, welches ungewiß ließ, ob es stumme Dankbarkeit oder ein Hohn sei und das zu flüchtig war, um von Beireis, der auf die weiße Hand mit den Brillantringen zufällig niederschäute, bemerkt zu werden. „Ach!“ sprach sie langsam und indem sie durch ihr Zögern, wobei sie den neben ihr sitzenden Mann mit einem verstohlenen Triumphe seitlich betrachtete, dessen Aufmerksamkeit rege machte, so daß er gespannt aufblickte, „ach, ich fühle mich in Ihrer Nähe so stark und lebensfroh. Aber ich kann nicht immer hier bleiben, meine Heilung erschreckt mich, ich weiß, daß ich mich an Ihre Nähe, Ihren Trost so schnell gewöhnt habe, daß ich an der Sehnsucht wieder kranken werde. Ach, wären Sie doch nicht so reich, um Ihnen alles hinterlassen zu können, was ich besitze, bewunderungswürdiger Mann“, hier hob sich ihre Stimme plötzlich aus dem Tone der Traurigkeit zur leidenschaftlichen Bewegung, „ich kann es nicht gewaltsam töten in mir, was das Glück

meines, von Ihnen wiederempfangenen Lebens ausmacht. Ach, oft möchte ich wünschen, auch Sie entbehrten etwas, das Ihnen meine Dankbarkeit darbieten könnte.“

Hierbei feuchteten sich die schmachtenden Augen und sie drückte die weiße Hand auf den reichen, schmerzlich aufwogenden Busen.

Beireis hatte anfangs diese von weiblicher Schönheit dargebrachte Huldigung mit einem feinen Lächeln erwidert, als er aber die plötzliche Leidenschaft in dem Blick und Ton der verführerischen Frau bemerkte, empfand er eine ungewöhnliche Wärme und ein Verlangen, welches sich unwillkürlich im süßlichen Zuge des Mundes und im sinnlichen Glanze der Augen kund gab. Dabei aber verriet er deutlich die sich selbst schmeichelnde Eitelkeit in der ganzen Haltung und in dem verstohlen über sein eigenes Bild im Spiegel gleitenden Blick, dem ein fast unmerkbares Lächeln der Befriedigung folgte.

„Meine Gnädige“, sprach er, indem er kühn seine Hand auf ihren Nacken legte, was sie nach dem ersten, schamhaften Erschrecken duldet, indem sie ihn bittend und vertrauensvoll anlächelte, „wo gibt es wohl einen Menschen, der nichts entbehrt? Oft erfährt man erst spät, was man eigentlich noch zum Glück vermißt und woran man früher nicht gedacht hat.“

Bertrude lächelte so sanft, so mitwissend, ihre dunklen Augen sahen den Mann so hingebend und erwartungsvoll an, ihre Hand legte sie, als er immer noch zögerte, weiter zu reden, so im Anschauen selbstvergessen auf sein Knie, daß er mit rascher Bewegung diese Hand ergriff und zärtlich sagte: „Sie sind, meine Gnädige, eine außerordentliche Frau, ich achte Sie ungemein hoch, ja, ja, ich ehre in Ihnen das weibliche Geschlecht.“

Es schien in dem verlegenen dankbaren Lächeln Gertrudens eine geheime Nichtbefriedigung verborgen zu sein, denn sie verriet eine innere Zerstreuung, als sie in den Schoß und in die Luft blickte und auch in ihren Augen trat momentan, während des Abwendens, eine kalte Klugheit hervor, welche aber sogleich wieder dem sanften, gefühlvollen Vertrauen wich, als sie mit tiefem Seufzen, als erwache sie aus schwerem Traum, die schönen nach-

tigen Augen gegen Beireis aufschlug. In diesem Blick lag eine ganze Seele voll Liebe, und von der Wirkung dieser Macht eines reizenden Weibes getroffen, küßte Beireis rasch Gertrudens Hand und weidete sich an ihrem Erröten.

„Warum seufzen Sie so schwer, meine Wertgeschätze?“ fragte er sichtlich aufgeregt.

Ehe sie antwortete, sah sie ihn lange sehnächtig, fast mit vorwurfsvollem Blick an. „Ich dachte an meine Zukunft. Ach! Sie haben mir diese entseßlich gemacht. Was haben Sie mir getan, daß ich mich vor einer Trennung fürchte?“

Beireis wollte in sinnlicher Uebereilung in die Westentasche greifen und das vorhin eingesteckte Papier hervorziehen, aber er besann sich plötzlich und sagte schlaui: „Sie bedürfen eines aufrichtigen, weltkundigen Freundes, meine Gnädige, ein so weiches gefühlvolles Gemüt wie das Ihrige kann leicht hintergangen werden, deshalb ängstigt mich die Verwaltung Ihres Vermögens von seiten interessierter Verwandten. Ich möchte Ihnen darin gern dienen. Was sagten Sie doch, dreißigtausend Taler fallen an Fremde, wenn Sie sich nicht wieder verheiraten?“

Die Gräfin sah den Fragenden eigentümlich an, man hätte aus diesem Blick ebensowohl Stolz, Hohn und Befremden, wie vertrauensvollen Ernst lesen können. „Ja“, sprach sie fast gleichgültig, „das Vermögen gehört mir, aber ich achte es nicht, denn wie kann es eine einsame Frau beglücken.“ Plötzlich feuchteten sich die schönen Augen von neuem und sie drückte ihr Gesicht in das Batisttuch, welches neben ihr gelegen hatte.

„Hm! hm!“ räusperte Beireis unruhig und schien rasch zu überlegen. Dann griff er wieder in die Westentasche und hielt das Papier zwischen den Fingern fest. „Nein“, sprach er, „Sie dürfen nicht einsam, nicht ohne männlichen Schutz bleiben, meine Liebwerte. Wenn ich es recht überlege, so habe ich ein Recht an Ihrer Zukunft, ich gab Ihnen die Gesundheit wieder — — ich . . . Hierbei zuckte er mit dem Papier in der Westentasche auf und nieder.

Gertrude hatte alles hinter dem Tuche weg beobachtet; wie er im Weiterreden sich selbst unterbrach, enthüllte sie plötzlich das Gesicht, aus welchem dem Hofrat eine selige, hoffende Freude entgegenstrahlte; sie schien mit Spannung zu horchen, dann atmete sie tief. „Ach!“ seufzte sie, „Mein Herz hat sich ja längst gegen Sie ver-raten, ja, edler, bewunderungswürdiger Mann, ich über-gebe Ihnen meine ganze Zukunft, die ich nur Ihnen zu danken habe!“

Der verführerischen Schönheit dieses Momentes, wo ein schmachtendes Weib alle Reize der Seele und des Kör-pers dem Zauber eines verschämten Geständnisses dienst-bar machte, konnte die leicht erregte Natur des Mannes nicht mehr widerstehen, mit raschem Griffe hatte er das Blatt Papier aus der Westentasche gezogen und dasselbe der schönen Frau auf das Herz gedrückt. „Das schrieb ich um Mitternacht, das beschäftigte mich, unterdessen Sie sich nach mir sehten“, sprach er hastig, während sie in hefti-ger Gefühlsbewegung nach dem Blatte griff und dasselbe entfaltete.

Es war ein Gedicht; sie las, sie breitete die Arme aus und schluchzte: „Ich verstehe Ihr Herz, Ihre Liebe macht mich glücklich, da haben Sie mich, unzertrennlich sind wir verbunden! Auf ewig!“ Weirer wurde von der schönen Frau weit mehr, als diese von ihm in eine lange Umar-mung eingeschlossen. Er erschien in seiner Zärtlichkeit überrascht. Sein Gedicht enthielt keinen direkten Liebes-antrag, sondern nur eine Verherrlichung der schönen Ger-trude, die Ueberraschung der entschiedenen Deutung des Gedichtes wich aber schnell in der heißen Nähe und Berüh-rung des glühenden Weibes und von der sinnlichen Macht ihre Reize betäubt, nannte Weirer die Gräfin seine Ge-liebte.

„Zum Andenken an diese Stunde!“ flüsterte sie glück-lich und streifte mit Gewandtheit einen strahlenden Brillantring vom Finger, um ihn dem Hofrate aufzu-stecken, der dieses Zeichen seiner schwachen Stunde zärt-lich und zerstreut in Empfang nahm. Ein seliges, mehr stummes Austauschen der Gefühle, ein gesteigertes sinn-

liches Genießen seinerseits, ein sanftes, aber auch lockendes Verweigern ihrerseits folgte dieser Minute.

„Um eins flehe ich noch“, flüsterte Gertrude mit unwiderstehlichem Schmeicheltone, „ehe meine vornehmen Verwandten eine Intrigue gegen unsere Verbindung erfinden, um mein Vermögen zu behalten, beschleunige unsere Ehe, sichere dadurch das Glück dieses unaussprechlich schönen Augenblickes.“

Beireis stutzte; das Wort „Ehe“ war ausgesprochen, er besann sich, ob er denn wirklich einen Heiratsantrag gemacht habe.

Gertrude sah ihn mit einem funkelnden, durchdringenden Blicke an. Plötzlich wurde ihr Auge wieder mild und schwachend. „O! Beschleunige den schönsten Tag meines Lebens“, flehte sie unwiderstehlich.

„Das ist auch meine Absicht“, erwiderte er, „ich handle rasch, die Bekanntmachung unserer Verbindung soll auf einen und denselben Tag mit unserer stillen Hochzeit zusammen fallen.“

„O! Herrlicher Mann!“

Der Rausch, in den Beireis geraten war, wurde seiner reflektierenden Natur gemäß nach und nach nüchterner, er strengte sich an, sich in die neue Situation heineinzudenken.

„Ein alter Hagestolz hat manche Gewohnheiten, Eigenheiten und Gebräuche“, sprach er, als ein zufälliger Blick in den Spiegel ihm die eigene Aufregung verriet und er sich wieder in die Haltung der Würde zu versetzen bemühte.

„Darin wird mein Glück bestehen, mich in die Weise meines Geliebten gänzlich hineinzuleben“, erwiderte Gertrude mit beschwichtigender Zärtlichkeit. „Ach! Ich weiß kaum, ob es Ehrfurcht, Dankbarkeit oder Liebe ist, welche mein Herz so glücklich bewegt.“

Beireis gedachte des Umstandes, daß vielleicht sein Wunderruf beeinträchtigt werden könnte, wenn er eine Frau ins Haus nähme, aber es fiel ihm zugleich die Summe von dreißigtausend Talern ein, die er mit erheiraten werde.

„Worüber sinnst du, Geliebter?“ fragte Gertrude mit dem Zauber, welchen die Teilnahme eines schönen Weibes auszuüben vermag, „O! Ueberlaß es mir, jede Wolke von deiner Stirn zu küssen, diese Stirn ist so ehrwürdig, ich fühle eine Andacht, ihr so nahe zu sein, welch ein Wissen ist darin enthalten!“

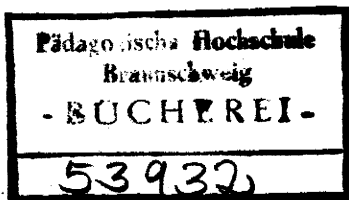
Diese und ähnliche Schmeichelworte taten der Eitelkeit des Mannes wohl, er ließ sich in angenehmer Stimmung von der buhlerischen Kunst der schönen Frau huldigen.

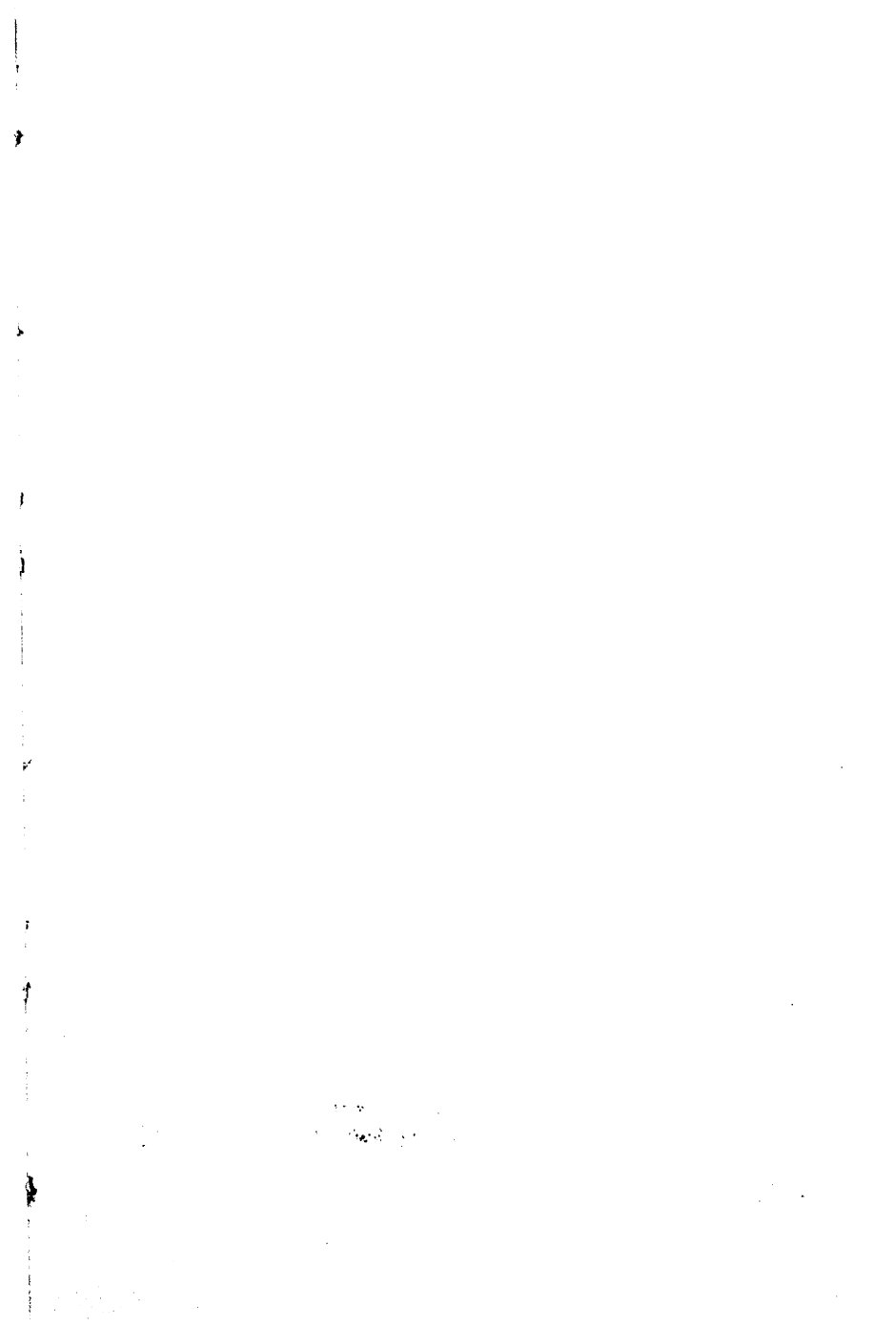
Es war bereits dämmerig geworden, die Stunde mahnte ihn an seine ärztlichen Geschäfte. Gertrude wollte über die Trennung in Schmerz vergehen; er mußte sie trösten, beruhigen mit dem Versprechen baldiger Verbindung aufrichten. „Ein Geheimnis muß es noch bleiben!“ sagte er. „Ach! Bewunderungswürdiger Mann!“ hauchte sie ihm nach.

Als hätte er ein böses Gewissen, so schnell und ungesehen schlüpfte er aus dem Wirtshause auf die Straße. Er schämte sich seiner sinnlichen Erregung und wollte den Verstand überreden, indem er zu sich selbst sagte: „Es sind dreißigtausend Taler; morgen werde ich dieses Geschäft ordnen, jetzt habe ich ein Recht dazu.“

Oben im dämmerigen Zimmer des Erbprinzen blieb Gertrude, nachdem sie dem Scheidenden die letzten Worte der Bewunderung nachgehaucht hatte, unbeweglich stehen und starrte mit den schönen Augen lange in die Luft; dann tönte aus innerster Brust ein Wort, das wie ein fernes Echo erklang. „Triumph!“ jubelte sie fast lautlos und es folgte ein unterdrücktes Hohnlachen.

Ende des ersten Bandes.





Neu herausgegeben aus Anlaß des
200. Geburtstages des Prof. Veireis

2010
429 0

13. 10. 72

